Villa Riunione.

Erster Band.

Villa Riunione.

Erzählungen eines alten Tanzmeisters

von

Fanny Lewald.

Erster Band.

Berlin, 1869.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des ersten Bandes

	Seite
Prinzessin Aurora.	1
Eine traurige Geschichte.	139

Prinzessin Aurora.

Erstes Capitel.

Wir hatten schon über acht Tage an den schönen Ufern des Comer-See's gelebt, als wir bei einem unserer Spazirgänge in die Villa Carlotta eintraten, um den uns befreundeten Intendanten derselben zu begrüßen und um die Arbeiten von Thorwaldsen und Canova, die sich dort befinden, wieder einmal anzusehen.

Hin und her gehend in dem großen Saale des Untergestocks, hielt ich meinen Murray in der Hand, als irgend eine ungeschickte Bewegung mir das Buch entgleiten und zur Erde fallen machte. Noch ehe ich mich aber bücken konnte, es aufzuheben, hatte Jemand, der neben oder hinter mir gestanden und den ich nicht beachtet, mir diesen Dienst geleistet, und als er sich aufrichtete, um mir das Buch mit einer sehr zierlichen Bewegung hinzureichen, riefen wir Beide wie aus Einem Munde: Sie hier? Sie hier? Wie kommen Sie denn hieher?

Ich bin ansässig eine kleine Viertelstunde von hier, auf der Höhe nach Menaggio hin, versetzte der

schöne Greis, den wir hier so unerwartet angetroffen hatten.

Aber seit wann denn?

O, seit Jahren und Jahren! Es werden bald zehn Jahre sein. Sie sehen, ich bin ein Bauer geworden, fügte er hinzu, indem er die Hände in die Taschen seines kurzen, breitschößigen Sammtrockes steckte und eines seiner Beine mit großer Leichtigkeit in die Höhe warf, um uns seine dicken, nägelbeschlagenen Schuhe und die kurzen Ledergamaschen sehen zu machen, welche er nach Landesart an seinen Füßen trug; aber eingerostet bin ich nicht, ich würde Ihnen, wenn man diesen Fußboden nicht zu respectiren hätte, trotz meiner Nägelschuhe und meiner einundsiebenzig Jahre eine Pirouette machen, qui vous rejonirait les yeux!

Er lachte, schüttelte uns noch einmal die Hände, versicherte, daß er sich von Grund des Herzens freue, uns wiederzusehen, und wir konnten ihm mit bestem Gewissen von uns dasselbe sagen, denn unser alter Tanzmeister, Professor Cesare Cesarini, war offenbar noch ganz der liebenswürdige Mann, als den wir ihn in unserer Kindheit und Jugend kennen gelernt hatten.

Er fragte nach Diesem und Jenem in unserer Vaterstadt, ließ sich von unserem Ergehen und von dem unserer Kinder berichten, die er eben so wie uns selber im Tanzen unterrichtet hatte, und als wir während dessen die Villa Carlotta verlassen und

unseren Gasthof erreicht hatten, wo wir uns vorläufig von ihm verabschieden wollten, nahm er, abwechselnd Französisch, Deutsch und Italienisch sprechend, wie es seine Weise war, gleichfalls von uns Abschied.

Aber, fügte er hinzu, ich bin nicht so alt geworden, ohne weise zu werden. Ich greife zu, wenn mir ein Glück in die Hand fällt. So leichten Kaufes kommen Sie von mir nicht fort. Wie lange denken Sie bei uns am See zu bleiben?

Wir sagten, daß es auf einen Aufenthalt von einigen Wochen abgesehen sei.

Gut denn, versetzte er. Heute überlasse ich Sie Ihrem Schicksale und Sich selber. Morgen aber — wenn Sie nicht zu vornehm sind, Sich mit einem alten Tanzmeister einzulassen —, morgen hole ich Sie ab, und Sie sollen es dann einmal versuchen, wie es sich bei einem italienischen Bauern leben läßt. Ich habe ein Obdach, ein gutes Bett, eine Schüssel Maccaroni, eine Polenta, ein Stück Fleisch und eine Flasche Wein für meine Gäste. Nehmen Sie damit fürlieb, so lange es Ihnen bei mir gefallen wird, und gehen Sie, wenn es Ihnen nicht mehr gefällt, Ihrem alten Freunde ein Vergnügen zu machen. Dunque addio! a rivederci! a domani! a domani!

Er schüttelte uns noch einmal die Hände, und uns mit einer seiner schönen Handbewegungen, für die er berühmt gewesen war, noch aus der Ferne einen Gruß zuwinkend, schritt er leicht und elastisch

wie ein Jüngling die Höhe hinauf, um in dem Schatten ihrer Bäume seinen Weg bis zu seiner Besitzung fortzusetzen. —

Die völlig unerwartete Begegnung mit dem alten Freunde war uns eine große Freude gewesen. Wir wußten, daß er schon seit geraumer Zeit sein Amt als Tanzlehrer des königlichen Hofes niedergelegt und sich mit einem nicht unbeträchtlichen Vermögen, welches durch die königliche Pension noch erhöht wurde, zur Ruhe gesetzt hatte; wohin er sich aber gewendet, das hatten wir nie erfahren, und während jetzt sein frisches Aussehen und seine heitere, geistreiche Weise uns erquickten, tauchte bei seinem Anblicke die lange Reihe derjenigen vor uns auf, die mit ihm auf der Mittagshöhe des Lebens gestanden hatten, als wir ihn kennen lernten; und die große Anzahl jener Jüngeren, welche, wie wir, seine Schüler gewesen waren; und wohin wir unser Auge in der Erinnerung wendeten, hatte der Tod die Reihen stark gelichtet.

Es wollte wie eine Wehmuth über uns kommen, aber wir scheuchten sie fort. Man muß es erlernen, am Tage den Tag zu leben und, wenn man der Todten gedenkt, sich der Schicksalsgunst zu freuen, die uns vergönnt, noch zu athmen im rosigen Lichte. Das war, wie er uns heute versichert, auch von je her die Philosophie unseres Freundes gewesen, und, hatte er hinzugefügt, man braucht diese Philosophie, um das Alter nicht weniger angenehm als die Jugend zu finden.

Den ganzen Tag blieben wir in unseren Gesprächen mit Cesare Cesarini beschäftigt. Wir erinnerten uns der Mittheilungen, welche er selber uns in früheren Jahren aus seinem Leben gemacht, und wenn wir seiner mannigfachen Kreuz- und Querzüge und seiner Irrfahrten gedachten, überraschte uns die vielseitige, allgemeine Bildung, die er trotz derselben sich angeeignet, um so mehr.

Zweites Capitel.

Signor Cesare gehörte einer in den Annalen der Tanzkunst und der Seiltänzerkunst berühmten Familie an, welche durch die Frauen von dem „unvergleichlichen Vestris“ stammte. Sein Vater war seiner Zeit, wie der Scheich eines arabischen Wüstenstammes, mit seiner Frau, mit drei Brüdern und mit zehn Kindern, zu denen sich noch seiner Brüder Frauen und die Kinder seiner Brüder gesellt, in der Welt umher gewandert. Er hatte verschiedene Menagerieen, eine große Anzahl schöner, wohldressirter Pferde besessen, und von Norden nach Süden, von Osten nach Westen hatten die Cesarini's Europa durchzogen, hatten Vermögen erworben und verloren, sich nach Bedürfniß in kleinere Trupps getheilt und auch wieder in Masse zusammengefunden, bis dann die Jahre und die veränderten Zeitverhältnisse die Gemeinschaft aufgelöst und die einzelnen überlebenden Mitglieder der Familie sich an verschiedenen Orten festgesetzt und hier und da auch andere Gewerbe ergriffen hatten.

Wir waren recht begierig, zu erfahren, wie Signor Cesare sich eingerichtet hatte, und er ließ sich am anderen Morgen denn auch nicht lang erwarten. Noch ehe es in der Frühe warm zu werden begann, hielt ein Wägelchen, welches zwei Esel zogen, vor unserem Gasthofe, um unser Gepäck nach dem Hause unseres Freundes zu bringen, und fast zu gleicher Zeit legte eine Barke am Ufer an, aus welcher er selber an das Land stieg.

Wir wollen uns das Leben leicht machen, rief er uns entgegen. Der Tiveno, unser Morgenwind, ist uns günstig. Wir fahren zu Wasser bis Menaggio hinauf, dann haben wir nur noch einen kleinen Weg durch die Stadt, eine Strecke durch den Wald, und oben sind wir. Meine beiden Schwestern werden entzückt sein, Sie bei uns zu sehen!

Er bot mir dabei freundlich seinen Arm, mich nach dem Kahne zu führen, unser Gepäck war bereits auf dem Wege, und von dem leisen Morgenwinde lind umweht, schoß die Barke bei dem gleichförmigen Ruderschlage der Bootsleute auf dem lieblichsten der italienischen Seen anmuthig dahin.

Eine halbe Stunde später landeten wir an dem kleinen Hafen des freundlichen Landstädtchens, schritten über den weiten Platz am Ufer, auf welchem die musicalische Liebhaber-Gesellschaft, weil es Sonntag war, ihr Morgen-Concert in Uniform auf offenem Platze der Einwohnerschaft zum Besten gab; und durch die

schmalen Straßen in die Höhe steigend, hatten wir Menaggio bald verlassen.

Frischer Waldesschatten nahm uns auf. Durch die schönen, zackigen Blätter der Kastanienbäume, die ihre mächtigen Aeste von beiden Seiten des Weges herniedersenkten, drangen die Sonnenstrahlen kaum hindurch. Das Gras wuchs hoch in den Obstgärten am Wege und strahlte vor Saft und Frische. Mais- und Kornfelder wechselten mit einander ab. Von den grauen Oelbäumen hingen die Ranken des Weines hernieder, dessen Trauben eben reiften. Schöne Kühe ruhten in dem Grase, leichtfüßige Ziegen blieben mitten in ihrem Klettern stehen und wendeten die Köpfe mit den klugen Augen nach uns um. Unser Freund pflückte einige Blätter von den nächsten Büschen ab und reichte sie den Thieren hin, die mit den weichen Schnauzen eifrig danach langten.

Vor den Häuschen, an denen wir vorüber kamen, saßen Frauen und spannen von der Spindel; in einem der Gärten schnitt ein Mann das Gras; aber jeder von ihnen hielt in seiner Arbeit inne, um unserem Freunde einen Gruß zuzunicken, um ihm ein „Guten Morgen, Signor Cesare!“ zuzurufen, und für jeden von ihnen hatte er ein freundliches Wort und eine Frage um irgend etwas, das den Gefragten anging. Man sah, er war zu Hause, er war wohlbekannt und sehr beliebt in dieser seiner jetzigen Welt.

Es lag aber auch eine unwiderstehliche Anmuth

in dem klaren, braunen Auge, in der offenen, von einer Fülle weißen, lockigen Haares umwallten Stirn des Greises, und wie er uns in unserer frühen Jugend, ohne daß wir uns über die Ursache Rechenschaft zu geben vermocht hätten, durch den Adel seiner Haltung und durch die Schönheit seiner Bewegungen eine liebevolle Bewunderung für sich eingeflößt hatte, so gewannen jetzt, wie ehedem, seine wohlwollende Heiterkeit, seine geistvolle Lebendigkeit ihm unsere Zuneigung.

Nous y voilà! rief er, als sich bei einer Biegung des Weges plötzlich ein neuer Ausblick vor uns eröffnete und auf einer mäßigen, terrassenförmigen Abdachung des Höhenzuges ein freundliches Landhaus uns entgegenwinkte.

„Villa Riunione" stand mit großen, vergoldeten Lettern in dem Gitter der eisernen Ballustrade zu lesen, welche das flache Dach des nicht eben großen Hauses umgab, von dem heute zu Ehren unserer Ankunft die dreifarbige italienische Flagge wehte.

Da sind wir, mes amis, rief er, und Sie sehen, der alte Seiltänzer kann den lustigen Flitter, die bunte Fahne nicht entbehren. Er will sich sehen lassen, immer noch sehen lassen. Das steckt einmal im Blute, das ist angeboren.

Er öffnete bei den Worten die Thür des weiten Grasplatzes, der sich vor der kleinen Blumenterrasse ausdehnte, und kaum waren wir eingetreten, als ein

paar schöne, kohlschwarze africanische Windhunde ihm in großen Sätzen entgegen sprangen und zwei zierliche Ponies ihr Grasen einstellten, um langsam und zutraulich zu ihrem Herrn heranzukommen.

Er erwehrte sich mit schmeichelnd abweisendem Worte der Zudringlichkeit der Hunde, welche sich an ihm in die Höhe richteten, er klopfte die kleinen Pferde freundlich auf den gewölbten, starkmähnigen Hals; dann ließ er über die zusammengelegten Hände hinweg einen lauten Pfiff erschallen, um seinen Hausgenossen anzuzeigen, daß er mit den Gästen angekommen sei.

Sofort erschienen zwei bejahrte Frauenzimmer unter der Thür des Hauses und stiegen die kleine Treppe hinab, uns zu begrüßen.

Meine Schwestern! sagte Signor Cesare, und es hätte dieser Erklärung nicht bedurft, denn die beiden alten Damen sahen ihm durchaus ähnlich, und auch die herzliche, zutrauliche Freundlichkeit hatten sie mit Signor Cesare gemein. Dazu waren ihre Physiognomieen uns von unserer Kindheit an vertraut.

Auf einer Tasse, welche unsere Mutter besessen, waren unser jetziger Wirth und diese seine beiden Schwestern abgebildet gewesen, wie sie in altfranzösischer Schäfertracht, mit Rosenketten in den Händen, die Allemande tanzten. Auf der Untertasse hatten die Worte „Cesare Cesarini und seine Schwestern" gestanden, und als wir jetzt in den kleinen Saal eintraten, hing in Lebensgröße das schöne Originalbild

der drei Geschwister, nach welchem jene Tassen einst gemalt worden waren, an dem oberen Ende des Zimmers an der Wand.

Ach, die Allemande! riefen wir wie aus Einem Munde.

Tempi passati, tempi passati, liebe Freunde! lachte Cesare, und während er selber uns die Hüte und den Schirm abnahm, wies er seine Schwestern an, uns die Stuben des Hauses zu zeigen, damit wir es uns bequem machen und unter seinem Dache heimisch werden möchten.

Da der gute Signor Cesare, wie man den einstigen Professor der Tanzkunst in seinem Hause und auf viele Miglien in die Runde nannte, die Villa selbst erbaut hatte, so trug sie in allen ihren Theilen das Gepräge seiner feinen Künstlerseele, und als die Schwestern uns mit Besitzesfreude durch das Erdgeschoß und das obere Stockwerk führten, um uns wählen zu lassen, wo wir wohnen wollten, sahen wir mit Erstaunen, daß mit Ausnahme des Saales zu ebener Erde und eines daran stoßenden Speisezimmers das ganze Haus kein Stübchen hatte, in welchem sich nicht ein oder zwei Betten aufgestellt befanden.

Auf welch' eine große Anzahl von Gästen sind Sie in dem kleinen Hause eingerichtet! rief ich ganz verwundert aus.

O, entgegnete Signora Amina, die älteste der beiden Schwestern, wir haben sie schon bisweilen alle

voll gehabt und noch mit Matratzen im großen Saale aushelfen müssen. Das Haus muß seinen Namen doch verdienen, und seit unsere Eltern gestorben sind, ist ja Cesare das Familien-Oberhaupt. Da kommen sie denn von allen Weltgegenden zusammen, sich hier bei uns zu erholen und auszuruhen, und wenn das Haus auch klein ist, so sind Küche und Keller doch recht groß, und unsere Freude, wenn wir die Brüder und die Brüders-Söhne und Töchter und was zu ihnen gehört unter unserem Dache haben, ist noch weit größer. Wären Sie ein paar Wochen früher vorgesprochen, so hätten Sie kein Zimmer leer gefunden. Jetzt sind die Unsern schon alle wieder fort auf ihre Posten, und Sie werden es also mit uns alten Leuten hier vielleicht bald zu still und zu einsam für Sich finden. —

Darin hatte die gute Signora Amina sich jedoch geirrt, denn das stille Leben in ihrem Hause, das Jedem seine volle Freiheit ließ, entsprach recht eigentlich unserem Bedürfen. Unser Freund Cesare war wirklich, wie er es nannte, ein Bauer geworden. Das heißt, er bewirthschaftete mit einigen Arbeitern das Land, das er hier mit seinen Schwestern gemeinsam angekauft hatte, und war mit großer Liebe bei diesem seinem jetzigen Berufe. Den ganzen Tag fand man ihn in den Ställen, auf den Feldern, in den Scheunen thätig. Er ordnete Alles selbst an, überwachte die Arbeit selber, und es war eine Freude, zu sehen,

wie überall die strengste Ordnung und das fröhlichste Gedeihen herrschten, während die schöne Anmuth des Hausherrn und die gemessene Zierlichkeit der beiden alten Schwestern unmerklich auf ihre Diener eingewirkt und die angeborene Gentilezza dieser italienischen Landleute noch gesteigert hatte. Ohne daß man gewahrte, wie es geschah, wurde der ganze kleine Mechanismus des Hauswesens geleitet und besorgt, überall schien Freiheit zu herrschen, und doch war Alles nur die Wirkung einer festen Regel.

Da sehen Sie die segensreichen Folgen der Erziehung durch die Tanzkunst! scherzte Signora Amina, welche mit ihrem Bruder den heitern Sinn gemein hatte, als ich ihr meine Freude an ihrer häuslichen Einrichtung zu erkennen gab. Wir haben es eben zeitig gelernt, uns innerhalb fester Regeln und Gesetze mit Freiheit zu bewegen; und ich glaube, ein wohlgeschulter Tänzer oder ein tüchtiges Mitglied einer gut geleiteten Kunstreiter-Gesellschaft sind zu Allem und zu Jedem zu gebrauchen. Sie glauben nicht, wie viel ordnendes Talent dazu gehört, eine solche große Truppe zusammen zu halten. Unser Vater war ein wahrhaftes Regenten-Genie in seinem Fache, und ein wenig von seinem Geiste ist auf Jeden von uns übergegangen. Wir haben daneben sammt und sonders Freude an dem Zusammenleben in der Masse, und Sie würden Sich wundern, wie gut wir mit einander zurecht kommen, wenn unserer hier im

Hause so ein achtzehn oder zwanzig gelegentlich beisammen sind.

Ist Ihre Familie so zahlreich? fragte ich.

Das nennen Sie zahlreich? rief Signor Cesare lachend. Ich könnte wahrhaftig wie der Hauptmann einer Zigeunerbande sagen: Wir sind unserer so viel, wie Sterne am Firmament! — Ich kann Europa in kurzen, bequemen Tagereisen durchwandern, ohne anders als in unserer Familie zu übernachten, und überall bleibe ich in der Atmosphäre, in der ich geboren worden bin — in der Kunst — oder wenn Sie wollen, in der bohême, wie die Franzosen es zu nennen belieben.

So sind Ihre Geschwister alle noch am Leben?

Nein, nicht alle, aber die Mehrzahl hat sich doch gut durchgehalten. Wir drei Alten leben hier beisammen. Nur im Winter verläßt Luisa uns für einige Monate, um in dem Ursuliner-Kloster in Mailand den jungen Pensionären den Tanzunterricht zu ertheilen, und ich bin immer besorgt, daß man sie uns dort einmal zurückhält, da ihr Sinn von Jugend auf zur Einsamkeit und Frömmigkeit geneigt war. Wir Anderen aber sind alle Kinder der Welt und der Weltlust geblieben. Mein Bruder Giulio dirigirt den Circus in Paris; seine Tochter Manuela ist erste Tänzerin der italienischen Oper in London. Claudio ist Balletmeister in Petersburg, sein ältester Sohn erster Cellist in Dresden. Den zweiten, den Maler,

haben Sie, wie Sie mir sagen, ja selbst in Rom besucht. Mein Bruder Antonio nimmt jetzt meine frühere Stelle als Professor der Tanzkunst am Hofe ein, und unser Jüngster, Francesco, lebt abwechselnd in den Hansestädten, da seine Töchter sich von der Bühne aus mit reichen Kaufleuten verheirathet haben, was ihn jedoch nicht gehindert hat, ein Zigeuner wie wir, das heißt ein Tanzmeister, zu bleiben. Aber er ist der Milordo unter uns: die Segelboote, die wir unten auf dem See erhalten, sind sein Eigenthum. Er liefert die alten Weine, die wir Ihnen credenzen, und wie echte Zigeuner schleppen die Geschwister und Verwandten sammt und sonders hier in Villa Riunione alljährlich zusammen, woran ein Jeder von ihnen eben sein Gefallen hat. Oben die Rococo-Möbel sind Giulio's Liebhaberei, der sie aufkauft, wo er sie finden kann; die Jagdgeräthe gehören unserem wackeren Cellisten, und das kleine Erkerstübchen, das wie eine Klosterzelle aussieht, rathen Sie, wem das gehört?

Ich konnte der Aufforderung nicht Folge leisten, da ich die einzelnen Mitglieder der Familie eben gar nicht kannte; auch kam Signora Luisa mir mit der Bemerkung zu Hülfe, daß es die arme Manuela sei, welche dort oben zu wohnen liebe.

Wir erwarten sie noch in diesem Herbste, fügte sie hinzu, wenn sie aus dem Bade kommt, in das man sie geschickt hat.

Es entstand bei den Worten ein Schweigen; die

drei guten alten Leute wurden mitten in ihrem freundlichen Berichten plötzlich ernsthafter, als ich sie noch gesehen hatte. Aber sie schienen dies verbergen zu wollen, denn Professor Cesare nahm schnell wieder das Wort und sagte:

Styl und Zusammengehörigkeit der Einrichtung, wie sie jetzt Mode in den reichen, gut gehaltenen Häusern sind, die dürfen Sie freilich auf dem Lande hier bei uns nicht suchen, nicht erwarten. Sie sind eben, halten Sie das ja fest, hier nur in einer Zigeunerhorde. Alles ist hier Werk des Zufalls, ist ein Mosaik; und wenn es an diesen Dingen abzulesen wäre, woran sie uns erinnern, wenn wir unsere Geschichte und Erlebnisse hier gelegentlich so in sichtbaren Bildern zusammenbringen könnten, so würde noch ein ganz anderes Mosaico entstehen. Denn wir sind umhergezogen und umhergeschleudert worden durch die halbe Welt, haben mit Königen und Kaisern gespeist, unter dem Dache der Armuth gewohnt, gelegentlich auch in einer Scheune oder in unseren Wagen auf freiem Felde übernachtet, und ich versichere Ihnen, dicke Bände voll Geschichten könnten wir Alten allein erzählen, wenn wir sie einander nicht schon so oft vorerzählt hätten, daß Einer den Anderen in den Erzählungen ersetzen kann.

Ich sprach unserem Wirthe mein Bedauern darüber aus, daß er und seine Schwestern alle diese Erinnerungen für sich behielten.

Da kommen Sie auf meines Neffen Sprünge, entgegnete der Professor; er verlangte immer, daß wir aufschreiben sollten, was wir ihm erzählten.

Und weßhalb thun Sie das nicht? Ich meine an den Winterabenden müßte Sie das selber unterhalten, und dann fände sich wohl auch dafür die Muße.

O, meinte Signora Amina, die eigentliche Hausfrau, deren freundliches Gesicht aus den grauen Löckchen noch ganz rosig hervorsah, die Zeit hätten wir wohl, obschon Küche und Keller auch besorgt sein wollen; aber was uns fehlt, das ist die Orthographie und die Grammatik. Die jetzige Welt ist so gebildet — wir — wir sind das nicht. Wir waren liebenswürdig, so gut wir konnten, ohne von Dativ und Verben etwas zu verstehen. Die jetzige Generation, die würde aber lachen, wenn wir Frauen von unserer Jugend schrieben, wie wir Frauen eben schreiben können — denn Cesare könnte schreiben, wenn er wollte, der schreibt sehr gut; der ist indessen zu bequem dazu.

So lassen Sie mich den Aufschreiber machen, schlug ich vor. Ich will am Morgen während der heißen Stunden niederschreiben, was ich im Laufe des Tages und des Abends von Ihnen höre und erfahre, und die Blätter sollen dann für Ihre Familie als ein Andenken an uns und an Ihre Gastfreundschaft in Villa Riunione bleiben.

Die Geschwister sahen einander lächelnd an. Mein Einfall schien sie zu vergnügen.

Meinen Sie, daß Jeder seine eigenen Erlebnisse erzählen solle? fragte Amina mich.

Durchaus nicht, versetzte ich. Sie halten es nach wie vor, Sie plaudern die Abende, wie sonst, und ich schreibe auf, was ich von Ihnen höre, wenn es mir zum Aufschreiben geeignet scheint. Da Sie die Ereignisse mittheilen, so ist anzunehmen, daß Sie sie mehr oder weniger auch miterlebten.

Und, fiel Cesare, dessen Lebhaftigkeit den Gedanken schnell ergriffen hatte, mir in das Wort, da wir eine tüchtige Weile in dieser Erdenwelt umhergelaufen sind, wird es an Geschichten aus alter und aus neuer Zeit nicht fehlen. Es wird eine wunderliche Sammlung, ein wahres Vademecum werden; aber wie heißen wir das Actenstück, denn Form und Namen muß ein Ding doch haben?

Nun: Villa Riunione! sagte ich, das versteht sich ganz von selbst.

Bravissimo! rief der Professor fröhlich aus, und Plan und Ausführung folgten einander auf dem Fuße.

Die Erzählungen des Professors sind es nun, welche ich dem Publikum hier darbiete, und ich wünsche und hoffe, daß es mir gelungen ist, in ihnen etwas von der liebenswürdigen Eigenthümlichkeit der drei Geschwister festzuhalten.

Drittes Capitel.

Es ist zum Lachen, sagte Signor Cesare eines Abends, wenn ich euch Alle, die ihr in bürgerlichen Vaterhäusern, in engen Schulstuben aufwachst, von der Poesie, und vollends von der Poesie des Lebens reden höre. Ja, was wißt ihr denn eigentlich von Poesie? Eure gute Erziehung besteht ja gerade darin, daß man euch alle jene wilden Schößlinge der Lebenslust bei Zeiten ausbricht, aus denen die Poesie sich ihre Kränze windet; und noch heute, wo ich ein alter Mann geworden bin, denke ich mit immer gleichem Vergnügen an die Zeit meiner Kindheit und Jugend zurück, in welcher wir mit einer Truppe von nahezu vierzig Personen, mit den schönsten Pferden, mit einem prachtvollen Elephanten und mit sieben großen, eigenen Wagen, die zum Wohnen und Kochen eingerichtet waren, durch Europa wanderten.

Jetzt — wen kümmert es jetzt in all' den groß gewordenen Städten, wenn eine Seiltänzer-, eine Kunstreiter-Gesellschaft in ihnen ihren Einzug hält? Die Straßenecken, die Zeitungen sind ja alltäglich

angefüllt mit den Anzeigen aller ersinnlichen Vergnügungen, und nicht genug, daß die Menschen übersättigt sind, der rechte menschliche Zusammenhang zwischen ihnen und den Künstlern hat ganz aufgehört. Damals, in den Tagen, an die ich denke, war das alles anders, und besonders in den kleinen Städten!

Wochen und Wochen sprach man im voraus davon, wenn mein Vater bei den Stadtbehörden die Anfrage gemacht hatte, ob hohe Obrigkeit die Erlaubniß zu unserem Auftreten im Orte ertheilen wolle. Die Städte fühlten sich geehrt, wenn sie von sich rühmen konnten, daß Aloys Cesarini mit dem eigentlichen Kern seiner Gesellschaft in ihnen Vorstellungen gegeben habe, und vollends seit wir bei der Vermählung des ersten Consuls in Paris mit so glänzendem Erfolge figurirt hatten, glaubte man nicht zur guten Gesellschaft zu gehören, wenn man nicht aus eigener Erfahrung von uns zu sprechen wußte. Auch traten wir mit unseren großen Leistungen immer nur in denjenigen von den kleinen Städten auf, in denen sich fürstliche Hofhaltungen befanden, in denen also neben der Einnahme, auf welche man von der Einwohnerschaft und dem umherwohnenden Adel zu rechnen hatte, auch noch irgend eine angemessene fürstliche Entschädigung in Aussicht stand.

So hatten wir uns einmal in . . . . Signor Cesare brach in seiner Rede ab und sagte: Der Name der Stadt thut nichts zur Sache, und Sie müssen

mir überhaupt erlauben, daß ich die Namen der Orte, je nachdem es mir angemessen scheint, verschweige und die Namen der Personen nach Bedürfen ändere. Es ist das eine sehr natürliche Rücksicht, selbst wenn jene Personen nicht mehr leben, und es ändert in den Thatsachen in diesem Falle nichts.

Wir hatten uns also einmal in einer kleinen deutschen Residenzstadt angemeldet, unser Auftreten war zugestanden worden, und mein Vater hatte, nachdem unsere Vorstellungen in Frankfurt am Main unter großem Beifalle geschlossen worden, die Gesellschaft in drei Theile getheilt. Die eine Truppe zog an den Hof nach Bayreuth, die andere sollte am Rheine bleiben, und die besten Mitglieder gingen mit meinem Vater nach Norddeutschland hinauf, von wo wir uns nach Hamburg wenden und dort die Ankunft der ganzen übrigen Gesellschaft erwarten sollten, von der dann ein Theil die Seeküste entlang gen Rußland ziehen sollte.

Meine Mutter blieb immer bei meinem Vater und war schon seit ihrer Jugend nicht mehr als ausübendes Mitglied in der Gesellschaft thätig gewesen. Der Vater liebte sie zu sehr, um sie den Anstrengungen und Gefahren unseres Berufes auszusetzen, und er hatte auch jene berechtigte Eifersucht, welche die dreiste, begehrliche Bewunderung der Männer für eine geliebte Gattin scheut. Sie war eine feine Gestalt, wie unsere Schwester Luisa, und Amina hat von

ihr den haushälterischen Sinn und die praktische Geschicklichkeit geerbt. Wenn mein Vater guter Dinge war, pflegte er zu behaupten, es bedeutet gar nichts, wenn ein Mann seine Frau einen Engel oder sein liebes Herze nenne; wer aber von seinem Weibe sagen könne, daß sie sein halber Kopf und seine rechte Hand sei, der dürfe sich glücklich preisen; und mit dem Schmeichelworte der Spanier nannte er die Mutter immer nur cabecita — sein Köpfchen.

Mich und diese beiden Schwestern hier ließ der Vater auch in jenen Zeiten niemals von sich, denn wir Drei waren durch unsere Produktionen mit einander verbunden, und er hatte uns außerdem so ausgebildet, daß wir auf dem Sattel wie auf dem Seile und auf dem Boden gleichmäßig sicher waren, also, wenn es gewünscht wurde, auch in den fürstlichen Schlössern als Tänzer in den kleinen Ballets und mimischen Darstellungen figuriren konnten, wie man sie in jener Zeit an den Hofhaltungen bei feierlichen Gelegenheiten als Huldigung für die betreffenden Personen darzubringen liebte.

Diese vielseitige Ausbildung kam uns nicht allein in unserer Kunst und in jedem Theile derselben besonders zu Statten, sondern sie gab uns auch Gelegenheit, unsere Sitten und Umgangsformen zu verfeinern und jenes Selbstvertrauen im Umgange mit der vornehmen Welt zu gewinnen, das mir später sehr zu Statten gekommen ist. An Selbstvertrauen

gebrach es mir freilich ohnehin nicht, und fehlt es Unsereinem überhaupt nur selten. Wer wie wir es erlernt, von Kindesbeinen an sich auf seine Glieder, auf sein scharfes Auge, auf seine achtsame Genauigkeit zu verlassen, fest auf seinen Beinen zu stehen und dem erregten Pferde, das ihn trägt, in jedem Augenblicke zu gebieten, der gewinnt ein gefaßtes und entschlossenes Herz, der lernt wagen und lernt sich selbst beherrschen und Anderen befehlen. Und kommen dann noch, wie bei mir, äußere Umstände dazu, einem solchen Bürschchen den Kamm zu schwellen, so ist's nicht sehr zu verwundern, wenn ein junger Fant erwächst, der sich für unüberwindlich und auch für unwiderstehlich ansieht.

Mich hatte die Natur mit einem ganz leidlichen Aeußeren ausgestattet; ich war gut gewachsen, konnte mich im Tricot ohne alle Hülfe wohl sehen lassen, hatte ein Paar große Augen, rothe Backen, einen braunen Lockenkopf, und ich war, um mit dem großen Talma zu sprechen, halbwegs „auf den Knieen der Königinnen" erzogen worden. Ich hatte eine Erinnerung daran, daß die Königin von Preußen mir huldreich die Wangen gestreichelt und mich mit Süßigkeiten beschenkt, als meine Mutter unter den Augen Friedrich Wilhelm's des Zweiten in einer Pantomime als Venus figurirt und mich als Amor an ihrer Seite gehabt hatte. Ich war der Genius des Ruhmes gewesen, der in Paris von dem Seile herunter

auf den ersten Consul und auf Josephine Beauharnais den Lorber- und den Rosenkranz herniedergeworfen hatte, als sie einmal in unserem Circus erschienen, und ich trug in meiner Tasche beständig die Uhr mit dem Bildnisse der Kaiserin, mit welcher sie mich begnadigte, als wir in Saint Cloud vor Ihren Majestäten figurirt hatten.

Es war daher eine Art von hochmüthigem Siegerbewußtsein, mit dem ich bei unserem ersten Umritte in der Residenzstadt der Herzoge von . . . mich dem alten Schlosse näherte, in dem sie residirten. Wir waren noch nie zuvor in dieser Gegend aufgetreten, und der ansehnliche, ganz von waldigen Bergen eingeschlossene Ort gefiel mir äußerst wohl.

Alles war freundlich in der Stadt, freundlich und friedlich und still. Die weißen Häuser, die am Fuße des Berges sich in unregelmäßig angelegten Straßen hinzogen, der Marktplatz mit der Kirche in der Mitte, die mächtigen, alten Linden, die ihn umgaben, die Röhrbrunnen im Baumesschatten, die ihr Wasser plätschernd in die weiten steinernen Becken niedergossen, das lag alles so ruhig da, als wäre hier das goldene Zeitalter schon angebrochen. Man hörte kein Klappern des Gewerbes, man sah keinen Handel und keinen Wandel. Die Leute gingen von einem Hause zu dem anderen, saßen vor den Thüren, standen auf den Straßen, es hatte Jeder überflüssig Zeit; und wenn man vollends nach dem mächtigen

Schlosse in die Höhe sah, das mit seinen langen Fensterreihen prächtig in das Thal und auf die Stadt herniederschaute, so mußte man sich sagen, daß es sich droben köstlich leben und daß für jede Zeit des Jahres dort zu finden sein müsse, was man brauche: im Sommer kühlen Schatten, im Winter Schutz wider des Nordens Unbill; im Herbste fröhliche Jagdlust in den Forsten, die das Schloß in nächster Nähe umgaben, im Frühling Blumen und Blüthen in den Gärten, und ein unschätzbares Gefühl des Freiseins in der freien Natur durch das ganze, liebe Jahr hindurch.

Viertes Capitel.

Was man aber von dem Leben in dem Schlosse hörte, schien mit seinem fröhlichen und behaglichen Ansehen nicht in Einklang zu stehen. In dem Gasthofe, in welchem wir, nahe am Thore, unser Quartier genommen hatten, weil es die größten Räumlichkeiten für die Unterbringung unserer Pferde darbot, hatte die Wirthin eine Schwester, die mit dem Kammerdiener der einen Prinzessin verheirathet war und in der Wäscherei des Schlosses bei den feinen Spitzen und Kleidern verwendet würde. Frau Nanni, eine junge und hübsche Person, kam mit ihrem Kinde oft in das Gasthaus herunter, und da meine Mutter immer darauf bedacht war, an den fürstlichen Hofhaltungen getragene Kleider, Blumen und Federn und was wir sonst für unsere Garderobe brauchen konnten, von den Garderobe-Aufsehern anzukaufen, so hatte sie bald Bekanntschaft mit der hübschen Nanni gemacht, um durch sie an die Garderobe-Frauen heranzukommen.

Ich hätte auf diese Weise auch eine Freundschaft mit Nanni geschlossen, denn ich war achtzehn Jahre alt, und wo und wie ich damals zu einem Getändel

mit einem artigen Frauenzimmer kommen konnte, das war mir im Grunde ganz gleich. Fehlen durfte es mir nicht, und mir war am wohlsten, wenn ich drei, vier solcher guten Seelen auf einmal zu beschäftigen hatte. Ich ritt und tanzte auch nicht besser, als wenn ich wußte, daß aus jeder Ecke ein Paar zärtliche Augen nach mir in die Höhe schauten, daß bei jeder meiner Productionen einige Herzchen für mich ängstlich klopften, und so hatte ich denn, noch ehe wir unseren ersten Auftritt vor dem herzoglichen Schlosse machten, allerhand Nachrichten über die Herrschaften erhalten.

Der Herzog war schon ein älterer Herr, hatte sich aber vor einigen Jahren, nach dem Tode seiner ersten Frau, zum zweiten Male verheirathet. Seine jetzige Gemahlin, die Herzogin Christine, war jünger, als seine älteste Tochter aus der ersten Ehe, und nur vier Jahre älter, als seine zweite Tochter, die Prinzessin Aurore. Dazu waren beide Prinzessinnen schön, und die Herzogin entbehrte dieses Vorzugs. Indeß sie gehörte, wie auch die erste Herzogin, einer der großen deutschen Dynastien an, besaß außer einem beträchtlichen Privatvermögen, das der Herzog wohl zu schätzen wußte, ein für die Verhältnisse dieses kleinen Landes sehr bedeutendes Jahrgeld, und, was dem Allem einen erhöhten Werth verlieh, sie hatte dem Herzog einen Sohn geboren, welchen er von seiner ersten Gattin vergebens erhofft hatte.

Wie das fast immer geschieht, hatte auch in dieser Ehe die junge Frau über den bedeutend älteren Mann gleich Anfangs eine große Gewalt gewonnen, und diese war seit der Geburt des Erbprinzen zu einer wirklichen Herrschaft geworden. Die Herzogin galt für umsichtig, für klug, sie war auch haushälterisch und wußte die Prachtliebe des Herzogs zu beschränken, obschon sie selber zu glänzen liebte, und weil aller Schmuck, den sie auf sich verwendete, ihr nicht den Reiz verlieh, welcher ihren beiden Stieftöchtern von der Natur zu Theil geworden war, so war sie darauf bedacht, dieselben so bald als möglich zu entfernen.

Man hatte die älteste Tochter, die Prinzessin Egberta, als sie sich geweigert, eine ihr vorgeschlagene Heirath einzugehen, zur Aebtissin eines protestantischen Frauenstiftes ernennen lassen, wobei man obenein ersparte, ihr die Ausstattung zu geben, auf welche sie sonst einen begründeten Anspruch gehabt haben würde, und da die junge Aebtissin gar kein Verlangen danach trug, mit ihrer noch jüngeren Stiefmutter zusammenzutreffen, so ging sie, wenn sie je zuweilen ihre klösterliche Residenz verließ, an den königlichen Hof ihrer mütterlichen Verwandten zum Besuche. Prinzeß Aurore, die zweite Tochter des Herzogs, hatte auf solche Weise ihre Schwester, seit diese aus dem väterlichen Schlosse geschieden war, nicht mehr wiedergesehen, und sie lebte im Grunde einsamer, als die fürstliche Aebtissin.

Wie mir meine Freundin Nanni erzählte, behan-

delte man Prinzeß Aurore noch immer als ein Kind, obschon sie bereits im siebenzehnten Jahre stand und ihre hohe, volle Gestalt es deutlich zeigte, daß sie ein fertiges Frauenzimmer sei. Sie wohnte mit ihrer französischen Gouvernante in einem Seitenflügel des Schlosses, fuhr mit dieser allein an jedem Tage eine Stunde in das Freie hinaus, wobei sie in einem vor den Thoren der Stadt im Forste gelegenen kleinen Pavillon anhielten, um dort je nach der Jahreszeit ein Glas Milch oder eine Tasse Chocolade einzunehmen; dann erschien sie, wenn keine fürstlichen Gäste da waren, an der Tafel, und im Uebrigen war sie sich und der Bestimmung von Mademoiselle de Rochamp überlassen, die vor den Stürmen der französischen Revolution nach Deutschland geflohen und froh gewesen war, als Erzieherin der beiden Prinzessinnen ein Unterkommen an diesem Hofe zu finden.

Plaudernd und tändelnd mit der schwarzäugigen Nanni, hatte ich sie am zweiten Tage nach dem Schlosse hinaufbegleitet, um mir zeigen zu lassen, wo sie wohne, und ich hatte bei der Gelegenheit auch zufällig erfahren, in welchem Flügel die Zimmer der Prinzessin Aurore gelegen wären, denn diese schöne, einsame Prinzessin beschäftigte, ohne daß ich sie gesehen hatte, meine Phantasie. Ich ließ mir beschreiben, wie sie aussähe, ich beklagte sie, weil sie eine böse Stiefmutter hatte, und ich nahm mir vor, der schönen, halb gefangenen Fürstentochter, wenn ich

ihrer ansichtig werden sollte, irgend eine Freude zu machen; denn jeder lebhafte Jüngling hat ja eine Ader von dem Ritter von der Mancha, von dem vortrefflichen Don Quixote, in sich, die ihn antreibt, sich der Unterdrückten anzunehmen, und die ihm den Glauben gibt, zu wundervollen Dingen und zu ganz besonderen Abenteuern ausersehen zu sein.

Mein Vater, der, wie schon erwähnt, ein sehr guter Rechner war, befolgte den Grundsatz, der Truppe ihre Ruhetage immer in den kleinen Städten zu gönnen, in denen der Aufenthalt weniger als in den großen Städten kostete, und der Ruhetage waren Mensch und Thier damals, wo man die Wege noch nicht auf Eisenbahnen, sondern in natura, und zwar auf den zum Theil sehr schlechten und beschwerlichen Landstraßen zurückzulegen hatte, benöthigter, als jetzt. Es war also festgesetzt worden, daß wir unseren Umritt in der Residenz nicht eher halten sollten, bis die Bretterbuden völlig aufgeschlagen und die Fremden in der Stadt angekommen sein würden, welche man zu dem Johannismarkte erwartete, während dessen wir uns und unsere Künste eben dem Publikum zum Besten geben sollten.

Da ich inmitten unserer Gesellschaft geboren und aufgewachsen war und, sobald meine Beine nur ein kleines Pferd umspannen konnten, an den Aufzügen in den größten Städten Theil genommen hatte, so war ein erster Umritt in einem kleinen Residenzstädtchen

niemals ein Ereigniß für mich gewesen, das mir irgend eine lebhafte Bewegung verursacht hätte. Diesmal aber freute ich mich auf denselben, denn wie es sich von selbst verstand, sollten wir unseren Weg zuerst nach dem Schlosse einschlagen, und es waren die kurfürstlichen Verwandten der Herzogin und der schöne Prinz Leopold zum Besuche im Schlosse, denen unsere Truppe sich in ihrem besten Lichte zeigen sollte, um sich an ihnen im voraus geneigte Gönner in den betreffenden Residenzstädten zu verschaffen.

Mein Vater hatte die Absicht, es gleich bei diesem ersten Umritte darzuthun, wie die Cesarini'sche Truppe sich von anderen derartigen Truppen unterschied, und er hatte deßhalb angeordnet, daß wir in dem antiken Costume ausreiten sollten, welches für die Geburtstagsfeierlichkeiten des ersten Consuls angefertigt worden war und das man in einer so kleinen Residenz ohne die Anwesenheit der fremden Fürstlichkeiten gar nicht aus den Koffern hervorgenommen haben würde. Der berühmte David selber, der uns immer in Paris mit seinen Besuchen beehrt hatte und dem mein Vater und ich sogar einige Male, da er meinem Vater sehr befreundet worden war, zu seinen Bildern Modell gestanden, hatte uns die Costume für die mythologische Darstellung gezeichnet und angegeben, mit der wir den ersten Consul und Madame Josephine bei uns empfangen hatten, und noch heute, obgleich der Luxus und die Anforderungen

in diesen äußerlichen Dingen sehr gestiegen sind, muß ich bekennen, daß wir uns in jenen Costumen auch heute noch überall mit Ehren sehen lassen könnten.

Mein Vater sah prachtvoll und majestätisch aus mit dem wallenden Haupthaar und dem lockigen Barte des Donergottes, die athletische Gestalt seines Bruders war wie für einen Mars geschaffen, unser Bajazzo gab in seiner etwas schwerfälligen Gemächlichkeit einen unvergleichlichen Vulcan. Auch die göttlichen Frauen durften sich ihrer irdischen Stellvertreterinnen nicht schämen, denn wir hatten gerade damals sehr schöne Frauenzimmer in der Truppe; meine Schwestern nahmen sich als Amor und Psyche vortrefflich aus, und ich, der dem Zuge als Genius des Ruhmes wieder voraufritt, ich — nun, ich meinte eben auch, mich als Götterjüngling wohl sehen lassen zu können und durch meine feuerrothe Chlamys und meinen Lorberkranz eben nicht entstellt zu werden.

Am Morgen läuteten die Glocken der Kirche, wie es damals noch überall die Sitte war, den Jahrmarkt ein, und der Schöppenmeister zog mit seiner großen Allonge-Perrücke, gefolgt von den Schöppen und von den angesehensten Bürgern der Stadt, langsam und feierlich die Hauptstraße entlang von einem Thore zu dem anderen, um zu sehen, ob die Ordnung bei dem Aufschlagen der Buden aufrecht gehalten sei, und um dann mitten auf dem Marktplatze vor der Kirche unter Posaunenschall verkünden zu lassen, daß

herzogliche Gnaden es auch dieses Jahr wieder für gut befunden, den Johannismarkt eröffnen zu lassen, und daß es demnach auf vierzehn Tage Einheimischen wie Fremden gestattet sei, in herzoglicher Stadt ihr Gewerbe als Kaufleute, Gaukler, fahrende Leute, Aerzte, Zahnärzte oder als was immer sonst, ungehindert und zu eigenem Vortheil zu betreiben. —

Das wiederholte sich überall, ich hatte das sonst selbst in großen Städten so gleichgültig wie den Hahnenruf vernommen, der den Tag verkündet und an die bevorstehende Arbeit mahnt; hier aber machte es mir Vergnügen, und als die Mutter, welche die ganze Garderobe verwaltete, mir meinen feuerrothen, mit goldenen Flittern besetzten Mantel aus der Kiste gab und ich mir den Lorberkranz mit seinen goldenen Beeren auf die Stirne drückte, sah ich mit einer ganz besonderen Befriedigung in dem kleinen Spiegel der Kammer, in der ich mich anzukleiden hatte, daß die grünen Blätter mir zu der von der sommerlichen Wanderschaft gebräunten Haut noch besser standen, als damals in Paris, wo sie mir den Beifall der hohen Damen erworben.

Fünftes Capitel.

Schlag zwölf Uhr stiegen wir in dem Hofe des Wirthshauses zu Pferde, die Mutter reichte mir noch die frischen Eichenkränze zu, welche ich auf meine Tromba zu hängen und dem Herzoge und der Herzogin, wenn sie sich zeigen würden, zuzuwerfen hatte; dann wurden die Thore geöffnet, und, unsere Musikanten vorauf, zogen wir in die Stadt hinaus.

Man hat sich in früherer und in jetziger Zeit darin gefallen, immer nur von der harten Schule, von den Leiden unseres Berufes, von der grausamen Tyrannei zu sprechen, welche die Dirigenten einer Kunstreiter-Gesellschaft gegen Menschen und Thiere ausüben sollten; aber abgesehen davon, daß kein Thier durch Härte zu irgend einer Kunstleistung zu bringen, sondern nur durch eine nicht ermüdende Geduld zu den Leistungen zu gewöhnen ist, welche ihm nicht angeboren sind und eine höher entwickelte Gehirnthätigkeit erfordern, so rechnet man auch dem Kunstreiter und Tänzer, wenn es ihm sonst nicht schlecht ergeht und er die harte Lehrzeit überwunden hat, den Genuß

nicht hoch genug an, den er in dem eigenen, ungewöhnlichen Können und in der Bewunderung besitzt, welche ihm von der Menge dargebracht wird.

Wo wir auch waren, immer habe ich ein stolzes Gefühl gehabt, wenn ich in einer Kleidung, deren Schönheit ich stets lebhaft empfand, auf einem muthigen, dem leisesten Zeichen meines Willens folgsam gehorchenden Pferde durch die Straßen ritt, wenn ich, meiner selber sicher, auf drei Pferden durch den Circus jagte und, wohin ich den gespannten Blick auch wendete, nichts erspähte, als athemloses Staunen über ein Unternehmen, aus dem als Sieger hervorzugehen ich gewiß war; und wenn es vielleicht wenig junge Leute gibt, die sich innerhalb ihres Dienstes einer so strengen Zucht zu unterwerfen hatten, als wir Alle sammt und sonders, so glaube ich nicht, daß man vielen Jünglingen begegnet, die ein solches Selbstgefühl, eine solche Selbstherrlichkeit und ein so beständiges Siegesbewußtsein in dem Busen tragen, als es mich in jener Zeit beseelte. Es kam mir ganz in der Ordnung vor, daß ich den Namen Cäsar trug, und hätte man mich damals aufgefordert, mir einen Wahlspruch zu wählen, ich hätte in meinem Jugendübermuthe wahrscheinlich nicht lange angestanden, mich für Cäsar's „Ich kam, ich sah, ich siegte!" zu entscheiden.

Es war denn auch ein wahres Siegesbewußtsein, mit dem ich an der Spitze unserer Truppe auf meinem

in Feuerroth und Gold reich geschirrten und gezäumten Rappen den ziemlich steilen Hügel in die Höhe ritt, auf dem die herzogliche Residenz gelegen war. Gleich am Fuße des Schloßberges nahm der prächtige Wald seinen Anfang, dessen riesige Bäume der Stolz des Herzogs waren. Nur flimmernd und ohne durch ihre Wärme zu belästigen, drangen die heißen Strahlen der Junisonne durch die dichten Zweige, und sie bestreute unseren Pfad gleichsam mit ihrem Golde, als solle uns dieser glänzende Schimmer den Weg anzeigen, dem wir zu folgen hätten. Nie zuvor hatte der Marsch, den unsere Trompeter bei dem ersten Umritte zu blasen pflegten, mir fröhlicher und verlockender in das Ohr geklungen, als heute, da ihr Schall sich in dem grünen Walde verlor, und niemals auch hatte das tägliche Erlebniß mir so den Eindruck eines Abenteuers gemacht, dem ich mit einer freudigen Spannung entgegenging. Ich konnte es kaum erwarten, oben anzulangen, die Vorsicht, mit der wir bei dem sehr schlechten Pflaster mit unseren Thieren langsam in die Höhe reiten mußten, wurde mir geradezu unerträglich, und ich fühlte mein Herz klopfen, als sich der Waldesschatten lichtete und uns auf dem weiten Schloßplatze das volle, strahlende Tageslicht umfing.

Das Schloß bildete ein regelrechtes Viereck. Die Hauptfront, welche unserem Wege gegenüber lag, hatte in ihrer Mitte einen schweren, steinernen Söller,

der von kolossalen Figuren getragen wurde und auf den drei Fensterthüren mündeten. Die Flügel derselben waren geöffnet, und als wir uns auf dem Hofe, wie es angeordnet worden war, in Reih' und Glied rangirt hatten, um danach an dem Herzoge, bei dem Alles, selbst ein Aufzug der olympischen Götter, einen militärischen Zuschnitt haben mußte, vorüber zu reiten, traten die Herrschaften mit ihren Gästen auf den Balcon heraus. Voran der Herzog, den wir gleich an seinem steif frisirten Haupte und an dem fest gewickelten Zopfe erkannten, den er eben so wie sein Vetter, der Kurfürst, trotz der gewechselten Mode beibehalten hatte. Er führte die Kurfürstin. Der Kurfürst hatte die junge Herzogin am Arme, deren große, schwarze Augen uns nur flüchtig streiften, weil Prinz Leopold zu ihrer Rechten ihre Aufmerksamkeit in Beschlag nahm. Aber in dem zahlreichen Kreise, welcher die Herrschaften umgab, suchte ich vergebens nach der Prinzessin, von der ich all' die Tage und Nächte hindurch geträumt hatte, ja, in die ich völlig verliebt war, ohne sie je gesehen zu haben.

Auf ein Zeichen, welches der Hofmarschall ertheilte, begannen wir unsere Parade, und als wir das zweite und letzte Mal unter dem Söller vorüberkamen, erhob ich mich im Sattel, um dem Herzoge und der Herzogin, wie es in unserem Programme angeordnet worden war, die Kränze zuzuwerfen. An dem Kranze der Herzogin war ein Atlasband befestigt, das die

Aufschrift: Hommage à la plus belle! trug, an dem Kranze des Herzogs prangten die Worte: Honneur au plus vaillant! — und obschon diese Huldigung, deren etwas veränderter Wortlaut dem damals weltbekannten Liede von dem schönen, jungen Dunois entnommen war, als dessen Verfasser man mit Recht oder Unrecht die schöne Hortense Beauharnais bezeichnete, keine besondere Erfindung, sondern schon zum öftern bei ähnlichen Anlässen wiederholt worden war, so fand sie doch hier wie anderswo auch ihre Würdigung. Sie gewann uns sofort das Urtheil, daß keine andere Truppe mit der Cesarini'schen zu vergleichen sei und daß man in uns eben eine wirkliche Gesellschaft von Künstlern anzuerkennen habe.

Die Herzogin, welche durch die Nähe und die Unterhaltung des Prinzen wohl erregter als gewöhnlich und damit über die Schranke der Etiquette fortgetragen sein mochte, warf mir den Strauß von rothen Nelken zu, den sie neben ihrem Fächer in der Hand gehalten, und ich hatte die Gabe eben unter dem Beifallklatschen der Hofgesellschaft aufgefangen und in dem Gurte meines kurzen Gewandes befestigt, als ich, mit erneutem Gruße weiter reitend und mich zur Seite wendend, aus dem vorspringenden Erker des Seitenflügels einen blonden Lockenkopf sich herniederneigen und ein Paar mächtige blaue Augen mir mit einem Ausdrucke von Freude und jugendlicher Neugierde entgegenleuchten sah.

Das war sie! — Ich fuhr zusammen! Mein Pferd sprang an; es hatte den unwillkürlichen Zügeldruck gefühlt und mißverstanden; aber ich ließ ihm seinen Willen, und blitzschnell unter ihr Fenster getragen, hingerissen von der Schönheit der Prinzessin, die weit vollkommener war, als ich sie mir geträumt hatte, konnte ich dem Drange nicht widerstehen, auch ihr meine Huldigung darzubringen, und nicht überlegend, was ich damit that, nahm ich meinen Kranz vom Haupte, und mich abermals auf den Sattel schwingend, warf ich denselben in ihren Erker hinauf, so daß sie nur die schöne Hand auszustrecken brauchte, um ihn in Empfang zu nehmen.

Ein lautes Bravo schallte von dem Söller der Herrschaften herüber, aber ich vergaß es, mich dafür dankbar zu bezeigen. Ich sah nur die Prinzessin, und ihr überraschtes, strahlendes Lächeln umleuchtete mich noch, als wir den Schloßhof bereits verlassen hatten, als der kühle Waldesschatten mich wieder umfing. Es wich und wankte auch nicht aus meiner Seele, weder vor dem lauten Jubel, der uns auf dem Markte und in den Straßen folgte, noch vor den harten Worten, mit denen ich von meinem Vater angelassen wurde, als wir in unserer zeitweiligen Behausung die Thiere eingestellt, die Costumes abgelegt und zu jener Rechenschaftslegung gelangt waren, mit der mein Vater jede unserer Schaustellungen abzuschließen pflegte.

Sechstes Capitel.

Signor Cesare hielt in seiner Erzählung einen Augenblick inne, lachte und fuhr dann fort: Wie mit allen lebhaften und energischen Menschen, war mit meinem Vater nicht leicht fertig zu werden, wenn der Zufall ihn gezwungen hatte, seinem Aerger nicht gleich Luft zu machen. Sein Zorn brütete sich dann in seinem Innern förmlich aus, und auf die pünktlichste Befolgung seiner Befehle hat allerdings Niemand strenger zu halten nöthig, als derjenige, der, wie der Direktor einer solchen Künstlergesellschaft, von der kleinsten Unregelmäßigkeit im Dienste ein völliges Mißglücken seiner Leistung zu befahren hat. Die Vorstellung von der Unordnung, welche bei den herumziehenden Schauspieler- und Seiltänzer-Gesellschaften herrschen soll, ist ein reiner Aberglaube. Mag der einzelne Künstler noch so wüst und unordentlich, mag die Truppe so klein oder so groß sein, als sie will, sie bleibt ein Organismus, der, wie Amina es Ihnen einmal sagte, ohne große Genauigkeit nicht zusammenzuhalten ist, und mein Vater pflegte nicht mit Unrecht

zu behaupten, ein ordentlicher Trupp-Direktor könne auch mehr regieren, als eine solche Gesellschaft, und mehr leiten, als ihre Unternehmungen. Er entließ sofort jeden, der ihm nicht unbedingt gehorchte, jedes Versehen, jede Nachlässigkeit eines Erwachsenen wurde mit Geldstrafen gebüßt, und selbst unser Bajazzo, dessen geistige Schlagfertigkeit und dessen plötzliche Erfindungsgabe ihres Gleichen suchten, mußte sich mit diesen in den Grenzen halten, welche mein Vater ihm angewiesen hatte.

Daß ich bei diesen seinen Ansichten kein Lob für meine der Prinzessin aus dem Stegreif dargebrachte Verehrung erwarten durfte, das hatte ich mir gleich gesagt, da der Vater von uns, seinen Kindern, noch unerbittlicher als von den Mitgliedern der Truppe Gehorsam forderte; aber ich war nicht gefaßt darauf gewesen, daß er mir einen Arrest zuerkennen und mir verbieten würde, in den nächsten drei Tagen meine Kammer anders als zu den Uebungen und zu den Vorstellungen zu verlassen. Das war in dem Augenblicke das Härteste, was mich treffen konnte, denn seitdem ich die Prinzessin von Angesicht zu Angesicht gesehen, hatte sie vollends meine Phantasie in Beschlag genommen, und doch empfand ich, nachdem ich mein erstes, zorniges Erschrecken überwunden hatte, eine gewisse Genugthuung über die Strafe, die ich um ihretwillen leiden sollte.

Es war zwei Uhr, als ich in meine Kammer

kam; punkt fünf Uhr mußten wir in unserer Arena sein, denn die Vorstellung sollte um sechs Uhr beginnen, um noch bei vollem Tageslichte beendet zu werden. Meine erste Gefängnißprobe war also keine sehr lange, indeß für einen jungen Menschen, der, wie ich, an eine beständige Bewegung gewohnt war und der vielleicht noch nie in seinem Leben drei Stunden einsam auf Einem Flecke gesessen hatte, boten drei Stunden schon einen großen Raum für die thörichtsten Träume und Entwürfe dar. Gleichzeitig mit dem Gedanken aber, daß ich meine Strafe um der Prinzessin willen dulde, stieg auch das Verlangen in mir auf, sie davon in Kenntniß zu setzen und zu erfahren, wie sie meine Huldigung aufgenommen habe, und der Zufall war mir dabei günstig.

Meine Schlafkammer befand sich über den Stallungen an der Hinterseite nach dem Garten hinaus, und ich hatte noch nicht lange auf meinem Bette gelegen, auf das ich mich geworfen, weil mir das für einen Gefangenen nothwendig erschien, als ich unter meinem Fenster Frau Nanni's wohlbekannte Stimme hörte, welche in diesen arbeitsvollen Tagen so oft sie konnte vom Schlosse herunterkam, um ihrer Schwägerin, der Gasthofswirthin, zur Hand zu gehen. Sie war beschäftigt, Bohnen zu pflücken, ihr kleinster Junge saß unweit davon im Grase. Ich rief ihr einen Guten Tag zu.

Kommen Sie doch ein wenig herunter, Monsieur

Cäsar, entgegnete sie, wenn Sie für Unsereinen jetzt nicht zu stolz geworden sind! Dabei hob sie sich auf die Fußspitzen und warf, die Arme nach den Bohnen in die Höhe streckend, den Kopf so weit nach hinten, daß die runde, weiße Kehle und die munteren Augen mir entgegenlachten.

Nun erst kam mir mein Stubenarrest recht unerträglich vor. Ich konnte mich nicht überwinden, ihn dem hübschen Frauenzimmer, dem ich mich angenehm gemacht hatte, einzugestehen, und mir mit einer kleinen Lüge helfend, sagte ich, ich hätte mir den Fuß gestoßen und müßte ihn ruhen lassen, um am Abende völlig Herr meiner selbst zu sein.

Aber Frau Nanni ließ mich gar nicht erst zu Ende sprechen, und mir in die Rede fallend, rief sie: Den Fuß beschädigt! Aber was werden die Herrschaften dazu sagen, wenn Sie nicht erscheinen? Sie müssen heraus, Monsieur Cäsar! Mein Mann hat es selbst gehört, daß bei der Tafel die Frau Herzogin gut von Ihnen gesprochen hat, und die Prinzessin ....

Nun, fragte ich, und ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen schoß, was hat die Prinzessin gesagt?

Die kleine Listige lachte. Sie sind ja eitler, als ein Frauenzimmer! rief sie. Was soll die Prinzeß gesagt haben? Die traut sich bei der Tafel ja mit keinem Worte heraus; aber in die Vorstellung wird sie heute mitgenommen. Die Kammerfrau sagte, die

Gouvernante sei deßhalb eigens zur Frau Herzogin gegangen. Und einen schönen Platz hat Ihr Lorberkranz bekommen. Die Gouvernante hat ihn, obschon die Prinzeß ihn selbst behalten wollte, über dem Bilde des alten Fritzen angebracht, das in dem Zimmer der Prinzessin hängt. Lieber Gott, die Prinzessin kommt so selten einmal heraus, der dürfen Sie den Spaß schon nicht verderben — und gewissen anderen Leuten auch nicht!

Sie lachte mich dabei wieder mit ihren blauen Augen an, hieß ihren Kleinen, mir eine Kußhand zuwerfen, und gab ihm dazu mit freundlichstem Blicke das Beispiel; aber meine Theilnahme war jetzt schon nicht mehr auf sie und ihren ländlichen Reiz, sondern auf ein weit höheres Ziel gerichtet.

Was hatte die Prinzeß gesagt, gethan, gedacht? — Gezürnt konnte sie mir ob meiner Huldigung nicht haben, denn sie hatte den Kranz behalten wollen, und sie hatte gefordert, in dem Circus erscheinen zu dürfen. Sie dachte also jetzt an mich, sie freute sich auf einen Genuß, den ich ihr gewähren sollte — ich nahm mir also vor, heute mein Bestes zu thun. Sie sollte sehen, wer ich sei und was ich könne.

Siebentes Capitel.

Die Zeit bis zur Aufführung wurde mir noch länger, als die am Morgen bis zum Ausritte, und sie verging doch schnell genug. Ich wunderte mich beinahe, als ich den Trompetenstoß hörte, der uns immer das Zeichen zum Aufbruche gab. In zwei Sätzen war ich die paar Stufen aus meiner Kammer hinunter und im Hofe; kurz darauf waren wir sammt und sonders in dem Circus. Meine Mutter hatte wie immer ihren Platz an der Kasse eingenommen, und es fanden sich auch bald verschiedene Herren aus der Stadt und mehrere Offiziere, die aus der Umgegend herübergeritten waren, bei der Kasse ein, um mit meiner Mutter, die noch immer eine sehr hübsche Frau und wegen ihrer guten Unterhattung berühmt war, eine Weile zu verplaudern.

Sie stand, während ihr Auge keinen der Eintretenden unbeachtet ließ und selbst den Einnehmer controlirte, Allen freundlich Rede, sie wies den Wunsch der Offiziere zurück, hinter die Couliſſe gelaſſen zu werden, und während die Bude sich von unten bis

oben füllte, daß wirklich kein Platz mehr unbesetzt blieb, während die einzelnen Mitglieder der Truppe sich in ihren Costumes noch einmal vor den kleinen Spiegeln betrachteten und Dieser den Sattelgurt des Pferdes, auf dem er reiten, Jener die Schuhe untersuchte, die ihn über das Schleppseil tragen sollten, spähten unsere Frauenzimmer zwischen den rothen Vorhängen, die uns von der Bühne trennten, nach den Männern aus, welche sie während dieser Rasttage hatten kennen lernen. Denn wie überall, so hatte es uns auch hier an Besuchen nicht gefehlt, die unter Vorwänden aller Art eine Annäherung an uns und Verkehr mit unseren Frauenzimmern angeknüpft hatten.

Der Stallmeister des Herzogs, die Herren vom Gefolge der fremden Fürstlichkeiten waren schon zu verschiedenen Malen bei uns in den Ställen, ja, selbst bei unseren Proben erschienen, und während sie bei unseren Frauenzimmern ihr Glück zu machen versuchten, hatten wir auch von ihnen Aeußerungen mancher Art vernommen, welche uns über die Personen und die Verhältnisse am Hofe noch nähere Kunde gaben.

Ohne Gewicht darauf zu legen, erwähnte man, daß der Herzog neben dem Prinzen schon recht alt aussehe und daß nicht bloß die Hofleute dies bemerkten. Man hatte die Frau Herzogin noch nie so heiter und so lebhaft als in diesen letzten Tagen gefunden. Es hieß, sie gehe jetzt ungewöhnlich gnädig auf alle Vorschläge und Gesuche ein, sie habe stets ein gewährendes

Lächeln auf den Lippen und ihre Stimmung sei plötzlich so heiter geworden wie die hellfarbigen Kleider, in denen sie sich sehen lasse. Der und Jener sollte sich das bereits zu Nutze gemacht haben, und der Adjutant des Prinzen meinte, das sei ein wahres Glück, denn ohne diese gute Laune würde die arme Gouvernante selbst während dieser Zeit mit ihrer Prinzessin nicht herausgekommen sein. Der Kammerjunker der Kurfürstin rühmte dabei die schöne Büste, die schlanke Taille und die vielverheißenden Augen der Mademoiselle de Rochamp, und der Adjutant entgegnete lächelnd, die Rochamp halte, was ihre Augen versprächen, sein Prinz fände sie auch sehr anziehend. Der Kammerjunker fragte, ob der Prinz die Rochamp im tête-à-tête gesehen; der Adjutant versetzte, das sei eine Neugier, die ein Cavalier nicht befriedigen könne. Sie sprachen darauf noch von einer Partie nach einer herzoglichen Milcherei, die an einem Vormittage unternommen werden würde und bei welcher die Herrschaften ganz ohne ihr Gefolge frühstücken wollten. Es hieß, dies sei eine sentimentale Erfindung der Herzogin, die, weil sie schöne Arme und Hände habe, sich dem Prinzen im Neglige zeigen und ihn mit ihren feinen Händen selbst bedienen wolle; und der Adjutant sagte, da komme es nun darauf an, daß man sich irgend wo und wie auch zu einem so angenehmen Morgen-Zeitvertreib verhelfe, um doch auch etwas für sich herauszuschlagen. Er habe schon seinen Plan gemacht.

Wie ich jetzt vor unserem Auftreten die beiden Edelleute, deren Stimme ich sofort erkannte, mit meiner Mutter sprechen hörte, fiel mir jene Unterhaltung plötzlich wieder ein, und sie machte auf mich in der Erinnerung einen ganz anderen Eindruck. Es kam mir jetzt Alles viel wichtiger vor, es ging mich Alles jetzt persönlich an, was im Schlosse geschah, und ich war begierig, zu erfahren, was der Adjutant und Mademoiselle de Rochamp wohl unternehmen und ob die Prinzessin dabei zugegen sein würde.

Aber zum Ueberlegen hatte ich nicht lange Zeit, denn die schwerfälligen Wagen, welche die Fürstlichkeiten nach unserer Bude brachten, rollten über das Pflaster, die Herrschaften nahmen in der Loge Platz, die für sie eingerichtet worden war, man empfing sie, wie es damals üblich war, mit einem Tuschblasen, die Musik begann, und einer meiner Onkel, der durch seine mächtige Gestalt eben so wie durch seine Sicherheit in unserer Kunst berühmt war, eröffnete den Reigen. Ihm folgten die Leistungen der Kinder, unser Bajazzo, der in seiner Art ein vollendeter Meister war und der namentlich die Bauernburschen als Rekruten unnachahmlich darzustellen wußte, ergötzte die Herrschaften, und als darauf einer meiner jüngeren Brüder mit einem hübschen Mädchen ein pas de deux zum Besten gab und die Zierlichkeit der beiden Personen sich aus der fürstlichen Loge manchen Beifallsruf gewann, konnte ich mich meiner neidischen Unge-

duld kaum noch erwehren. Ich eilte also auch voll Freude in die Bahn hinunter, als ich endlich an die Reihe kam.

Mein erster Blick fiel auf die herzogliche Loge — der Herzog und die Kurfürstin, der Kurfürst und die Herzogin nahmen die Mittelplätze ein, der Prinz saß an der linken Seite der letzteren, rechts an der Seite ihres Vaters saß die Prinzessin Aurore.

Als ich meine Verbeugung machte und den Kopf wieder in die Höhe hob, meinte ich, daß die Augen der Prinzessin den meinen freundlich und wie mit einem Gruße begegneten. Das Herz wallte mir auf, es war mir, als ob ich Flügel an den Sohlen hätte, als ob ich nur zu wollen brauchte, um Alles zu vermögen. Mit wahrer Wonne schwang ich mich auf den Rappen hinauf, es war ein Jubel, mit dem ich dem schönen Thiere sein Hopp là! zurief, und wie von der gleichen, ungewöhnlichen Lust getragen, schossen mein Rappe und ich durch die Runde hin.

Signor Cesare schwieg eine kleine Weile. Es ist etwas Geheimnißvolles um den Zusammenhang des Menschen mit dem Thiere, das er an sich gewöhnt hat, sagte er darauf. Damals, als ich ein junger Bursche war, empfand ich ihn und machte ihn mir zu Nutze, ohne mir Rechenschaft darüber zu geben, denn dazu hatte ich damals nicht Verstand genug; jetzt ist es mir eine Sache der Ueberzeugung geworden, daß die Fähigkeiten der Thiere viel weiter gehen,

als wir glauben, und daß es möglich ist, sie innerhalb ihrer Schranken bedeutend zu entwickeln. Meine Hunde, meine Ponies, unsere Hühner und Tauben, unsere Pferde und Schafe geben mir die unwiderleglichsten und immer neue Beweise für diese Ansicht, und ich bin ja eigentlich schon mit dieser Erfahrung herangewachsen. Der Rappe und die eine Fuchsstute, auf welchen ich gewöhnlich meine Einzeldarstellungen machte, das Viergespann von Braunen, auf denen ich den Cäsar-Ritt auszuführen pflegte, kannten an meiner Miene meine Stimmung auf das allergenaueste und waren von derselben mehr als ich selber abhängig. Fühlte ich mich heiter, trat ich fröhlich vor die Thiere hin, hörten sie den Klang meiner Stimme frisch belebt, so waren auch sie voll Leben und voll Lust. Es gelang ihnen Alles, sie kamen mit einer Art von Ahnung selbst meinen Mißgriffen und Fehlern zu Hülfe, und ihr munteres Wiehern gab bisweilen trotz ihrer Ermüdung Zeugniß dafür, daß sie Lust an ihren Kraft- und Geschicklichkeitsproben gehabt hatten, wie ich selbst. War ich mißmuthig, was freilich selten genug geschah, so verloren die Thiere ihr Feuer, und ich mußte mich dann sehr zusammennehmen, weil ich auf sie an solchen Abenden in keiner Weise mehr zu rechnen hatte.

An dem Tage aber, von welchem ich eben jetzt erzähle, ging Alles ganz vortrefflich. Ich sprang über die zwölf Shawls, ohne einen Satz zu verfehlen,

ich stach die Kränze ab, ohne einen zu überspringen, ich wechselte, mit zwei Pferden reitend, die Stellungen, und in all der gespannten Achtsamkeit, deren ich bedurfte, blieb mir doch immer die Zeit, an der Loge der Herrschaften meinen Gruß auszuführen und es zu sehen, wie die schönen Augen der Prinzessin mir folgten und mich geleiteten, bis ich unter einem allgemeinen Beifalle endlich vom Pferde sprang und mein Compliment gemacht hatte.

Als ich danach die Bahn verließ, fiel auf dem schmalen Wege, der zwischen den Sitzreihen des Publikums zu unserem Aufenthalte hinter dem Vorhange führte, eine frische, prächtig aufgeblühte Rose vor mir nieder. Ich hob sie auf, ohne zu sehen, von wem sie mir gekommen war; aber ich war in einer Verfassung, in welcher sie mir ein Glück verkündendes Zeichen dünkte, und als ich zu der letzten Leistung dieses Abends, zu dem Cäsar-Ritte hinaustrat, steckte ich die Rose in den goldenen Gürtel, der mein kurzes Hüftgewand zusammenhielt.

Mit einer wahren Leidenschaft bestieg ich das Pferd, mir flogen alle Pulse in der Freude, daß ich mich in meiner ganzen Kraft und Schönheit vor der Herrin zeigen sollte, die meine Gedanken beherrschte; die Musik, aufregend und triumphirend wie sie war, entsprach und genügte meiner Erregung heute nicht, die Pferde, obschon sie voller Leben waren, dünkten mir nicht schnell, nicht feurig genug, ich wurde nicht

müde, sie mit lautem Anrufe anzutreiben, sie und mich brachte ich in eine Leidenschaft, die uns fortriß, und während die Thiere sich seitwärts gegen einander drängten, daß ihr Huf in rasendem Laufe gegen die Galerien der Sitzplätze anschlug und den Sand unter ihren Füßen hoch in die Höhe schleuderte, war mir zu Muthe, als sei die Schwere des Körpers von mir genommen, als trüge mein Wille mich durch die Luft. Ich hatte eine so mächtige, göttliche Empfindung aller meiner Kräfte, daß ich mir wirklich wie ein junger Gott vorkam, und als ich wieder einmal an der herzoglichen Loge vorübersauste, warf ich in dem Gefühle meiner Herrlichkeit der Prinzessin die Rose zu, die ich im Gürtel trug, und, was die Hauptsache dabei war — Signor Cesare lächelte, — ich hatte den Glauben, ihr damit eine Gunst und eine Ehre zu erweisen.

Als ich dann wieder vom Pferde heruntersprang, als ich auf ebenem Boden stand und wieder zu der Loge der Herrschaften hinauf zu sehen hatte, erschrak ich über meine Kühnheit, denn der Standpunkt, in welchem wir uns den Anderen körperlich gegenüber befinden, ist sehr wesentlich für unsere eigene Anschauung von uns selbst. Indeß der Beifallssturm, der mich umrauschte, das Händeklatschen und die Bravi, welche mir aus der Loge der Herrschaften entgegenschallten, beruhigten mich schnell, und ich kannte mich nicht in meiner Freude, als ich es ge-

wahrte, daß die Prinzessin meine Rose in ihrer Hand hielt und sie, da die Herrschaften sich bereits zum Fortgehen erhoben hatten, mit einem flüchtig grüßenden Blicke an ihren Busen steckte.

Mein Vater, der mit seinem Lobe immer sehr spärlich war, sagte: „Du hast heut' gut geritten!" Ja, als ich, da wir wieder in unserem Gasthofe waren, nach seinem früheren Befehle mich in meine Kammer zurückziehen wollte, hieß er mich mit einem Winke bleiben, denn es hatten sich verschiedene Personen, Liebhaber unserer Kunst, die schon am folgenden Tage die Stadt wieder verlassen sollten, bei uns eingefunden; sie trafen Anstalten, sich und uns einen Abendschmaus zu bereiten, und ihr Beifall und ihr Antheil an mir befreiten mich dann ohne Weiteres von der Gefangenschaft, zu der ich verurtheilt gewesen war.

Achtes Capitel.

Meine Mutter, meine Schwestern, die vorzüglichsten Mitglieder unserer Truppe sollten an dem Nachtessen Theil nehmen; die Tafel wurde im Garten gedeckt, denn es war sehr warm und völlig windstill, und noch während man mit dem Herrichten des Tisches beschäftigt war, vergrößerte sich die Gesellschaft immer mehr. Unsere Frauenzimmer legten selbst mit Hand an, mein Vater, dem das Anordnen und Befehlen zur zweiten Natur geworden waren, gab nach allen Seiten Anweisungen, und wie der Mond dann aufging und die Nacht erhellte, während doch eine Menge Lichter auf dem Tische brannten, hatten sich die Gäste zwischen uns nach ihrem Wohlgefallen niedergelassen, und zwei junge Leute, der Unter-Stallmeister des Herzogs und ein ihm verwandter Studiosus aus der benachbarten Universitätsstadt, hatten an meiner Seite Platz genommen.

Von der Unterhaltung über die Pferde, welche der Stallmeister zuerst mit mir geführt, ging er bald zu meinen Leistungen über. Er und der Studiosus

betheuerten es mir um die Wette und auf ihre Ehre, daß sie nie einen solchen Bravourritt gesehen, daß ihnen nie eine bessere Gestalt als die meine vor Augen gekommen sei, bis der Stallmeister, welcher der dreistere von Beiden war, es endlich lachend aussprach, daß er mir damit sicherlich nichts Neues sage, sondern daß ich dies wohl schon lange aus eigener Erfahrung wissen würde.

Ihr seid verteufelt glücklich, ihr Künstler! rief er aus. Ihr könnt Euch vor dem Frauenzimmer mit allen Euren Vorzügen geltend machen, und es scheut sich nicht, Euch seine Bewunderung einzugestehen, weil diese Bewunderung Euch in der Masse gezollt wird, was gar nicht ausschließt, daß Ihr die Frucht derselben im Besonderen genießt. Und, sprach er, sich gegen den Studenten wendend, mein Vetter hat es heute gesehen, welch artiges und hochfliegendes Intermezzo Ihr Euch vorbereitet habt.

Ich that, als verstände ich ihn nicht; jedoch der Studiosus machte mir das unmöglich. Es muß hübsch sein, sprach er, einem solchen schönen Fürstenkinde von oben herab, wie ein Sultan, das Zeichen seines Wohlgefallens zuwerfen zu können und dabei vor Strafe sicher zu sein, da man Alles dem Zufalle auf die Achseln legen kann; aber ich hätte nicht gedacht, daß unser Prinzeßchen schon so um sich wüßte. Sie ließ die Rose, die ihr in den Schooß gefallen war, ganz gleichmüthig zu Boden sinken, und erst im

letzten Augenblicke, da die Herrschaften sich erhoben, bückte sie sich nach der Rose und steckte sie in ihr Corset.

Das war ein Einfall, ein Zufall! wendete ich mit erheuchelter Bescheidenheit ein.

Ein Einfall, ein Zufall, den Sie nichts desto weniger einen glücklichen nennen werden, meinte der Studiosus, und den unbeachtet vorübergehen zu lassen Sie wohl nicht der Mann sind, denn audaces fortuna juvat — das Glück ist mit dem Wagenden!

Was da Zufall! rief der Stallmeister. Von Zufall, von einem Einfalle kann nur bei Unsereinem die Rede sein, bei den Herrschaften niemals. Die wissen immer sehr genau, was sie eben wollen und meinen und thun. Man lehrt sie von Kindesbeinen an, auf sich zu achten, und lehrt sie begreifen, daß alle Welt sie beachtet und daß jede ihrer Bewegungen und Mienen ein Gegenstand der Beobachtung ist. Die sind geschult und zugeritten wie das beste Pferd, nur daß in dem Pferde immer noch ein Stück von Natur zurückbleibt, während sie den Herrschaften ganz und gar verloren geht; und nur solch einem armen, zurückgesetzten Kinde, wie unserer Prinzeß Aurore, mag wohl noch ein Rest Natürlichkeit verbleiben, wenn ihre Erzieherin, wie die Rochamp, so viel mit sich selbst zu schaffen hat, daß sie nicht dazu kommt, an ihre Prinzessin von früh bis spät zu denken.

Der Stallmeister kam dann darauf zu sprechen,

daß die Rochamp bei dem Herzoge seit dem Tode seiner ersten Gemahlin sehr in Gunst sei, und es doch verstehe, sich die Geneigtheit der jungen Herzogin zu sichern, und als ich dabei mit der Unüberlegtheit der Jugend die Unterhaltung wiederholte, welche ich von dem Adjutanten und dem Kammerjunker vernommen hatte, meinte der Stallmeister:

Das ist die Rochamp, wie sie leibt und lebt; das ist wieder ein Meisterstreich von ihr, so macht sie's immer. Solch kleine Vergnügungen gibt sie sich von Zeit zu Zeit, um die Herzogin damit über ihr eigentliches Thun und Treiben zu täuschen, und nur in Einem Punkte ist sie blind.

Und welcher wäre das? riefen der Studiosus und ich voll gleicher Neugier.

Der Stallmeister warf den Kopf zurück. Sie meint, sagte er, weil ihr an der Gunst des Herzogs viel gelegen ist, daß die junge Herzogin auch so viel Werth auf dieselbe lege, und sie hält's daher für nöthig, vor der Eifersucht der Herzogin eine Maske vorzulegen; das hätte sie aber gar nicht nöthig, denn der schöne Prinz ist nicht um des Herzogs willen jetzt alle paar Monate bei uns im Schlosse. Er und die Herzogin haben sich schon lange gekannt, ehe sie hieher gekommen ist, und in ihrer Heimath hieß es, als wir zur Hochzeit hingegangen waren, daß die Prinzessin-Braut nur darum eingewilligt habe, unsere Herzogin zu werden, um endlich ihre eigene Herrin

zu sein. Darum mußte auch Prinzeß Egberta, die scharfe Augen hatte, in das Kloster, und wäre man nur erst Prinzeß Aurore los, so würde das gute Einvernehmen zwischen unserer Herzogin und der Rochamp sicherlich noch wachsen.

Es war nicht das erste Mal, daß ich mit fürstlicher Dienerschaft verkehrte, und nicht das erste Mal, daß ich von ihr so leichtfertig hingeworfene Aeußerungen über die Herrschaften vernahm; aber dieses Mal ließen sie mich nicht so gleichgültig, wie sonst. Sie regten mich vielmehr gewaltig auf. Mit einer Art von Angst wartete ich darauf, ob die beiden Männer nichts von der Prinzessin Aurore, von meiner Prinzessin, wie ich sie in meinem Herzen nannte, sprechen würden. Es verlangte mich danach, und doch fürchtete ich mich vor dem, was ich zu hören bekommen könnte; denn von diesem Wesen, das mir so reizend und so überirdisch zugleich erschien, wie die lieblichen Titianischen Madonnen, vor denen ich in den Kirchen von Venedig meine Kniee gebeugt und meine Gebete verrichtet hatte, Uebles sprechen zu hören, würde mir wie eine Entweihung vorgekommen sein, und mich außer mir gebracht haben.

Glücklicher Weise gedachten sie ihrer aber nicht. Der reichlich genossene Wein, die leuchtende Mondnacht, die Freude über den Beifall, den man geärntet hatte, und die verhältnißmäßig sehr günstige Einnahme stimmten nicht nur die Mitglieder der Gesellschaft,

sondern auch meinen Vater äußerst heiter. Unser Bajazzo, der in mimischer Darstellung seines Gleichen suchte, fing auf dem flachen Boden den Seiltänzer zu spielen an und stellte, ohne in Wirklichkeit ein Stück an seiner Kleidung zu verändern, einen Menschen dar, der sich zum Bade entkleidet und mit Schaudern in das kalte Wasser geht. Die Fremden fanden des Lachens über ihn kein Ende; selbst wir, die wir die gleichen Scenen unzählige Male von ihm ausführen gesehen hatten, wurden durch die neuen und drolligen Wendungen belustigt, mit denen er uns Andere in seine Aufführungen zu verflechten wußte. Die Mädchen schrieen unwillkürlich auf, wenn er sich ihnen mitten in seinen Entkleidungsscenen näherte, man fuhr zusammen und lachte sich doch selber darüber aus, daß man erschrak, wenn er sich als ein auf dem Seile Schwankender an dem Nächststehenden plötzlich festzuhalten suchte, und in all dem Lachen und Gläserklingen und Bravo- und Vivatrufen fingen ein paar von unseren jungen Gesellen mit den Töchtern des Wirthes auf dem Rasen zu tanzen an, auf dem in dieser warmen Nacht noch nichts von Thau zu merken war.

Sie wollten Musik haben; mein Vater wollte die Musik nicht zugestehen, um keinen nächtlichen Lärm verursachen zu lassen, und da trotzdem einige von unseren Gästen eifrig nach Musik verlangten, wies er mich und meinen Bruder an, die Guitarre

und die Flöte zu holen, auf denen wir mit einander sehr eingeübt waren, und den Tanzlustigen zum Tanze aufzuspielen. Wo die Stärke unserer Instrumente nicht auslangen wollte, half man sich mit Gesang, und singend und tanzend hatte man sich zu einer so überströmenden Lustigkeit gesteigert, daß man über die Stunden, ohne ihren Verlauf inne zu werden, rasch hinwegglitt und daß der Mond sich schon zum Untergange neigte, ehe es den Ermahnungen und dem Zureden meines Vaters gelang, unsere Gäste zum Aufbruch zu bewegen, damit wir, und namentlich die Frauenzimmer, endlich zur Ruhe kämen. Aber als die Fremden sich dann zum Gehen entschlossen, verlangten der Stallmeister und sein Vetter, daß wir sie mit unseren Instrumenten noch ein Ende durch die Stadt begleiten sollten, und da des Marktes wegen die nächtliche Straßenordnung ohnehin weniger streng als sonst gehandhabt wurde, so gingen mein Bruder und ich noch mit ihnen hinaus. Mein Bruder stahl sich bald von ihnen fort, ich aber folgte ihnen, die Guitarre spielend, den Berg hinauf, und eben als ich in dem Schloßhofe von ihnen Abschied nahm, sah ich, daß die Thore, welche nach dem Garten gingen, auch in der Nacht geöffnet waren.

Wir befanden uns gerade unter dem Söller, auf welchem ich die Prinzessin zuerst erblickt; von der Nanni hatte ich zufällig vernommen, daß das Schlafzimmer der Rochamp nach dem Hofe, das Schlaf=

zimmer der Prinzessin aber dahinter nach dem Garten gelegen sei, und fortgerissen von der Sehnsucht, in ihrer Nähe zu athmen, schlich ich mich im Schatten des Gemäuers durch das Portal und fand mich gleich darauf allein in dem weiten Garten, auf den der sinkende Mond noch seinen milden Schimmer niederwarf, während im Osten die grauen Wolken sich bereits zu färben begannen.

Neuntes Capitel.

Die Stille, die Regelmäßigkeit des Gartens, die breite Terrasse, die marmorne Ruhe der Statuen auf derselben hatten etwas feierlich Erhebendes nach dem tollen Lärm, von dem ich eben hergekommen war. Ich fühlte mich wie in einer Kirche, nur freier und heiterer, weil kein lastendes Dach den Flügeln der Phantasie den Aufschwung verwehrte. Ich ging ein paar Mal auf der Terrasse auf und nieder, als habe eines Zauberers Gunst sie mir zum Eigenthum gegeben, ich wiegte mich in dem Gedanken an ihren Besitz, und — weßhalb sollte ich nicht auch, so gut wie mancher Andere, einmal in den Besitz eines solchen Schlosses und einer solchen Terrasse gelangen können? dachte ich. Die Welt hatte den Wechsel weit größer gesehen. Es war ein Königspaar auf das Schaffot gestiegen, Fürstentöchter irrten in der Fremde umher. Der Sohn eines Advocaten schrieb der ganzen Welt Gesetze vor, der Sohn eines Gastwirths, der schöne

Murat, und wie viele Andere außer ihm, die auch nicht in Schlössern geboren worden waren, herrschten jetzt über Provinzen und Länder und wohnten in Palästen, die noch weit prächtiger waren, als dieses alte herzogliche Schloß. Wir lebten ja in einer Zeit der Wunder, und der Jugend, dem Muthigen, dem Wagenden gehörte jetzt die Welt.

Ohne recht zu wissen, daß ich es that, hatte ich die Guitarre wieder in die Hand genommen und leise einige Accorde gegriffen. Ihr schwirrender Klang erfreute mich; er war so sehr in Uebereinstimmung mit der Umgebung, in der ich mich befand, und da ich mit einer Künstlerseele geboren worden, bemächtigte sich meine Einbildungskraft des Augenblicks. Ich war glücklich in der Vorstellung, mit meiner Guitarre unter den Fenstern des schönen, geliebten Fürstenkindes zu stehen, ich wußte mir etwas damit, der Prinzessin eine Serenade zu bringen, und von Accord zu Accord die Kraft der Töne steigernd, präludirte ich eine Weile fort, bis ich, da Niemand mich störte, endlich leise die Stimme erhob und, an die Rose anknüpfend, welche ich der Prinzessin bei der Vorstellung zugeworfen hatte, das römische Volkslied von der Rose und dem Dorn zu singen anhob.

Signor Cesare räusperte sich ein wenig, und mit einem Tone, der immer noch angenehm genug war, um die einstige gute Vortragsweise erkennen zu lassen, summte er uns das Liedchen vor:

Nasce nel vago Aprile
La vaga rosa.
Rosa non vidi mai
Senza la spina!

Di porpor' è vestita
La vaga rosa,
E di speranza va
La cruda spina.

Dimmi, bel idol mio
Se sei la rosa;
Se tu la rosa sei,
Son io la spina.

In aller Hingebung eines Minnesängers sah ich nach den Fenstern hinauf, hinter deren weißen Vorhängen ich, als es noch dunkler gewesen war, den Schimmer eines Lichtes wahrgenommen hatte. Ich meinte, es müsse sich dort etwas regen, es müsse etwas geschehen, aber es blieb Alles still; und doch wollte ich nicht gehen, ohne meiner Herzenskönigin ein Zeichen meiner Anwesenheit zurückgelassen zu haben, und schnell entschlossen brach ich einen Zweig von rothen Rosen von dem nächsten Strauche, stieg an dem Weinspaliere, das bis zu den Fenstern der Prinzessin reichte, in die Höhe und legte meine Rose, vom Morgenthau getränkt, nachdem ich sie an meine Lippen gedrückt hatte, in die tiefe Böschung ihres Fensters nieder. Leicht, wie ich hinauf gekommen war, erreichte ich den Boden, und mit schnellen Schritten eilte ich zum Garten und zum Schloßhofe hinaus.

Die Wache, die mich mit dem Stallmeister kommen gesehen hatte, hielt mich nicht an; das ganze Abenteuer hatte nicht viel länger gedauert, als ich Zeit gebraucht habe, es Ihnen zu erzählen. Als ich dann aber später, nach kurzem, traumvollem Schlafe erwachte, dünkte es mir, als hätte ich seit gestern viel, sehr viel erlebt, als wäre etwas ganz Unerwartetes, etwas ganz Außerordentliches geschehen, und als sei dies doch nur der Anfang der Ereignisse, deren Kommen ich sehnlichst erwartete.

Es ist lange her, seit damals, meinte Signor Cesare, und doch hat kaum irgend eine andere Zeit und irgend ein anderes Erlebniß eine so helle und süße Erinnerung in mir zurückgelassen, als jenes kleine Abenteuer, das in mir die erste Liebe wach gerufen hat. Noch 'heute sehe ich deßhalb immer mit einer gewissen Verehrung auf die Jugend, auf jedes junge Menschenwesen hin, über dem die Sonne der ersten, wahren Liebe leuchtet. Größer, tiefer, bedeutender ist der Mensch in seinem späteren Leben sicherlich. Er ist auch ohne alle Frage in reifem Alter einer stärkeren und gewaltigeren Liebe fähig; aber der verklärende, glaubensvolle, gar nichts begehrende und doch das Märchenhafte hoffende Zustand des Herzens, wie ihn die erste Liebe erschafft, ist und bleibt doch ein Einziges. Er kehrt so wenig wieder, wie das flüchtige Gewölk, das wir einmal an einem glücklichen Frühlingsabende rosig und sonnendurch-

leuchtet an uns vorüberschweben sehen und dessen Schönheit uns lange nachdem es sich verflüchtet immer noch das Herz erfreut.

Unsere Vorstellungsprobe, das Exercitium, Alles fiel mir an dem Tage leicht, Alles ging gut von Statten. Um eilf Uhr war ich mein eigener Herr, und zwei lange Stunden lagen nun bis zum Mittage noch vor mir. Ich hatte keine Beschäftigung, mit der sie auszufüllen gewesen wären, indessen es kam mir vor, als hätte ich sehr viel zu thun. Noch war der letzte Peitschenknall nicht verhallt, mit welchem mein Vater, wenn er, mitten in dem Circus stehend, die Exercitien geleitet, uns zu entlassen und sich zurückzuziehen pflegte, als ich auch schon in meine bürgerliche Kleidung fuhr und auf dem Wege nach dem Schlosse war.

Mein Vater hielt im Allgemeinen sehr darauf, daß die Mitglieder seiner Truppe sich auch im bürgerlichen Leben mit Anstand kleideten. Bei seinen Kindern nahm er darauf noch ganz besonders Bedacht, so daß wir uns wohl sehen lassen konnten, und da wir erst neuerdings wieder in Paris gewesen waren, hatte ich obenein das Bewußtsein, mit meiner erbsenfarbenen Casimirhose, mit den vielfaltigen Klappenstiefeln und dem braunen Fracke mit großen Knöpfen, zu welchem die weiße Farbe des breitrandigen englischen Filzhutes sich vortrefflich ausnahm, ganz nach den neuesten Moden aufzutreten.

Die ersten Tage hatte es mich belustigt, wenn in diesem wie in allen kleinen Orten bei meinen Gängen durch die Stadt hier und da ein hübscher Mädchenkopf neugierig nach mir ausgeschaut hatte, und ich war nicht karg damit gewesen, die freundlichen Blicke zu erwiedern, die mir gelegentlich zu Theil geworden waren; nun ließ das alles mich sehr gleichgültig, ich bemerkte es kaum noch. Ich hatte jetzt nur Einen Gedanken und nur Einen Wunsch: ich wollte die Prinzessin ausfahren sehen, was, wie ich wußte, immer um eilf ein halb Uhr vor sich ging.

Als ich in das Schloß hinauf kam, hielt der Wagen schon vor ihrer Thür, und es hatten sich, da man am Tage frei durch den Schloßhof durchgehen und in den Gärten spaziren durfte, eine Menge der zur Stadt gekommenen Landleute und sonstiger Fremden zusammengefunden, die gleich mir unweit der schwerfälligen Kutsche standen und auf das Erscheinen der Prinzessin warteten.

Mit dem Schlage halb zwölf Uhr öffnete der Kammerdiener die Thür des Schlosses, die Prinzessin trat heraus, stieg, von ihrer Gouvernante gefolgt, in den Wagen ein, der Schlag wurde zugeworfen, der Kammerdiener sprang hinten auf, die beiden Tamboure der Schloßwache schlugen ihre Wirbel, und rechts und links den ehrerbietig sich Verneigenden mit freundlichem Gruße dankend, fuhr die Prinzessin von dannen, nachdem, ich hatte mich darüber nicht

getäuscht, ihr Auge mich erkannt, ihr Blick mich ausgezeichnet und mir — das Herz wallte mir noch davon auf — ein Zeichen gegeben hatte.

Aber was wollte das Zeichen besagen? Hatte sie den Rosenzweig gefunden? Hatte sie den Gesang in der Nacht gehört? Wußte sie, daß ich es gewesen war, den ihre Schönheit in ihrer Nähe wach gehalten? Ich mußte mir Gewißheit darüber zu verschaffen suchen.

Glücklicher Weise kam der Kammerdiener Marberg über den Hof. Er wollte nach seiner Wohnung gehen.

Wo fährt die Prinzessin hin? fragte ich ihn eilig.

Wo soll sie hinfahren? Immer vor das Steinthor hinaus, nach Monrepos in das Gehölz. Da bleiben sie bis halb Eins; die Prinzessin geht dort gern spaziren, nimmt auch wohl im Chalet unten an der Straße ihre italienische Lection von Mademoiselle de Rochamp, und zehn Minuten vor halb zwei Uhr muß sie wieder oben in ihrem Zimmer sein, auch wenn sie nicht, wie eben in dieser Zeit, zur Tafel befohlen ist.

Ich hatte von dem allem nicht viel mehr gehört, als daß die Prinzessin jetzt in dem Hölzchen vor dem Thore spaziren gehen werde, und schneller noch, als ich den Schloßberg hinauf gegangen war, stieg ich ihn nach der Seite des Steinthores hinunter und eilte, wohin mein Herz mich zog.

Zehntes Capitel.

Es war hoher Mittag, die Sonne schien hell hernieder; auf der großen Landstraße war es lebhaft genug. Es gingen und fuhren Landleute mit gekauften Waaren aus der Stadt nach den Dörfern zu, andere kamen erst vom Lande herein. Ich fiel ihnen auf. Einzelne mochten mich gestern in dem Circus gesehen haben; sie erkannten und grüßten mich. Ein Fähnrich, der an mir vorüber ritt, hielt an, um mir in schlechtem Französisch zu sagen, daß es sehr staubig auf der Straße sei und daß ich gut thun würde, wenn ich nach der Stadt zurückzukehren denke, den weiteren Weg durch das Gehölz zu nehmen.

Wir befanden uns an dem Eingange desselben. Das kleine Flüßchen, an dem die Residenz gelegen ist, bildete hier die Grenze des kleinen Waldes, eine aus unbearbeitetem Holze zusammengefügte Brücke führte hinüber; Schlehdornhecken faßten die ganze Anlage ein, die im Geschmacke der Zeit gehalten war und der man überall den Schein der Naturwüchsigkeit gelassen hatte. Auch das Birkenhäuschen, das unter

dem Namen des Chalet bekannt war, hatte ein möglichst ländliches Ansehen und nur drei Stuben: ein kleines Schlafgemach, einen Speisesaal und ein drittes Zimmer, in welchem die Prinzessin öfter zu verweilen pflegte.

Bei meinem Hange zum Herumstreifen hatte ich den kleinen Wald bereits am Tage nach unserer Ankunft in die Kreuz und Quere durchzogen, und auch in dem Chalet hatte ich mich umgesehen, da man es eben gelüftet, als ich dort gewesen war. Es war einfacher als einfach eingerichtet; schlichte Möbel mit blumigem Chintz bezogen, standen an den Wänden umher, einige Bilder, englische Farbendrucke, welche Scenen ländlicher Beschäftigung und beglückten Familienlebens darstellten, machten den ganzen Schmuck. Auf den Tischen hatten Vasen voll Feldblumen gestanden; und jetzt, da ich die Hütte wieder vor mir liegen sah, da ich durch die geöffnete Thür in den freundlichen Raum hineinblickte, brachte der Gedanke, daß die Prinzessin hier unter diesem schlichten Dache gern verweile, meine Seele erst recht in Aufregung.

Aber sie war nicht in dem Hause; auch ihren Wagen sah ich nicht. War sie heute ausnahmsweise nicht hier gewesen, oder konnte ich sie noch erwarten? Auf gut Glück und weil meine Unruhe mich nicht rasten ließ, schritt ich den breiten Weg entlang im Baumesschatten fort, und ich war noch nicht lange gegangen, als ich sprechen hörte. Ich bog um die

nächste Hecke, da sah ich, wie eben von der entgegengesetzten Seite kommend, der Adjutant des Prinzen den beiden lustwandelnden Damen seine Verbeugung machte, und ich vernahm, wie er sich glücklich pries, ihnen so zufällig und so unerwartet zu begegnen.

An diesen Zufall glaubte ich nun freilich nicht, aber ich hatte eine unbestimmte Hoffnung, daß die Anwesenheit des Adjutanten mir günstig sein könne, und ich hatte mich darin nicht geirrt. Die Gouvernante hatte dem Adjutanten die Erlaubniß ertheilt, sie und die Prinzessin auf dem Wege durch das Gehölz zu begleiten, und da ich ihnen zu begegnen suchte, trafen wir auch sofort zusammen. Ich zog den Hut, indem ich stehen blieb, um die Prinzessin vorübergehen zu lassen; ihr Auge richtete sich auf mich, und in ihrem Gange inne haltend, fragte sie, indem sie sich an ihren Begleiter wandte: Ist das nicht der junge Künstler, den wir gestern reiten sahen?

Der Adjutant bestätigte es; Mademoiselle de Rochamp trat an mich heran. Wir haben Sie gestern sehr bewundert, sagte sie. Für Ihre Jugend leisten Sie das Außerordentliche. Wie alt sind Sie, mein Herr?

Ich sagte, daß ich achtzehn Jahre alt sei. Der Adjutant machte die Bemerkung, er habe mich meiner Gestalt und meiner gestern bewiesenen Kraft nach für mindestens drei bis vier Jahre älter geschätzt. Und, fügte er hinzu, Monsieur Cesare soll bei dieser großen

Kraft zugleich einer der zierlichsten und feinsten Tänzer sein. Ich hörte heute von Seiner Königlichen Hoheit, meinem Prinzen, daß wir in den nächsten Tagen vielleicht die Gelegenheit haben könnten, Monsieur Cesare und seine Schwestern bei Hofe tanzen zu sehen.

Ja, sprach die Gouvernante, Durchlaucht denken daran, eine kleine fête champêtre zu veranstalten; es handelt sich nur darum, die geeigneten Sänger für die kleine Piece zu finden, die man darstellen zu lassen wünscht. Es ist — es ist eine kleine Erfindung von — von der Frau Herzogin selber, sagte die Gouvernante mit der Weise, mit welcher man einem Anderen ein großes Geheimniß anvertraut. Es kommt der Frau Herzogin jetzt darauf an, einen jungen Mann zu ermitteln, der hinter der Scene das Lied des jungen Schäfers, des Tänzers, welcher in dem Ballette figurirt, so singen könnte, als ob der Tänzer selber der Vortragende wäre.

Aber Monsieur Cäsar singt ja, fiel die Prinzessin, welche bis dahin schweigend der Unterhaltung zugehört hatte, plötzlich ein.

Dieser Ausruf, der Ton ihrer Stimme und das Geständniß, welches ihr Ausruf in sich schloß, machten mich glückselig; ich hob mein Auge zu dem ihren empor, unsere Blicke fielen in einander, wir erglühten Beide, und um meine Aufregung den Anderen zu verbergen, sagte ich, indem ich mich verneigte: Ja, ich singe ein wenig, wenn das Herz es mir eingiebt.

Die Gouvernante, wie sehr sie auch mit sich selbst beschäftigt sein mochte, wurde dennoch aufmerksam. Woher wissen es Durchlaucht, daß dieser junge Künstler musikalisch ist?

Ich meine, entgegnete die Prinzessin, der Prinz oder Jemand anders hat es gestern bei der Tafel gesagt — oder ich habe es vielleicht heute von der Kammerfrau gehört — mich dünkt, Sie waren ja dabei, liebe Rochamp! Sie lasen gerade einen Brief.

Ach ja, ich erinnere mich! rief die Gouvernante, und die Reihe des Erröthens kam jetzt auch an sie. Ich aber kannte mich kaum in meiner Freude. Ich hatte Mühe, die Fragen, welche die Gouvernante an mich richtete, nur einiger Maßen im Zusammenhange zu beantworten.

Die Prinzessin hatte mich also gesehen, mich gehört, und sie zürnte mir nicht darob! Im Gegentheile — sie ließ sich herbei, mit mir das süße Geheimniß zu theilen. Sie stand nicht an, es ihrer Umgebung, selbst auf Kosten der Wahrheit, zu verbergen. Es war ihr also nicht unwillkommen, daß ich sie feierte, sie gönnte mir das Glück, ihr huldigend zu nahen. Ich hätte niederknieen mögen, ihr's zu danken, und es war gut, daß die Erkundigung der Gouvernante, ob ich nach Noten singen könne, ob ich des Deutschen mächtig sei, mich auf mich selbst zurückwies.

Sie waren an mir vorübergegangen, sie waren

entschwunden, und noch immer stand ich auf dem Flecke unter der Buche, umleuchtet von einer Freude, einer Wonne, die ich nie vorher — und die ich auch nachher nicht mehr empfunden habe. Denn so oft ich später liebte, wußte ich immer und dachte ich immer, daß es ein Weib sei, welches ich liebe, daß ich eine Sterbliche, daß ich meines Gleichen mir gegenüber habe. Mit der Prinzessin war das anders. Wie zu einer höheren Erscheinung blickte ich an jenem Tage zu ihr empor. Ich lebte wie in einer Märchenwelt, und wie in einem Märchen so gestaltete sich Alles wunderbar günstig.

Am Abende kamen die Fürstlichkeiten, da die Männer große Liebhaber von Pferden waren, wieder zu der Vorstellung. Die Prinzessin trug eine rothe Rose in der Hand. Als sie die Loge verließen, blieb die Rose liegen. Ich eilte, sie zu holen — und ich erkannte sie an ihrer Knospenzahl. Es war die Rose, welche ich in ihr Fenster gelegt. Sie hatte sie wirklich gefunden, sie hatte sie zu tragen nicht verschmäht, und — ich durfte also hoffen.

Eilftes Capitel.

Es fügte sich gut für mich, daß, als wir in den Gasthof zurückkehrten, die Nanni bei der Wirthin war. Ich hatte damit einen Vorwand, wieder in das Schloß hinaufzugehen, und als ich mich dann entfernen sollte, fragte ich sie, als ob mir daran gelegen wäre, einen Richtweg nach dem Schlosse zu haben, ob denn der Park von der unteren Seite nicht zugänglich sei. Sie bejahte dies. Sie selber, sagte sie, und alle Beamten aus dem Schlosse schlügen, wenn sie in die Stadt gingen, meist den Richtweg durch die Baumschule ein, und unten bleibe die kleine Lattenthür in den Hecken immer offen. Sie und ihr Mann geleiteten mich selber durch den Küchengarten nach der Baumschule und zeigten mir, wie die Thür von außen aufzumachen sei, wenn ich sie etwa einmal in das Schloß geworfen finden sollte.

Es war mir, als habe man mir den Pfad zum Paradiese eröffnet. Daß ich es nicht wagen dürfe, mich abermals mit der Guitarre den Fenstern der Prinzessin zu nahen, wenn ich das holde Geheimniß

nicht Preis geben wollte, das sah ich ein; aber wiederkehren wollte und mußte ich, und ein Zeichen, ob die Prinzessin diese Rückkehr billige, mußte ich mir auch verschaffen. Ich schlich also wie am verwichenen Abende in die Gärten, erstieg wieder das Spalier und legte dieses Mal einen Zweig von weißen Rosen in ihr Fenster.

Am Mittage, als sie ausfuhr, trug die Prinzessin — welche Wonne für mich! — eine weiße Rose an der Brust; aber sie wendete den Blick von mir ab, als sie mich gewahrte, und doch war ich heute noch glücklicher, als gestern, da ihr Auge dem meinigen begegnet war.

Ich dachte nicht daran, ihr wieder nach Monrepos zu folgen, und ich hatte dazu auch nicht die Zeit. Der Ober-Hofmeister des Herzogs hatte meinen Vater mit mir und meinen Schwestern nach dem Schlosse beschieden; wir sollten darthun, was wir als Tänzer leisten könnten, und auch von meinen musikalischen Fähigkeiten, von denen die Gouvernante etwas berichtet haben mußte, wünschte man eine Probe zu hören, um danach entscheiden zu können, in wie fern wir bei dem beabsichtigten Feste zu verwenden sein würden.

Im gewöhnlichen Gange der Dinge, sagte Signor Cesare mit dem feinen, halb ironischen Lächeln, welches während der ganzen Erzählung nicht von seinen Lippen wich, hätte, wie gesagt, in solcher Vorstellung an

einem kleinen deutschen Hofe für mich weder etwas Beunruhigendes noch etwas besonders Aufregendes gelegen, denn ich hatte schon „andere Majestäten gesehen;" und obwohl ich Ihnen jetzt, wo Sie Alle in Deutschland eine ganz deutsche und ganz vorzügliche Bildung besitzen, mit meinem Kauderwälsch nur als ein pauvre Sir erscheinen mag, so war das damals anders. Das Französische war zu jener Zeit noch die allgemeine Umgangssprache der vornehmen Gesellschaft in ganz Deutschland; man hätte gemeint, sich etwas zu vergeben, wenn man an den Höfen nicht Französisch gesprochen hätte, und — nun, ich war kein Mitglied der Akademie von Frankreich — aber das Französich, das man an den kleinen deutschen Höfen sprach, imponirte mir nicht sonderlich, und die Gezwungenheit, mit welcher man sich in der fremden Sprache bewegte, war auch nicht danach angethan, diejenigen unsicher zu machen, die im Gebrauche der französischen und der italienischen Sprache aufgewachsen waren und wie wir noch von anderen lebenden Sprachen hier und da ein paar Brocken aufgelesen hatten, so daß wir uns in ihnen verständlich machen konnten. Dazu gab die Gewohnheit, sich mit seiner Person dem Publikum darzustellen, uns auch sonst eine gewisse Freiheit, und doch stand ich dieses Mal verlegen neben meinem Vater, als der Ober-Hofmeister mit ihm über die beabsichtigte Vorstellung zu Rathe ging. Diese Verlegenheit steigerte sich noch,

als, nachdem die Besprechung schon eine geraume Zeit gedauert hatte, der Herzog und die Frau Herzogin, welche von ihrer Frühstücksfahrt zurückkehrten, uns nun vor sich fordern ließen.

Natürlich kam es, wie immer, wo Laien über solche Dinge zu Gerichte sitzen, zu gar keinem Schlusse, denn Jeder wollte etwas Besonderes und in jedem Augenblicke etwas Anderes ausführen lassen. Jeder hatte einen Lieblingswunsch, einen kleinen, heimlichen Plan, Jeder wünschte sich und seine Neigung in Scene zu setzen, und während Keiner offen mit dem herausrückte, was er eigentlich beabsichtigte, sondern vorläufig nur zu hindern suchte, was der Andere wollte, um so Raum für das eigene Vorhaben zu gewinnen, standen ich und meine Schwestern müßig da, der Betrachtung der kurzsichtigen Herzogin überlassen, die uns mit vorgehaltenem Augenglase besah, als ob wir Bilder, nicht, wie sie selber, lebendige Menschen gewesen wären.

Ich glaube, wir wären noch heute dort, scherzte Signor Cesare, hätte mein Vater sich nicht in das Mittel gelegt, der es bald herausgefunden hatte, daß hier der Wunsch der Herzogin schließlich doch den Ausschlag geben werde, und da diese eine Freundin des Idyllischen war, so machte er den Vorschlag, daß man ein ländliches Fest, ein Rosenfest, veranstalten solle, bei dem die Damen des Hofes in idyllischer Tracht — eben wegen der bloßen Arme und

Schultern der Herzogin — erscheinen, und in das wir dann, meine Schwestern und ich, mit unseren Pas de trois, mit unseren figurirten Tänzen und ich mit meinen Liedern nach Gefallen eingeschaltet werden könnten.

Die Herzogin verlangte, daß ich gleich jetzt irgend etwas singen sollte; wir hatten für diesen Fall meine Guitarre auch bereits mitgebracht, und ich sang, da man nur französische Romanzen zu hören wünschte, die lieblichen Strophen des „Que ne suis-je la fougère", welche Riboutté seiner Zeit einer Melodie von Pergolese untergelegt hatte.

Der Herzog fand, daß diese Romanze sich wohl zum Vortrage eigne, die Herzogin klatschte mir mit ihren schönen Händen Beifall zu, meine Schwestern wurden wegen ihrer Wohlgestalt gepriesen, und schließlich wurden wir denn mit der Weisung entlassen, daß am nächsten Sonntage, auf den der Hochzeitstag der Herrschaften fiel, zu welchem man noch Gäste von den benachbarten Schlössern geladen hatte, das Fest gefeiert werden solle.

Der Dienstag, der Mittwoch vergingen, wie die Tage vorher. Die Herrschaften fehlten keinen Abend bei unseren Vorstellungen; ich legte in jeder Nacht eine Blume auf dem Altare der Göttin meines Herzens nieder. Jeden Mittag trug die Prinzessin meine Blume an ihrer Brust, jeden Abend holte ich mir die abgewelkte Blume aus der Loge; aber meiner

wachsenden Leidenschaft wollte das nicht mehr genügen, und an die Stelle der hellen Freude, welche mich ein paar Tage hindurch beseligt hatte, bemächtigte sich meiner eine ungeduldige Verzagtheit. Ich wünschte, einen entscheidenden Schritt zu thun, das heißt, ich wollte der Prinzessin sagen, daß ich sie liebe; aber wenn sie dies nicht aufnahm, wie ich hoffte, so war mein Unglück ja entschieden. Wenn ich dies bedachte, fehlte mir der Muth, das Geschick, das mich treffen konnte, voreilig auf mich herabzuziehen; ich beschloß dann, mich des hohen, schönen Wesens durch schweigende Huldigung erst noch würdiger zu machen — ich beschloß bald dies, bald das, aber ich hatte keinen anderen Gedanken, als sie.

Wenn es mir gelungen war, mir mit den feinsten Empfindungen über einzelne Stunden fortzuhelfen, erfaßte mich die leidenschaftliche Ungeduld danach nur um so lebhafter, und am Donnerstage ließ es mir endlich keine Ruhe mehr. Ich eilte um die Mittagsstunde, noch ehe die Prinzessin dort eingetroffen sein konnte, nach Monrepos hinaus.

Als ich dort ankam, war noch Niemand da. Das Chalet war, wie immer, geöffnet, und der Aufseher des Gartens, der die Ankunft der Herrschaften zu erwarten hatte, gestattete mir ohne Weiteres, mich in den Räumen umzusehen, während er auf seinem Posten blieb. Das befreite Jerusalem und die italienischen Dictionäre der Prinzessin lagen auf dem Tische,

Dinte und Feder waren ebenfalls da — und von einem Einfalle ergriffen, der nicht einmal mein eigen war, sondern den ich einer damals sehr beliebten französischen Komödie entlehnte, nahm ich eines der vorhandenen Blätter Papier und schrieb darauf die französischen Worte:

„Je vous adore! Veuillez m'entendre! Mon bonheur et ma vie en dépendent! Je suis tout près de vous!"

Ich hatte nicht Zeit, meinen Namen hinzuzufügen, denn ich hörte von fern den Wagen der Prinzessin kommen und verließ das Chalet, noch ehe der Aufseher mir das Zeichen dazu gab; aber hinter seinem Rücken schlich ich mich gleich wieder hinein und verbarg mich hinter dem Vorhange, welcher den kleinen Schrank voll Porcellangeräthe, die man hier nur selten benutzen mochte, dem Blicke entzog.

Es war eine der gemischtesten Empfindungen, mit denen ich die Prinzessin und ihre Gouvernante das Gemach betreten sah. Die Lust, ihr so nahe zu sein, kämpfte mit dem Gedanken an die Beschämung, der ich nicht entgehen konnte, wenn man mich entdeckte. Mir klopfte das Herz, als ich beobachtete, wie die Damen ihre großen Sonnenhüte ablegten, wie sie sich der langen Handschuhe und der gestickten Mousseline-Shawls entledigten, und wie mit gleichgültigem Gespräche die Prinzessin sich nach dem Tische hinbegab, auf welchem ihre Bücher lagen. Aber in

der Eile, mit welcher ich gehandelt, hatte ich die Möglichkeiten nicht berechnet. Nicht die Prinzessin, sondern Mademoiselle von Rochamp ergriff das Buch, in welchem ich das Blatt Papier verborgen hatte. Sie erblickte es sogleich, eine dunkle Röthe überflog ihr Gesicht, und ihr Taschentuch über das Buch werfend, suchte sie dasselbe wenigstens für den nächsten Augenblick der Prinzessin vorzuenthalten, um dann den Zettel unbeachtet herausnehmen zu können. Der kleine Kunstgriff gelang ihr bei der Arglosigkeit der Prinzessin auch vollkommen; indeß ihre Verwirrung entging derselben nicht, und ihre Erzieherin mit Erstaunen betrachtend, fragte sie: Was haben Sie, liebe Rochamp, das Blut ist Ihnen so nach dem Kopfe gestiegen und die Hände zittern Ihnen? Sie sind unwohl!

Sehr, sehr unwohl! rief die Gouvernante, welcher die Frage der Prinzessin wie eine Rettung zu Hülfe kam. Nehmen Durchlaucht immer Ihre Uebersetzung vor; ich will versuchen, mir eine Bewegung zu machen.

Sie erhob sich dabei, die Prinzessin wollte sie gutmüthig begleiten; die Gouvernante hinderte sie daran, und während diese sich mit raschem Schritte nach dem dichten Gebüsche hinwendete, das gleich hinter dem Chalet auf der linken Seite begann und sich eine weite Strecke hinzog, setzte die Prinzessin sich wieder ruhig zu ihrer Arbeit nieder.

Ich aber wußte nicht, wie mir geschah. Ich

sah sie vor mir, den schlanken Hals über ihre Bücher gebeugt, ich sah die langen, blonden Locken, die von dem schönen Kopfe auf ihre entblößten Schultern und auf ihr weißes Gewand herniederflossen; ich sah, wie ihre länglichen Finger die Seiten des Dictionnairs umschlugen, wie das Athemholen ihren jungen Busen hob. Nichts regte sich, nur ein paar Wespen flogen summend zu der geöffneten Thür herein und wieder hinaus, nur die Sonnenfunken, welche die leichte Bewegung der Blätter in das Zimmer dringen ließ, flitterten wie Irrlichter auf dem Boden umher und tanzten und funkelten auch auf dem goldenen Haare und auf den weißen Schultern der Prinzessin. Ich war ganz allein mit ihr — ganz allein, und die Augenblicke waren kostbar; aber ich war wie an meine Stelle gebannt, und weit davon entfernt, hervorzutreten, hatte ich nur die einzige Besorgniß, entdeckt zu werden. Die friedensvolle Sicherheit der jungen Fürstentochter lag wie ein Heiligenschein über ihr — es kam mir wie eine Sünde, wie ein Verbrechen vor, diese Ruhe zu stören. Die Entfernung, die mein Schicksal von dem ihren trennte, erschien mir mit Einem Male in ihrer ganzen Größe, und selbst die räumliche Nähe, in welcher ich mich zufällig neben ihr befand, änderte nichts darin. Ich empfand meine Liebe zum ersten Male wie einen Schmerz, und des Schmerzes ungewohnt, ja — bei meiner damaligen Leidenschaftlichkeit völlig unfähig, ihn zu ertragen,

stürzte ich, aus einer Empfindung und von einem Gedanken plötzlich zu dem anderen übergehend, ohne zu überlegen, was ich damit that, aus meinem Verstecke hervor und warf mich der Prinzeß zu Füßen.

Mit einem Laut des Erschreckens fuhr sie von ihrer Arbeit auf. Aber sie unterdrückte den Hülferuf, der auf ihren Lippen schwebte, sie erkannte mich, und ängstlich um sich blickend, rief sie: Was thaten Sie? Wenn man Sie hier fände! — Um Gottes willen, entfernen Sie Sich!

Ihre Verwirrung gab mir Muth. Es lag nur ängstliche Besorgniß, kein Zorn in ihrem Blicke, in ihrer Stimme. Ich blieb zu ihren Füßen liegen, ich ergriff ihr Gewand und drückte es an meine Lippen.

Gehen Sie, ach, gehen Sie! rief die Prinzessin.

Nicht eher, bis Sie mir verzeihen — nicht eher, bis Sie mir sagen, daß ich Sie wiedersehe! sprach ich, indem ich mich erhob.

Ich bin verloren, wenn man Sie hier findet! gab sie mir zur Antwort; aber in dem mädchenhaft verzagten Ausdrucke ihrer Mienen lag eine himmlische Zärtlichkeit, die mich überwältigte, und fortgerissen von der Gewalt meiner Empfindung, schloß ich die schlanke Gestalt in meine Arme, küßte ich den frischen Mund, der meinen Kuß erwiederte — und eilte davon, freudig, glücklich, mir selbst entrückt und über mich selbst so sehr hinausgehoben, daß es mich nicht gewundert haben würde, wäre in dem Augenblicke ein

Wagen mit Schwänen bespannt aus den Wolken herniedergefahren, um mich und die geliebte Schöne in jene Zauberwelt zu entführen, die keine Standesunterschiede kennt und in welcher die Liebe allein die Gesetzgeberin ist.

Signor Cesare sah mich freundlich an. Das ist nun lange her, sprach er. Vierzig Jahre später habe ich aber einmal bei einem großen Volksfeste in Deutschland ein Lied singen hören, das, so viel ich mich erinnere, unser Freund hier — er wies auf meinen Gatten, auf Adolf Stahr, hin — auch einmal in Musik gesetzt hat. Es war darin von einem Jägerknaben die Rede, der den Mund einer Königstochter geküßt hat. So oft die Worte: „Ich hab' Schön-Rothtraut's Mund geküßt!" an mein Ohr geklungen sind, ist auch jener sonnige Morgen aus langer Vergangenheit wieder in meiner Erinnerung emporgestiegen, und ich habe die Sonnenwärme und die Liebe und die Jugend wieder empfunden, und die Jahre sind wie weggeweht gewesen, und ich habe wieder in mir die ganze Größe unserer Natur genossen, deren der Mensch sich immer nur in einzelnen Augenblicken bewußt wird, wennschon ihm in denselben für sein ganzes Leben ein neuer und besonderer Boden gewonnen wird.

Ich muß es wiederholen, ich kam mir wie ein junger Gott vor, und etwas davon muß auch in meinem Aeußern zu spüren gewesen sein, denn als ich

nach Hause kam, machte selbst mein Vater die Bemerkung, daß es ihm scheine, als sei ich in der letzten Zeit gewachsen und stark geworden. Ich fühlte auch wirklich ein völlig neues Leben in meiner Brust, und ich war so glücklich, daß ich gar kein anderes Verlangen hatte, als die Anderen gleichfalls glücklich zu wissen. Ich that Jedem, was ich ihm an den Augen absehen konnte, und weil es auf diese Weise sehr natürlich war, daß man sich mit mir zufrieden bezeigte und mir auch wieder gefällig war, meinte mein abergläubisches Herz, daß es die Umarmung der Geliebten sei, die mich fortan dem Glücke weihe.

Zwölftes Capitel.

An dem Tage fuhr der Herzog mit seinen Gästen auf eines der im Gebirge gelegenen Schlösser, in welchem man mit einer nahverwandten fürstlichen Familie, welche sich von der anderen Seite nach dem nämlichen Waldschlosse begab, zusammentreffen sollte. Die Rückkehr war erst auf den nächstfolgenden Abend festgesetzt, und mir kam es vor, als läge die unendliche Leere vor mir, wenn ich an die langen Stunden dieser beiden Tage dachte.

Als es dunkelte, als unsere Vorstellung beendet und die gemeinsame Mahlzeit eingenommen war, zog es mich nach dem Schlosse, nach ihren Fenstern hin. Ich mußte mir sagen, daß die Blumen mich verrathen würden, wenn die Prinzessin nicht da sei, sie an sich zu nehmen; aber es war mir, als unterließe ich es, ein Gebet zu sprechen, von dem mein Seelenheil abhing, als ich die gewohnte Opferspende der Liebe nicht auf ihrem Altare niederlegen konnte.

Da die Herrschaften und ihre ganze nächste Umgebung die Stadt verlassen, hatte das zurückgebliebene

Dienstpersonal freie Zeit, und wie ich meinen Rückweg aus dem Schlosse antreten wollte, sah ich die Nanni mit ihrem Manne noch auf einer Bank in dem kleinen Gärtchen sitzen, das sich unter den Fenstern der Domestiken-Wohnungen hinzog. Es waren noch ein paar Personen von der Stallbedienung dabei; sie tranken Bier und rauchten. Die Nanni erkannte mich und rief mich mit einem Guten Abend! und mit einem Woher des Weges? an, während sie an das Lattenwerk herantrat. Ich sagte, sie werde es ja wohl bemerkt haben, daß ich alle Abende in den Schloßgarten gehe. Wenn ich aus dem Circus käme, sei ich immer so erhitzt, daß ich nicht schlafen könne, ohne mich vorher mit einem beruhigenden Gange abgekühlt zu haben. Ihr Mann und seine Collegen kamen ebenfalls an das Gitter; sie erkundigten sich, ob man es wagen dürfe, mir eine Kanne Bier zu offeriren. Es lag sonst nicht in meinen Gewohnheiten, das schwerleibig machende Bier zu trinken, und noch weniger, mich unnöthig und auf gut Glück mit unerzogenen Menschen einzulassen; aber es kam mir darauf an, meine Abendgänge in den Schloßgarten möglichst Vielen kund zu thun, um ihnen damit ein unverfängliches Ansehen zu geben. Ich nahm also, ohne mich lange zu besinnen, den Platz und den Bierkrug an, die man mir darbot.

Die Leute räumten mir mit Freude und mit angenehmer Ueberraschung einen Sitz ein, und nach-

dem sie mir auf ihre Weise ihre Bewunderung ausgesprochen hatten, wendete sich ohne mein besonderes Zuthun ihre Unterhaltung gleich wieder auf ihre persönlichen Angelegenheiten und auf die Abwesenheit und die Wiederkehr der Herrschaften zurück. Man kam dann auf das Fest zu sprechen, das am Sonntage Statt finden sollte. Der Gärtner sprach davon, daß man ihm alle seine Rosen abschneiden werde, und wie sie nun so weiter redeten, meinte Nanni's Mann, der als einer der Kammerdiener leicht erfuhr, was irgend im Werke war, der Gärtner solle sich nur auf gute Myrten einrichten, denn die würden nach dem Rosenfeste wohl an die Reihe kommen.

Man wollte wissen, was das bedeuten solle, und der Kammerdiener versetzte, so wie ihm scheine, sei es mit dem Rendezvous im Jagdschlosse nicht auf eine bloße Vergnüglichkeit gemünzt. Auf die Länge könne man die Prinzessin doch nicht so zwischen der Kinderstube und den Sälen stehen lassen. Sie sei nun siebenzehn Jahre alt, werde alle Tage schöner, Prinz Leopold verwende bisweilen sein Auge nicht von ihr, und daß am Ende gar eine ihrer Stieftöchter Königliche Hoheit werden solle, während sie selber nur Durchlaucht sei, das sei gewiß nicht nach dem Sinne der Frau Herzogin. Es habe schon zu Zeiten der Prinzeß Egberta immer geheißen, daß eine Heirath zwischen dieser und dem Erbprinzen des Nachbarlandes im Werke sei; die Prinzessin habe aber

vorgezogen, ihre eigene Herrin zu bleiben, da man ihr die Wahl gelassen. Nun, wo keine solche Versorgung wie für Prinzeß Egberta mehr zur Hand sei, werde man die Prinzeß Aurore wohl nicht fragen, und für den Erbprinzen sei es endlich doch auch Zeit, auf eine rechtschaffene Heirath auszugehen.

Es war gut, daß das eine Windlicht den Tisch nur wenig erhellte, daß die Dunkelheit mein Gesicht verbarg. Ich mußte mich zusammennehmen, um mit Ruhe die Frage zu thun, wie alt der Erbprinz sei.

Nun, meinte der Kammerdiener, er ist ein Vierziger; aber er sieht älter aus, denn er hat von Jugend an sehr viel getrunken, und mit dem Frauenzimmer hat er's auch gar arg getrieben.

Einer der Anwesenden bemerkte, daß der Erbprinz der beste Jäger in der Runde sei. Ja, warf ein Anderer hin, wenn er nichts im Kopfe hat! Und ein Dritter erinnerte daran, wie der Erbprinz einen alten Reitknecht einmal mit dem Sporn gegen den Kopf gestoßen habe, weil ihm der Riemen des Steigbügels nicht zu Dank geschnallt gewesen sei. Man fand das natürlich um so roher, da der Herzog sich immer als einen gütigen und nachsichtigen Herrn bezeigte, und die Nanni rief endlich ganz verächtlich aus: Was kann man denn von einem Menschen erwarten, der sogar seine Geliebten mit Faustschlägen caressirt?!

Alle stimmten in dem Widerwillen, in den An-

klagen gegen den Erbprinzen überein, und Niemand dachte an das holdselige Geschöpf, das diesem rohen Wüstlinge übergeben werden sollte, bis ich in meiner Herzensangst die empörte Frage that: Und die Prinzessin kennt den Prinzen schon?

Ja freilich! rief der Kammerdiener. Sie hat der ältesten Prinzeß mit Weinen redlich beigestanden, als damals von der Heirath zuerst die Rede gewesen ist.

So wird auch sie ihn ausschlagen, meinte ich.

Das wird ihr gar nichts helfen; wenn der Herzog es befiehlt, so muß sie heirathen, entgegnete der Kammerdiener. Das ist bei den Herrschaften nicht anders, das kann auch gar nicht anders sein, nicht wie bei Unsereinem. Heirathen muß eine Prinzessin, wie die Eltern wollen — wie sie nachher zurechtkommt und was sie nachher thut, das ist dann ihre Sache.

Ich war aus der Laube aufgebrochen, war hinunter gegangen in die Stadt und in meine Kammer, und ich lag auf meinem Bette und konnte nicht schlafen und konnte nicht zwei Gedanken vernünftig an einander bringen. Einem Wahnsinnigen, der sich selbst mit kaltem Blute zu beobachten vermöchte, müßte so zu Muthe sein, wie damals mir. Bald entwarf ich einen Plan, die Prinzessin zu entführen, bald fand ich mich auf dem Wege nach der Residenz des Erbprinzen, um ihm ein Messer in das Herz zu stoßen, mochte danach aus mir werden, was da wolle.

Lieber sterben, auf dem Blutgerüste sterben, rief es in mir, als diesen Engel einem Unwürdigen zur Beute werden lassen!

Zum ersten Male in meinem Leben durchwachte ich in Leid und Kummer eine ganze Nacht. Ich war am Morgen müde und ermattet, als hätte das Fieber mich geschüttelt. Ich hatte Unlust an meinem Tagewerke, es wollte mir nichts gelingen, und die von mir so ungeduldig ersehnte Rückkehr der fürstlichen Familie konnte ich nicht abwarten, weil ich mich zur Vorstellung begeben mußte.

Als diese beendet war, schlich ich mich Abends, wie immer, in den Park. Aber in den Zimmern der Prinzessin erloschen die Lichter nicht, und ich mußte mich endlich entfernen, ohne mein Blumenopfer dargebracht zu haben. Das vermehrte meine Unruhe. Ich dachte mir die holde Fürstin krank vor Kummer, weil ich selbst bekümmert war. So früh, als es sich thun ließ, ging ich deßhalb in das Schloß hinauf, mir Nachricht zu verschaffen; indeß man war dort sehr beschäftigt, ich traf weder den Kammerdiener, noch seine Frau. Die Prinzessin fuhr nicht nach Monrepos, und auch zu unserer Vorstellung kam vom Hofe Niemand.

Das wird alles der bevorstehenden Verlobung gelten, sagte ich mir, und meine Gemüthsverfassung ward dadurch nicht besser. Ich kam gar nicht über die Fragen hinaus: Wie kann sie sich verloben, da

sie meinen Kuß erwiedert hat? Wie kann sie sich verloben, da sie den Erbprinzen nicht liebt?

Signor Cesare trank ein wenig von dem geeisten Wasser, das vor ihm stand, nahm mit feiner Bewegung der Hand eine Prise und fuhr dann, leicht die Achsel zuckend, fort: Das war alles sehr einfältig gedacht, aber — ich war achtzehn Jahre, ich war nicht in der Welt des Uebereinkommens aufgewachsen, und wir lebten, ich muß das immer wiederholen, in einer ganz besonderen Zeit.

Am Samstag hatten wir im Schlosse eine Probe der Festvorstellung. Alles, was ich dabei sah und hörte, bestärkte meine Befürchtungen. Man hatte in der Eile das ganze Festprogramm geändert, es waren ganz neue Entwürfe gemacht worden, von dem Rosenfeste war nichts mehr übrig geblieben, als daß ein Zug von Landleuten eingeführt wurde, der Rosengewinde trug; aber diese sollten nicht mehr der Herzogin zu Füßen gelegt, sondern es sollten damit die Statue eines abscheulichen Amor, den man aus den Gärten herbeigeschleppt hatte, und ein noch abscheulicheres Gebild bekränzt werden, das für einen Hymen ausgegeben wurde. Dieser Amor, dieser Hymen und die pomphaften Verse, welche ein Hoffräulein über die Verbrüderung der Völker durch die segensreiche Verbindung ihrer Fürsten sprach, erschienen mir natürlich nichts weniger als Glück verkündend. Im Grunde paßten wir mit unseren Tänzen und ich mit

meinem Gesange gar nicht mehr in die jetzige Feierlichkeit hinein; aber wir sollten nun einmal beibehalten werden, da wir die Ehre gehabt hatten, dem Herzoge und seiner Gemahlin zu gefallen, und mit bewegtem Gemüthe sah ich denn dem Abende entgegen.

Dreizehntes Capitel.

Vor der Mittagstafel langte der Vetter der Herzogin, der Erbprinz, mit seinem Gefolge an. Er nahm ebenfalls im Schlosse Quartier, und es war noch ein beständiges Hin- und Hergehen aus einem Flügel des Gebäudes in den anderen, als wir uns zu dem Festspiele in die uns angewiesenen Ankleidezimmer begaben. Sie lagen zur Seite des großen Muschelsaales, in welchem die Gesellschaft sich versammeln und die Aufführung Statt finden sollte. Wenn man die Vorhänge der Glasthüren ein wenig bei Seite bog, konnte man genau beobachten, was im Saale vorging. Wir sahen auf die Weise die geladenen Gäste nach und nach ihre Plätze einnehmen. Dann erschienen die Fürstlichkeiten; aber sie waren heute anders als sonst gruppirt. Der Herzog führte, wie der Hochzeitstag dies mit sich brachte, seine Gemahlin selber, der Kurfürst die Frau Kurfürstin, was ehelich zusammen gehörte, hielt sich zusammen, Prinz Leopold geleitete eine reichsunmittelbare Gräfin aus

der Nachbarschaft, der Erbprinz führte die Prinzeß Aurore und nahm den Sessel an ihrer Seite ein.

La belle et la bête! riefen meine Schwestern lachend, als sie die Beiden neben einander sahen; mir aber wallte das Herz auf. Der Erbprinz war noch widerwärtiger, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Er sah wirklich wie einer der Riesen aus, deren plumpe Häßlichkeit in den Märchen ihr Wesen treibt. Rohheit und Gemeinheit sprachen aus jedem seiner Züge. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß die Prinzessin diesem verwüsteten und früh zum Greise gewordenen Manne überantwortet werden, daß seine schweren Hände, seine welken Lippen sie berühren sollten; mehr noch, als die Schönheit der Geliebten, entflammte die Häßlichkeit des Gatten, den man ihr bestimmte, meine Sinne. Meine eifersüchtige Empörung ließ mich jede Rücksicht vergessen, und ohne zu wissen, was ich that, rief ich: Wenn er noch schön wäre, wie ich!

Meine Schwestern konnten in diesem Ausrufe meines Schmerzes nur eine Eitelkeit erkennen, die sie noch mehr lachen machte, und Amina meinte: Du wirst heute wohl nicht der Einziee sein, der die Bemerkung macht, daß dieses ein ungleiches Paar zu werden verspricht; indeß die Fürstinnen haben ja kein Herz, sie verstehen nicht, zu lieben. Ich — ehe ich einen solchen Gatten nähme — ich ginge in den Tod!

Ach, rief Luisa, sieht die arme Prinzessin denn

nicht aus, als ob man sie zum Tode führte? Wie fröhlich waren ihre Augen immer in dem Circus und jetzt....

Ich hatte das selber schon wahrgenommen, aber es blieb uns keine lange Zeit zu unseren Betrachtungen und Ueberlegungen. Das Orchester, das man hinter einer Taxuswand auf dem großen Platze vor dem Saale aufgestellt hatte, ließ seine Musik erschallen; mit dem Marsche, mit welchem im Don Juan die Gäste eingeführt werden, zogen die ländlich gekleideten Darsteller des Festspieles in den Saal ein; ich und meine Schwestern mit unseren Rosenguirlanden, so wie Sie uns dort gemalt sehen, an der Spitze der kleinen Schaar, und nachdem der Kammerherr der Herzogin, der Schöngeist des Hofes, als eine Art von Flußgott gekleidet, in ziemlich schwulstigen Versen sein und des hiesigen Landvolkes ungebetenes und plötzliches Erscheinen erklärt und es ausgesprochen hatte, wie Götter und Sterbliche herbeigekommen wären, ein glückliches Paar zu sehen, sollten wir Drei, meine Schwestern und ich, um die Freude des Landvolkes an dem Wohlergehen seiner Gebieter auszudrücken, unsere damals weit berühmte Allemande tanzen.

Die Allemande, wenn man ihren Sinn richtig auffaßt, ist an sich ein kleines Schauspiel, eine mimische Darstellung. Sie drückt den Zustand eines Mannes aus, der, von zwei Frauenzimmern gleichmäßig ange-

zogen, zwischen ihnen mit wechselnder Neigung hin und her schwankt, bis er endlich zu einem Entschlusse gelangt und sich der Erwählten zuwendet, während er die Verschmähte durch eine zierliche Huldigung mit sich und ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin zu versöhnen trachtet. Ich hatte die Allemande immer mit großem Vergnügen ausgeführt und eine Ehre darein gesetzt, es zu beweisen, daß meine Schwestern und ich uns noch weit vortheilhafter darzustellen wußten, als unsere Bildnisse dies thaten; heute aber überkam mich ein mir unerklärliches Gefühl, als ich meinen Schwestern die Hände gereicht, mit ihnen mich vor der versammelten Gesellschaft verneigt hatte und nun mit rund erhobenen Armen und regelrecht einsetzendem Fuße die ersten Schritte machen wollte. Das Blut stieg mir nach dem Kopfe, ich konnte die Augen nicht erheben, das Herz drückte sich mir zusammen. Ich wußte nicht, wie mir war, ich hätte weit weg sein mögen von diesem Platze, ich hätte in die Erde sinken mögen vor — Scham. Ja, das war's! Ich schämte mich mit Einem Male, ein Tänzer zu sein!

Wie mich das anflog? — In dem Augenblicke begriff, verstand ich's nicht. Nie zuvor im Leben war solch ein Gedanke in mir aufgestiegen. Ich war immer stolz auf meine Kunst gewesen, ich hatte mir etwas damit gewußt, von mütterlicher Seite her das Blut des großen Vestris in meinen Adern zu haben. Jenes Wort, welches er einst seinem Sohne bei dessen erstem

Auftreten vor das Publikum zugerufen, jenes stolz herausfordernde „Allez, mon fils! Montrez votre art au public, votre père vous regarde!“ hatte unser Vater uns oftmals wiederholt, und ich hatte mich immer daran erinnert, daß mein Großonkel Allard Vestris, da ich als ein Knabe in Paris meine ersten Proben vor ihm abgelegt, es mir ermuthigend ausgesprochen hatte, daß er das Blut der Vestris in mir erkenne und daß ich würdig sei, zur Familie zu gehören. Aber nichts von dem allem half mir in diesem Augenblicke oder kam mir auch nur in den Sinn.

Hätte ich damals schon den Shakespeare gekannt, so würde mir sicherlich, trotz der Verschiedenheit der Lage, Richard's berühmtes Wort: „Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!“ eingefallen sein. Wo war es denn hin, das triumphirende Gefühl, mit welchem ich alle die Tage her vor den Augen der Prinzessin durch den Circus geflogen war? Wo war denn das Siegesbewußtsein hin, mit dem ich ihr am ersten Morgen meinen Kranz und später die Rose wie eine Gunstbezeigung zugeworfen hatte?

Ich kam mir gedemüthigt, erniedrigt vor, da ich bei meiner Kunstleistung nicht mehr von meinem Rosse auf die Prinzessin herniederschaute, da ihr Blick mir nicht mehr mit gespannter, unruhiger Theilnahme folgte, da ich mich in einer ganz gefahrlosen Kunst-

leistung auf ebener Erde vor ihr bewegte; ich wiederhole es, ich schämte mich meines Berufes, und der Gedanke, daß sie selber sich der Theilnahme schäme, die sie mir zugewendet, drohte mich vollends um den Rest meiner Fassung zu bringen. Dazu marterte mich noch jene anspruchsvolle, ungerechte Unvernunft, welcher man viel zu viel Ehre angethan hat, als man ihr den besonderen Namen Eifersucht beigelegt.

Zu meinem Glücke waren die Herrschaften keine großen Kenner der eigentlichen Feinheit unserer Kunst. Obschon ich in meiner damaligen Verfassung mir selber eben nicht ähnlich sah und obgleich mein Vater und meine Schwestern sehr unzufrieden mit mir waren, gelang es mir doch, den Beifall der anwesenden Fürsten zu gewinnen; aber ihr Bravoruf und ihr zustimmendes Händeklatschen, das mich im Circus anfeuerte, wenn es mir mit dem Schalle der rauschenden Musik wie ein Schlachtruf an das Ohr schlug, war mir hier nur der hörbare Ausdruck der Demüthigung, die ich in mir fühlte, und ich zitterte vor der Möglichkeit, daß die Prinzessin, dem Beispiel der beiden anderen fürstlichen Frauen folgend, mir ihre Zufriedenheit ebenfalls durch ihren Applaus zu erkennen geben würde.

Ohne die treue Schutzgöttin des ausübenden Künstlers, ohne den Beistand der hülfebringenden Gewohnheit, wäre ich an dem Abende verloren gewesen.

Ich wußte kaum, daß ich getanzt, daß ich die plumpen Statuen des Amor und des Hymen mit unseren Rosenguirlanden umwunden und Rosen gepflückt hatte von den Büschen, welche man eben zu diesem Zwecke vor den beiden Statuen aufgestellt hatte. Erst da wir uns abermals zu Dreien den fürstlichen Frauen nähern mußten, denen ich die vorbereiteten Rosensträuche zu überreichen hatte, kam ich wieder zur Besinnung; aber als ich mit hochklopfendem Herzen endlich vor die Prinzessin Aurore hintrat, um ihr die Blumen darzubieten, nahm der Erbprinz sie mir aus der Hand und reichte sie meiner Angebeteten hin.

Das brachte mich außer mir, denn es kam mir obenein noch vor, als habe die Prinzessin dem Erbprinzen dabei freundlich zugelächelt. Das Bewußtsein meiner Ohnmacht, meiner augenblicklichen Dienstbarkeit vor den Herrschaften war mir eine Pein. Ich hörte kein Wort von den Declamationen, in denen einige Herren und Frauen vom Hofe sich ergingen, und als dann das Stichwort gefallen war, nach welchem ich mit meiner Guitarre aufzutreten und die „Que ne suis-je la fougère“ vorzutragen hatte, war mein Schmerz und mein Liebeskummer so lebhaft, daß ich, ohne an das Wagniß zu denken, welches ich damit beging, die verabredete Romanze darangab und die Schlußstrophen des „Amant discret“ von Gentil Bernard sang, welche, wenn auch nicht in das Festspiel, so doch weit besser zu dem Ausdrucke meiner

Stimmung paßten. Sie lauten — und Signor Cesare sang uns abermals die alte Weise vor, deren Einfachheit neben den jetzt üblichen tönereichen und gesuchten Melodien etwas Rührendes hatte — sie lauten:

Je te perds, fugitive espérance,
L'infidèle a rompu tous nos noeuds;
Pour calmer s'il se peut ma souffrance,
Oublions que je fus trop heureux.

Qu'ai-je dit? non jamais de mes chaînes
Nul effort ne saurait m'affranchir;
Ah! plutôt au milieu de mes peines
Conservons un si doux souvenir.

Ah! reviens, séduisante espérance —
Ah! reviens ranimer tous nos feux!
De l'amour quelque soit la souffrance,
Tant qu'on aime on n'est pas malheureux.

Toi, qui perds un amant si sensible,
Ne crains rien de son coeur généreux:
Te haïr! ce serait trop pénible,
T'oublier est encore plus affreux!

Man muß die Oberflächlichkeit und die Zerstreutheit kennen, wie ich sie in späteren Jahren kennen zu lernen die Gelegenheit hatte, mit welchen man in der Regel an den Höfen allen Kunstleistungen und Vorstellungen zu folgen gewohnt ist, um es begreiflich zu finden, daß Niemand von denen, die der Probe beigewohnt hatten, den Tausch des Liedes bemerkte, den ich mir erlaubte. Meine Stimme und die sanfte

Melodie der Romanze berührten das Ohr meiner Hörer angenehm, und das genügte ihnen.

Aber Ein Herz war in meiner Nähe, in welchem meine Worte einen Widerhall fanden, in welchem meine Bewegung ein anderes Gefühl als das des Wohlgefallens erregte. Die schönen Augen der Prinzessin hatten sich während meines Gesanges mit Thränen gefüllt, und kaum fähig, die meinen zurückzuhalten, sah ich, wie sie ihr Tuch gegen ihr Antlitz drückte. Sie weinte unverhohlen, während man mir Beifall klatschte, und meine kleine Leistung war schon wieder durch den Fortgang der Handlung in den Hintergrund gedrängt, ehe sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte. —

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt, wie das Sprüchwort behauptet, und ich für mein Theil hatte an dem Abende diese Erfahrung zu machen, sagte Signor Cesare. Ich war mir eben in dem Glorienscheine eines sehr romantischen Abenteurers erschienen, hatte das Bewußtsein, der schönen Herzogstochter inmitten des versammelten Hofes, unter den Augen ihrer fürstlichen Eltern und des ihr bestimmten Gatten, meine unumwundene Liebeserklärung gemacht und in ihren Thränen die Antwort auf dieselbe unwiderleglich empfangen zu haben, und stand nun vor dem strengen Gerichte meines Vaters, der mir es vorhielt, daß ich ein Taugenichts, daß ich ein

unbrauchbares Subject in der Gesellschaft sei, daß ich höchstens zu verwenden sei, wo es darauf ankomme, vor rohem Volke auf einem Pferde nicht das Gleichgewicht zu verlieren, was jeder Stallknecht eben so gut erlernen könne. Aber ich verdiene weder die Ehre, noch das Vertrauen, welches seit den Zeiten des großen Vestris den Mitgliedern unserer Familie von den hohen und höchsten Herrschaften bewiesen worden sei. Heftig und mit der leidenschaftlichen Schnelligkeit unseres Volkes hielt er mir die großen Verbindungen und die bekannten stolzen Aussprüche unseres Ahnen und unseres Oheims Allard Vestris vor, um mir zu sagen, daß selbstgewisse Haltung, daß Verschwiegenheit und Selbstbeherrschung, diese Tugenden eines Cavaliers, die ersten Eigenschaften wären, die ein Künstler, ein Tänzer besitzen müsse, dem sich die Säle der Paläste erschließen sollten. Und während er mich mit Namen nannte, die mir sicherlich keinen Freipaß in diese Paläste eröffnen konnten, warf er plötzlich die Bemerkung hin, er sei nicht blind wie dieser Herzog, der nur Augen habe für seine eigenen Passionen; er sehe und höre, was um ihn vorgehe, auch wenn er es nicht immer angemessen finde, seine Beobachtungen auszusprechen; und, fügte er hinzu, indem er sich kurz von mir abwendete, du gehst mit dem nächsten Postwagen von hier fort in einem Striche der Truppe nach, welche der Onkel jetzt nach

Schweden führt. Dort im Norden wird dir das unnütze Feuer wohl verfliegen, und der Onkel ist der Mann dazu, dir das „non più andrai far falone amoroso“ in allen Tonarten fühlbar zu machen!

Vierzehntes Capitel.

Mein Vater hatte nach einem solchen „Ich hab's gesagt!“ immer einen großartigen Abgang. Sein Freund Talma konnte ihn nicht darin übertreffen, und ich stand da, aus allen meinen Himmeln herabgeschleudert. Ein Pariser, der vom Boulevard des Italiens in das entlegenste Landstädtchen versetzt wird, Ovid, der sein geliebtes Rom mit dem melancholischen Tomi vertauschen mußte, sie konnten nicht bestürzter, nicht niedergeworfener dastehen, als ich in jenem Augenblicke. Ich, der älteste Sohn, der bestimmte Nachfolger meines Vaters, sein Stolz, seine Freude, ich, der Augapfel meiner Mutter, der Liebling des Publikums — ich — Cesare Cesarini, den die Kaiserin Josephine gelobt, dem mein Onkel Vestris eine glänzende Zukunft verkündet, ich, der die Prinzessin Aurore liebte, ich sollte verwiesen werden zu dem Theile der Gesellschaft, der mit ordinären Bestien, mit Dromedaren und Löwen umherzog, der die kleinen Städte amüsirte und dessen Mittelpunkt und Held Polichinello war — nimmermehr! Sich einer entehrenden Strafe

zu entziehen, hat manch Einer sich den Tod gegeben, und der drohenden Verweisnng durch die Flucht zuvorzukommen, hielt ich mich für durchaus berechtigt.

Ich hatte mich, so lange mein Vater mit mir zufrieden gewesen war, immer nur als seinen Sohn empfunden; jetzt kam mir, wie den meisten jungen Leuten, welche einen dummen Streich begangen haben oder zu begehen Willens sind, urplötzlich ein glorreiches Bewußtsein meiner Selbständigkeit. Mit meinen Talenten, mit meinem Namen, mit meinem Aeußern war ich für jede Künstlergesellschaft eine sehr brauchbare Erwerbung; und selbst wenn meine Flucht mich zwang, mein eigentliches Licht eine Weile hindurch nicht vor den Leuten leuchten zu lassen, sondern mich irgendwo verborgen zu halten, bis ich die Mittel gewonnen hatte, nach Amerika zu gehen, war ich nirgendwo verlassen. Ich konnte Unterricht ertheilen in Sprachen, in Musik, in Tanz — und ich hatte Prinzessinnen höheren Ranges als die Prinzeß Aurore in allen Theilen von Europa als Flüchtlinge, oft in beschränktesten Verhältnissen, angetroffen. Wenn sie den Erbprinzen verabscheute, der dies vollauf verdiente — wenn sie sich der Tyrannei ihres Vaters entziehen wollte, wie ich mich von dem meinigen frei zu machen verlangte — wenn sie mich liebte — — und sie hatte ja meinen Kuß erwidert, ich hatte ja heute ihre Thränen fließen sehen!

Sommerwölkchen, die der Abendwind dem Son-

nenuntergange zutreibt, wechseln ihre Gestalt und ihre Beleuchtung nicht schneller und nicht überraschender, als die Gedanken eines Jünglings, wenn der Hauch der Leidenschaft über sie dahinfährt. Schon neulich hatte ich an die Entführung des schönen Fürstenkindes gedacht — jetzt dünkte mich's, als sei diese Entführung etwas, das sich von selbst verstehe, als müsse die Prinzessin nach einer solchen verlangen, als wolle das Schicksal uns durch die Ungerechtigkeit und Härte unserer Väter auf einander hinweisen und uns auf rauhem Pfade den Weg zu einem Paradiese öffnen.

Wie das Roß bei einem Carriere-Ritte im Zirkel, so jagten meine Gedanken und Wünsche in die Runde, um immer wieder auf denselben Punkt zurückzukehren. In den Schloßgarten konnte ich an dem Abende nicht gehen, denn mein Vater ließ mich nicht aus dem Auge, und da ich nicht sicher war, daß ich in der folgenden Nacht leichteres Spiel erwarten könne, kam ich am Morgen auf den Einfall, in Begleitung meiner Schwestern einen Gang durch den Schloßgarten zu machen, um zu sehen, ob der Schutzgott der Liebenden, ob der Zufall mir nicht günstig sei.

Gleich beim Eintritte begegneten wir ein paar jungen Gutsbesitzern aus der Umgegend, großen Verehrern unserer Gesellschaft im Allgemeinen und meiner Schwestern im Besonderen, und da diese sich von den lebhaften Jünglingen besser unterhalten fühlten als von mir, so wurden sie es nicht sonderlich gewahr,

als ich unseren Weg nach dem Seitenflügel des Schlosses richtete und dann allmählich eine Strecke hinter ihnen zurückzubleiben suchte. Was ich zu sehen, zu vernehmen hoffte, was ich überhaupt erwartete, hätte ich sicherlich nicht sagen können. Ich starrte nach den Fenstern der Prinzeß hinauf, von denen das Sonnenlicht blendend zurückstrahlte und an denen die Vorhänge niedergelassen waren. Plötzlich aber wurde die eine Gardine zur Seite geschoben, und, umleuchtet von dem flammenden Sonnenlichte, erblickte ich den blonden Lockenkopf der Prinzessin wie ein Engelsköpfchen auf dem Goldgrunde eines alten Bildes. Sie war eben so überrascht als ich, aber sie öffnete hastig das Fenster, sah schnell nach allen Seiten umher, und mich heranwinkend, zog sie aus ihrem Busen einen Brief hervor, den sie mir aus dem Fenster zuwarf. Schnell, wie sie mir erschienen war, verschwand die Prinzessin wieder, und den Brief auf meiner Brust verbergend, folgte ich jetzt sogleich den Andern, um mich dann wieder mit größerer Sicherheit für eine Weile von ihnen trennen zu können.

Verborgen von der grünen Erlenwand, die sich hinter einer Statue der Flora erhob, konnte ich endlich den Brief eröffnen. Er trug keine Aufschrift und enthielt in französischer Sprache nur die Worte: „Lesen Sie und besorgen Sie den eingelegten Brief. Ihre Antwort suche ich, wo ich die Blumen fand. Ich vertraue Ihnen — retten Sie mich!“

Der eingelegte Brief war an die Schwester der Prinzessin, an die fürstliche Aebtissin, und zwar ebenfalls in französischer Sprache geschrieben. „Dasselbe Schicksal", „welches man Dir, meine Schwester, zugedacht und dem Du Dich durch den Eintritt in das Kloster entzogen hast, soll mir jetzt bereitet werden. Man will mich mit dem Erbprinzen verheirathen, und ich sehe keinen Ausweg, als die Flucht. Die Rochamp ist mit der Herzogin im Bunde wider mich, sie haben mit einander, Du weißt, um welchen Preis und zu welchen Zwecken, ihren Frieden gemacht. Ich habe Niemanden, dem ich mich vertrauen kann, als einen jungen, edlen Fremden. Auf ihn ist meine Hoffnung gerichtet. Ich bin streng bewacht, ich habe nur Augenblicke für diese Zeilen, die ich in der Voraussicht schreibe, daß es mir gelingen werde, sie dem jungen Fremden auf irgend eine Weise zukommen und sie durch ihn an Dich gelangen zu lassen. Mache Dich darauf gefaßt, Deine arme Schwester als Flüchtige, als eine Schutzsuchende bei Dir zu empfangen. Ich baue auf den Muth, auf die Liebe und auf die Ehre des edlen jungen Fremden,, der mich nicht verrathen, der mir beistehen wird."

Nicht wahr, sagte Signor Cesare, indem er die Arme behaglich über die Brust kreuzte, dieser ziemlich thörichte und kindische Brief war im Grunde doch sehr fürstlich, und während er mich damals in das höchste Entzücken versetzte, macht er mir in der Erin=

nerung noch Vergnügen, weil meine kleine Prinzessin in dem Schreiben so ganz und gar in ihrer Rolle blieb, ohne wahrscheinlich eine Ahnung davon zu haben, wie fürstlich sie mit mir verfuhr. Sie erkannte die Empfindungen an, die ich ihr huldigend entgegenbrachte, sie reizte den Ehrgeiz, sie steigerte den Enthusiasmus in mir durch das Vertrauen, das sie mir zu beweisen geruhte, und während sie mir nichts Bestimmtes versprach, ließ sie doch Alles hoffen, weil eine Fluchtreise unter meinem Schutze doch immer ein hübsches Zugeständniß war. Aber ich hätte nicht neunzehn Jahre alt und nicht leidenschaftlich in die Prinzessin verliebt sein müssen, ich hätte nicht die Romantik unseres Berufes und nicht Kunde von den unzähligen Liebesabenteuern meiner älteren Collegen haben müssen, um nicht mit Einem Sprunge, der glücklicher Weise zu keinem salto mortale wurde, à corps perdu in das Abenteuer hinein zu springen.

Ich hatte nur drei Tage vor mir. Am Abende des dritten Tages ging der Postwagen ab, mit dem mein Vater mich fortzuschicken beabsichtigte, wenn ein Platz in demselben zu erlangen war. Zwei Tage später erreichte die Messe, und mit ihr unser Aufenthalt in diesem Orte sein Ende. Sollte für unser Entkommen eine Aussicht sein, so mußten in den nächsten sechsunddreißig Stunden alle Vorkehrungen

für dasselbe getroffen und die lebhaftere Bewegung, welche durch den augenblicklichen Fremdenverkehr an den Thoren herrschte, für unser Vorhaben benutzt werden. Trotzdem hatte die Sache ihre großen Schwierigkeiten. Die Controle an den Thoren war streng. Der Herzog ließ sich alltäglich die Liste der ein- und auspassirenden Personen vorlegen. Die Thore des Schlosses waren mit Schildwachen besetzt, Jedermann, jedes Kind in den Straßen kannte die Prinzessin von Ansehen, sie hatte, wie sie ihrer Schwester meldete, Niemanden in der Nähe, auf dessen Hilfe und Verschwiegenheit sie bauen konnte, und wenn mir in einzelnen Augenblicken auch der Gedanke durch den Kopf schoß, Frau Nanni zu unserer Vertrauten zu machen, so hatte mein thörichtes Geliebel mit dieser, der hübschen Frau doch zu viel Spaß gemacht, als daß sie sich so ohne Weiteres zu einer Absetzung bereit erklären und vollends noch sich zur Vermittlerin bei meinem gegenwärtigen Romane willig zeigen würde, was obenein leicht mit nachtheiligen Folgen für sie verknüpft sein konnte.

Von einem Entwurfe zu dem anderen übergehend, hielt ich jeden einen Augenblick für möglich, um ihn im nächsten Augenblicke schon wieder völlig unausführbar zu finden, und nebenher wurde ich gewahr, daß ich die Einrichtungen im Schlosse und die Lebensweise der Prinzessin viel zu wenig kannte, um in ihnen nach

irgend einer Anlehnung für meine Plane suchen zu können. Nachts schlich ich mich wie immer durch den unteren Park nach der Terrasse hinauf, ohne noch zu wissen, was ich eigentlich der Prinzessin sagen sollte.

Fünfzehntes Capitel.

Die Nacht war schwül und sehr dunkel, nur hier und da zuckte aus der Ferne ein Wetterleuchten durch die Luft und erhellte dann die lang hingestreckte Fronte des Gebäudes. Nirgends war mehr ein Licht zu sehen. Von den Erlenwänden versteckt, näherte ich mich behutsam den Fenstern der Prinzessin, mit wenig Schritten war ich über den breiten Kiesweg fort, und noch hatte ich mich an dem Spaliere nicht völlig in die Höhe geschwungen, als oben sich das Fenster aufthat.

Ich sah eine Gestalt in undeutlichen Umrissen in der Fensterbrüstung erscheinen. Ich wußte, wer es war. Der Gedanke, daß sie nach mir ausschaute, mich erwartete, nahm mir jede Ueberlegung. Ich war in ihrer Nähe, ehe sie sich dessen versah, und wie sie, vor derselben erschreckend, in ihr Zimmer zurücktrat, schwang ich mich in die Brüstung hinauf und lag einen Augenblick später zu den Füßen der Geliebten, ihre Kniee mit meinen Armen umschlingend, trunken vor wonnigem Entzücken.

Was habe ich gethan! Gott, was habe ich gethan! rief die Prinzessin mit unterdrückter Stimme, indem sie sich von mir loszumachen suchte.

Ich erhob mich und ließ sie frei, aber nur, um sie aufs Neue in meine Arme zu schließen. Ich beschwor sie, sich zu beruhigen. Ich versicherte ihr, daß sie von meiner anbetenden Liebe nichts zu fürchten habe, daß ich nur gekommen sei, um ihr begreiflich zu machen, wie sie in dem Kloster ihrer Schwester nicht sicher vor dem Zwange sei, welchen ihre Eltern mit dieser Heirath gegen sie ausüben wollten.

Vertrauen Sie sich mir an! rief ich. Durch eine Welt von Gefahren will ich Sie führen! Ich bringe Sie an einen Ort, an dem keine Verfolgung Sie erreichen soll! Jenseit des Rheines halten Standesunterschiede die Herzen nicht mehr von einander, wie in diesem Lande. — Ich habe Freunde in Frankreich, auf die ich zählen kann. Dort erst, erst wenn Sie völlig sicher vor jeder Verfolgung sind, dort erst will ich Ihnen sagen, wie sehr ich Sie liebe, dort erst will ich Sie fragen, ob Sie vergessen können das Land und das Schloß Ihres Vaters, um glücklich zu sein in den Armen eines Jünglings, der Sie mit Vergötterung liebt!

Signor Cesare fuhr sich mit den Händen durch sein schönes, graues Haar und sagte: Ja, Sie lächeln, und ich lächle jetzt selber bei dieser Wiederholung einer Rede, die mir doch einmal aus vollem

Herzen gekommen ist. Es ist aber ein eigenes Ding um den Glauben, den die Jugend an sich und an ihre Gefühle hat. Er ist so stark, so ehrlich, daß er Glauben findet, und an dieser Anerkenntniß schöpft er neue Kraft.

Ich war, wie sehr ich die Prinzeß auch liebte, doch ohne den Gedanken in das Schloß gegangen, sie noch heute zu sprechen oder gar heute ihr einen Vorschlag zu machen, wie den, welchen ich eben that. Aber die warme Nacht und die Nähe des schönen Mädchens rissen mich zu dem Wagniß unwillkürlich und unwiderstehlich hin, und die Liebe kennt kein Ueberlegen.

Die Prinzessin antwortete mir nicht, aber ich empfand es, wie ihr Schrecken, wie ihr Sträuben nachließen. Was ich ihr noch sagte, was sie mir endlich erwiderte, ich weiß es nicht mehr. Nur die Erinnerung an ein rosiges Glück leuchtet mir aus dem Dunkel jener Nacht entgegen, und als ich mich endlich losriß, als die Prinzessin selber mich an das Fenster geleitete, weil des Tages Grauen sich dämmernd nahte, waren wir übereingekommen, daß sie mir in Monrepos in einer dort stehenden, mit Rosenblättern und Lavendelblüthen angefüllten Vase eine schriftliche Nachricht zukommen lassen sollte, wann ich sie wiedersehen und das Weitere für unsere Flucht verabreden könne; denn daß sie nicht in das Kloster zu ihrer Schwester, sondern mit mir entfliehen werde,

das hatte sie mir, bestürmt von meiner Leidenschaft und hingerissen von ihrer eigenen Aufwallung, mit heiligen Eiden zugeschworen.

Am Nachmittage, ehe wir uns in den Circus begeben hatten, eilte ich nach Monrepos hinaus und erhielt von dem Aufseher, den ein Billet zu unserer Vorstellung mir willfährig gemacht, leicht wieder die Erlaubniß, einen Augenblick in das Chalet zu treten.

Er sah es mit an, wie ich neugierig die Möbel und Geräthschaften musterte, wie ich den Deckel des Potpourri aufhob, als wolle ich den Duft einathmen; und es gelang mir, aus den vertrockneten Blättern das kleine Billet herauszunehmen, das für mich den Freipaß in ein Paradies, und eine Anweisung auf seine Glückseligkeit enthalten sollte.

„Um ein Uhr! — Bringen Sie einen vollständigen Anzug von sich mit — wir sind sicher. — Die mich bewachen soll, ist sehr zufrieden, wenn ich es nicht bemerke, auf welche Weise sie diese Pflicht versäumt. Verschwiegenheit und Treue! Die Zeit ist unser, bis der Tag erscheint."

Auch diese Worte waren französisch geschrieben, und obschon sie mich in einen Rausch des Entzückens versetzten, erregten sie mir doch eine Art von Erstaunen. Ich lebte damals noch des Glaubens, daß in der Hütte des Landmannes die Unschuld wohne, daß die Reinheit der Frauen in den Palästen am sichersten gewahrt sei; und ich hatte noch zu erfahren,

daß dort wie hier die Mädchen früher als irgendwo sonst auf die Geheimnisse des Lebens hingewiesen zu werden pflegen. Es waren eine gewisse Sicherheit, eine gewisse Entschlossenheit in allem Handeln der Prinzessin, in denen ich damals nichts als die Gewalt ihrer Liebe zu erkennen vermochte, während ich in späteren Zeiten nur zu oft erfahren konnte, wie frühzeitig in den Schlössern der Reichen und der Mächtigen der Müssiggang und das Wohlleben die Mädchen reifen lassen und wohin das böse Beispiel, welches sie so häufig umgiebt, ihre Phantasie verlockt.

Aber solche Betrachtungen zu machen, war ich in jenen Tagen weit entfernt. Wie ein Vogel durch ein leuchtendes, goldiges Gewölk, glitt ich durch die Stunden des Tages hin. Ich weiß nicht, wie ich mich überwand, es nicht in die Luft hinaus zu rufen, daß ich glücklich sei, ich hätte mich nicht gewundert, wäre ein Strahlenkranz um mein Haupt erschienen, als ich an dem Abende meinen Cäsar-Ritt noch einmal unter den Augen der Prinzessin ausführte. Ich war so voll Lebensgluth, so siegesgewiß, so stolz, daß ich mich immer fragte: Weßhalb entreißest du sie nicht jetzt gleich der engen Loge, in der sie sitzt? — Ich hätte sie emporheben mögen auf mein Roß und fortstürmen mit ihr in die Welt, sie vertheidigend gegen jegliche Verfolgung.

Um ein Uhr! Wie solche Stunden sich lang-

sam erwarten lassen! — Alle meine Fibern lebten bei dem Pendelschlage der Uhr.

Endlich war die Mitternacht vorüber. Ich durfte gehen. Als die Glocke des Rathhausthurmes ihre vier dumpfen Viertelschläge durch die Nacht ertönen ließ, und dann der Hammer durch die dunkle Stille die erste Stunde des Tages anzeigte, stand ich unter dem Fenster der Ersehnten, und wenig Minuten später lag ich wieder ihr zu Füßen, schloß ich sie aufs Neue in die Arme.

Der Plan zu unserer Flucht war völlig von ihr ausgedacht. Sie wollte in der nächsten Nacht das Schloß verlassen. Es führte aus dem Corridor eine Seitentreppe zu einem Treibhause, das im Sommer natürlich leer und also nicht verschlossen war. Wenn sie in Männerkleidern auf diesem Wege aus dem Schlosse ging, hoffte sie nicht beachtet zu werden und sicher durch den Küchengarten nach dem Gehölze gelangen zu können, wo ich sie erwarten sollte, um sie nach dem Einsiedlerhäuschen von Monrepos zu führen. Die Einsiedelei wurde oft in Monaten von keinem Fuße betreten. Der Schlüssel zu derselben hing im Gartensaale des Chalet neben dem Kamine; die Prinzessin konnte ihn am Vormittage leicht in ihre Hände bringen, und in der Einsiedelei wollte sie warten, bis ich sie mit einem Fuhrwerke holen kommen würde, das zu finden und für unser nächstes Vorwärtskommen zu bedingen meine Sache war.

Die völlige Weltunkenntniß der Prinzessin und meine blinde Leidenschaft ließen uns alle die Hindernisse übersehen, welche sich uns nothwendig entgegenstellen mußten. Wir zweifelten nicht an dem Gelingen unseres Vorhabens, und in diesem Gefühle der Sicherheit machte die Gegenwart uns froh und zutraulich wie Kinder. Mit reizender Verschämtheit gestand die Prinzessin mir, daß mein Bild sie am Tage und im Traume nicht verlassen habe, seit sie mich zum ersten Male gesehen und ich ihr den Lorberkranz gereicht hätte. Sie erzählte, wie Mademoiselle de Rochamp ihr den Kranz nicht habe lassen wollen, wie sie aber jetzt vor dieser Aufseherin völlig sicher sei, da ein neuer Liebeshandel sie beschäftige, und wenn die Prinzessin dann immer wieder auf den Abscheu zu sprechen kam, mit welchem der bloße Gedanke an die ihr bestimmte Heirath sie erfülle, so war das für uns nur ein Anlaß, uns immer aufs Neue zu wiederholen, daß nichts uns trennen, nichts uns von einander reißen solle. Aber mitten in dem süßen Rausche dieser Stunde that sich uns die Gewalt der Außenwelt in ihrer ganzen Stärke dar.

Ein wildes Lärmen, ein jäher Aufschrei schreckten uns empor. Feuer! schallte es aus dem Garten herauf. Feuer, Feuer! rief man in den Corridoren. Es stürmte die Treppe in die Höhe, ein heller Schein erleuchtete, durch die Fenster fallend, das Gemach, in dem wir uns befanden, während man die Thür des

Zimmers öffnen wollte und sie einzustoßen strebte, da man sie verschlossen fand. Die Prinzessin zog mich nach dem Fenster hin, damit ich entfliehen sollte, aber es waren Leute auf der Terrasse, und ich konnte mich auch nicht entschließen, von ihr zu scheiden, da ich sie in Gefahr vermuthete. Rathlos, wohin ich mich wenden sollte, von der Prinzessin zur Flucht gedrängt, während sie sich dennoch an mich anklammerte, versuchte ich es, die Thür nach den Zimmern ihrer Gouvernante aufzumachen, um sie wenigstens in Sicherheit zu bringen; aber eben als ich, die Schultern gegen die Thür stemmend, das Schloß zu sprengen suchte, ward die Thür von der anderen Seite aufgemacht, und bleich und verstört, in aufgelöster Nachtkleidung, stand Mademoiselle Rochamp vor uns. Sie sah mich, blieb voll Entsetzen stehen — indeß auch ich und die Prinzessin erblickten Jemanden, dem um diese Stunde eben hier zu begegnen ich nicht hatte erwarten können. Aber der Prinz war solcher Abenteuer mehr gewohnt, als ich, und hatte die Selbstbeherrschung, die mir fehlte.

Schnell, schnell, mein Fräulein! rief er. Führen Sie die Prinzessin hier die Seitentreppe hinunter nach den Zimmern ihres Vaters. Dort sind Sie in Sicherheit. — Welch ein Glück, daß ich eben jetzt von meinem Buche auffah und das Feuer gleich gewahrte! Welch ein Glück!

Er selber geleitete die beiden völlig fassungs-

losen Frauenzimmer bis zur Treppe hin und durch das bereits sehr groß gewordene Gedränge der Hülfe-bringenden, und gab dann rasch und mit großer Umsicht Befehle und Anweisungen, wie man dem Umsich-greifen des Feuers zu begegnen habe. Niemandem fiel es auf, daß er keinen Rock an hatte; auch sein Hals war entblößt, sein langes Haar fiel ihm verwirrt um Nacken und um Stirn, aber er war seiner völlig Herr und Meister, und sich plötzlich zu mir wendend, sprach er kurz und mit der gebieterischen Hoheit, die ihm so wohl anstand: Gehen Sie, junger Mann! Ihr Verweilen ist eine Indiscretion! Die Damen werden beide schweigen, und ich und Sie, wir haben einander nicht gesehen. Gehen Sie! —

Unser Freund machte eine kleine Pause; dann sagte er mit verändertem Tone und mit einer Miene, aus welcher der Schimmer von Heiterkeit durchaus entwichen war, der seinem Antlitze bis dahin fast ein jugendliches Aussehen gegeben hatte: Das Feuer war in dem Zimmer der Gouvernante ausgebrochen, sie hatte wahrscheinlich das Licht, welches vor ihrem Gardinenbette brannte, zu löschen vergessen. Die Flammen griffen weiter um sich als man zuerst besorgte, da die große Trockenheit ihre Ausbreitung begünstigte. Der Seitenflügel brannte völlig nieder, die Verwirrung, die Zerstörung im ganzen Schlosse waren groß. Ich wagte nicht mehr, hinauf zu gehen, eine quälende Unruhe trieb mich planlos hin und her.

Am Morgen erhielten wir die Weisung, daß wir keine Vorstellung zu geben hätten, weil der Herzog einen Bettag in den Kirchen angeordnet habe. In der Stadt sprach man von nichts als von dem Brande und von der Umsicht und Entschlossenheit des Prinzen Leopold, der halb bekleidet aus seinen Zimmern herbeigeeilt sei und dem allein man die Rettung der Prinzessin und ihrer Gouvernante zu verdanken habe. Auch in der Zeitung, welche allwöchentlich erschien, lasen wir später des Prinzen Heldenthat beschrieben.

Im Schlosse jedoch liefen andere Gerüchte umher, und sie blieben nicht ohne Wirkung. Der Kammerdiener Marberg, der auf den ersten Feuerruf, wie sein Dienst es mit sich brachte, sich nach den Gemächern der Prinzessin begeben, hatte den Prinzen aus der Stube der Gouvernante kommen und hatte, als man die Thür der Prinzessin geöffnet, auch mich gesehen. Dazu waren ihm bei dem Versuche, zu retten, was man von Sachen und Möbeln eben in der Eile fortbringen konnte, die Männerkleider in die Hände gefallen, welche ich für die Flucht der Prinzessin herbeigeschafft, und er hatte sie sofort als die meinigen erkannt. Ob ihn eine Unüberlegtheit, ob ihn der Schrecken fortgerissen, ob ihn sein Widerwille gegen die Gouvernante, von deren gebieterischem Wesen er viel zu leiden hatte, bewogen, seine Entdeckung nicht geheim zu halten, oder ob seine Eifersucht darin

ein Genügen gefunden, seiner Frau den Beweis zu liefern, wem meine Spaziergänge im Schlosse gegolten hätten, das vermag ich natürlich nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich haben alle diese Gründe zusammen auf ihn eingewirkt, denn noch an demselben Morgen wußte man im Schlosse, daß man mich in dem Zimmer der Prinzeß gefunden. Von dem Prinzen, der auf demselben Flügel gewohnt hatte und dessen Kammerdiener besser zu schweigen verstand, war nicht dabei die Rede.

Die fremden Herrschaften reisten am Abende nach dem Brande ab, der herzogliche Hof ging auf eines seiner Landschlösser. Oben im Schloßhofe riß man die rauchenden Mauern nieder, unten in der Stadt fing man an, die Buden abzubrechen, denn die Messe war nun zu Ende. Ueberall sah es verstört aus, und in meinem Innern war es gerade so verstört, als in dem Garten und in dem Schloßhofe. Aus allen meinen Himmeln herabgestürzt, war ich mir selbst völlig verloren, und erst jetzt, da sie mir entrissen war, glaubte ich es zu empfinden, mit welcher Leidenschaft ich die Prinzessin liebte. Ich stand vor mir selber wie vor einem fremden Wesen, ich war fassungslos und rathlos und wollte doch durchaus etwas Entscheidendes thun. Jeder erlebt wohl einmal einen solchen Weltuntergang, wenn er eine lebhafte Phantasie und ein offenes Herz hat; aber was hilft's dem Einzelnen, daß viele Andere das Gleiche

schon erfahren haben? — Unglücklicher als damals habe ich mich nicht oft gefühlt, und das war sehr natürlich, denn ich war des Leides noch nicht gewohnt.

Ich verstand es Anfangs kaum, als man davon sprach, daß der Hof die Stadt verlassen habe. Ich ging immer wieder die alten Wege durch den Garten nach der Terrasse hinauf, ich ging nach Monrepos hinaus, ich strich wie ein irrer Geist durch die Gebüsche, ich trat in das Chalet und hob wieder und wieder und wieder und wieder den Deckel von der alten Vase auf — es war mir, als träumte ich oder als hätte ich geträumt —, und nur an meinem brennenden Schmerze merkte ich, daß eine Wirklichkeit hinter mir lag, die so schön gewesen war, daß ich jetzt Mühe hatte, an sie zu glauben, jetzt, wo sie für mich auf immerdar verloren war.

Sechszehntes Capitel.

Wie wir mit unserer Truppe endlich aufgebrochen sind, wie wir die Residenz und das Ländchen verlassen haben, weiß ich nicht mehr genau. Es sank wie ein betäubender Druck auf mich herab. Mein Vater ließ mich nicht aus den Augen, und wenn sich in der Familie oder in der Truppe die Unterredung auf unsere Darstellungen in der herzoglichen Residenz oder gar auf unsere Betheiligung bei dem Hoffeste wendete, schnitt er sie kurzweg ab. Ich wußte ihm dieses Letztere Dank, denn ich konnte die neugierig fragenden Blicke, ich konnte das Lächeln nicht ertragen, mit denen man mich bei solchen Anlässen nicht verschonte.

Trotz meines Vaters Achtsamkeit gelang es mir aber dennoch, verschiedene Briefe an die Prinzessin auf die Post zu geben; sie blieben natürlich ohne Antwort. Sechs Monate später, als mir in Petersburg einmal eine deutsche Zeitung in die Hände fiel,

las ich, daß Prinzeß Aurore, die Gemahlin des Erbprinzen von . . ., ihrer Gesundheit wegen auf Reisen gegangen sei und den Winter in einem südlichen Klima verleben solle, weil man ihre Brust für angegriffen halte.

Ich hatte große Erfolge, als mir im eisigen Norden diese Kunde wurde, aber es vergingen Jahr und Tag, ehe irgend etwas mich wieder zu erfreuen vermochte. Und . . . .

Haben Sie die Prinzessin später nicht wiedergesehen? fragten wir.

Ja, versetzte Signor Cesare, und unter Umständen, welche es mir klar machten, wie traurig es sein müßte, als unwandelbares Wesen, als seliger Geist etwa, seinen auf Erden geliebten Menschen nahe bleiben zu können. — Er hielt eine Weile inne und sprach darnach: Mit den braunen Locken, mit dem Cäsar-Ritte und dem „Ich kam, ich sah, ich siegte!" war es lange vorbei. Unsere Gesellschaft hatte sich schon 1815 mit dem Tode unseres Vaters aufgelöst, ich war fast ein Menschenalter hindurch Director eines königlichen Ballets und zugleich Professor der Tanzkunst an der Universität gewesen, hatte meinen Abschied genommen und befand mich mit einem Freunde auf einer Erholungsreise, als mein Reisegefährte, der in der herzoglichen Residenz Verwandte hatte, den Wunsch aussprach, einen Abstecher dorthin zu machen. Es waren über vierzig Jahre vergangen, seit ich mit

der Truppe meines Vaters in dem Orte gewesen war, und es kam ein eigenes, wehmüthiges Erinnern über mich, als wir von fern die Thürme der Pfarrkirche aus dem buschigen Thale sich erheben und das alte, mächtige Schloß von seiner waldigen Höhe zu uns herunterschauen sahen.

Je näher wir dem Orte kamen, je deutlicher trat mir Alles, was ich dort erlebt hatte, wieder in das Gedächtniß, und mit der allgemeinen Wehmuth über die Vergänglichkeit unseres Daseins tauchte auch das schmerzliche Vermissen der theuren Menschen, der Eltern und Derjenigen von meiner Familie in mir auf, welche einst mit mir in jener Stadt gewesen waren und die nun schon lange die Erde bedeckte. Es ist immer gegen meine Ansicht gewesen, nach langen Pausen in alte Umgebungen zurückzukehren, und hätte es an dem Abende noch in meiner Hand gelegen, so würde ich den Ort gemieden haben. Indeß ich hatte meinen eigenen Wagen, hatte dem Freunde die Zusage gemacht, mit ihm zusammen zu bleiben, man erwartete uns bei seinem Schwager, ein Umkehren war also nicht wohl möglich, und wie man bisweilen von einer besonderen Stimmung auch zu besonderen Einfällen getrieben wird, wandelte mich plötzlich, als ich die unvergleichliche Eichen-Allee sich vor mir öffnen sah, welche von der letzten Poststation bis hin nach Monrepos den Weg beschattet, die Neigung an, diese Strecke zu Fuße zurückzulegen.

Wir befanden uns im Ende des August, die Tage nahmen bereits merklich ab, aber es war noch sehr heiß an dem Spätnachmittage. Im Westen flammte das Roth der untergehenden Sonne trotz der frühen Stunde bereits in seinen brennendsten Farben und säumte die ziehenden Wolken bis zur Scheitelhöhe mit goldigem Rande. Wo das Licht durch die Blätter dringen konnte, floß der rothe Schein an der tiefgefurchten Rinde der Eichenstämme bis zu den Wurzeln hernieder, daß die langen Fahnen der Farrenkräuter vielfarbig erglänzten, und ich dachte, in welch' anderem, aber nicht minder zauberischem Lichte diese ganze Gegend und diese Allee mir einst erschienen waren, als ich mit neunzehn Jahren sie am hohen Mittage zurückzulegen pflegte, um auf weitem Umwege mich nach Monrepos zu begeben und die Prinzessin dort zu sehen, wenn sie nach dem Chalet fuhr.

Ich kannte so zu sagen noch jeden Baum, wie ich es verlassen hatte, aber eben darin lag etwas Beängstigendes für mich. Gerade so wie vor vierzig Jahren zogen die langen, schmalen, hochbepackten Frachtwagen, welche die Erzeugnisse der Glasfabriken aus dem Gebirge in die Ebene trugen, einer hinter dem andern die staubige Straße entlang, gerade so wie damals umgaben die gestutzten Weißdornhecken den Theil des Holzes, in welchem das Chalet gelegen war, aber die Hecken waren nicht mehr so gut wie sonst gehalten, das Wässerchen, welches den Wald

nach dieser Seite umgab, war halb ausgetrocknet und versumpft, die Brücke, welche darüber führte — mit wie klopfendem Herzen hatte ich sie stets überschritten! —, war verfallen und nur nothdürftig erhalten, und wie ich an dem kleinen Eingangsgitter stand und nach dem Chalet hinschaute, sah ich, daß auch dieses jener theilweisen Versäumniß anheimgefallen war, der hier Alles unterlegen zu sein schien. Es war unverkennbar, Monrepos war ein aufgegebener Posten, und trotzdem saß als Wächter noch wie früher ein ausgedienter Soldat in dem Birkenhäuschen an der Brücke, und trotzdem beschirmte das vorspringende Dach des Chalet noch eine kleine Gesellschaft, die an einem runden Tische auf dem kleinen Vorplatze eine Mahlzeit einzunehmen schien.

Es waren drei alte Damen. Ein alter, steifer Diener in verblichener Livrée lehnte in gemessener Entfernung an einem Baume, um sich das wartende Stehen zu erleichtern. Die eine der Damen, die den Mittelplatz einnahm, trug sich trotz ihrer vorgerückten Jahre stolz und aufrecht. Sie hatte einen schwarzen Schleier über ihr volles, graues Haar geworfen und sah in ihrer eigenthümlichen, ganz schwarzen Kleidung edel und sehr stattlich aus. Die Kleinere, deren Tracht der herrschenden Mode angehörte, hatte das Haupt mit einem seidenen Hute bedeckt und darüber einen jener blauen Augenschirme gebunden, welche die praktischen, aber geschmacklosen Engländer erfunden

und mit dem passenden Namen ugly bezeichnet haben. Sie hielt ein Opernglas in der Hand, um aus der Ferne die wenigen Vorübergehenden zu beobachten, während die dritte Dame die Vorleserin machte.

Es war ein vollständiges Bild, diese drei einsamen Damen vor dem verfallenen Pavillon am Rande des sumpfig stehenden Gewässers, und dazu gab der sinkende Tag dem Bilde noch einen eigenthümlich melancholischen Anstrich.

Ich weiß nicht, ob es bloße Neugier oder ob es eine Art von Ahnung war, die mich antrieb, den Pförtner zu fragen, ob es erlaubt sei, in das Gehege zu treten.

Zu jeder Zeit, antwortete er mir, nur nicht, wenn die Prinzessinnen da sind.

Und sind das die Prinzessinnen?

Ja freilich sind sie es; unsere Prinzeß und die Frau Fürstin-Schwester aus dem Stifte.

Eine schmerzliche Empfindung glitt mir über das Herz. Ich hätte lachen und hätte eben so gut weinen können.

Die alte Dame mit dem Augenschirme ist Prinzessin Aurore? erkundigte ich mich.

Ja, wer soll's denn anders sein? entgegnete der Wächter, dem es nicht oft begegnen mochte, hier auf Personen zu treffen, welche seine fürstlichen Herrschaften nicht kannten.

Ich glaubte, die Frau Prinzessin sei im Nachbarlande vermählt? bemerkte ich.

Gewesen, gewesen, bedeutete der Pförtner, in ihren jungen Jahren. Aber sie blieben kaum ein Jahr zusammen, der Erbprinz und unsere Prinzeß, dann wurden sie geschieden. Und seit sie wieder hier ist, kommt sie im Sommer und im Winter, es mag ein Wetter sein, wie's will, an jedem Tage her. Sie hat sich's schenken lassen von dem jungen Herrn, und dort auf der Höhe — der Pförtner wies mit der Hand nach einem kleinen künstlichen Hügel, von dem man das ganze Gehege und das Chalet überschauen konnte und den früher bemerkt zu haben ich mich nicht entsann — dort auf der Höhe will sie auch begraben sein. Sie hat sich da oben schon ein Monument errichten lassen. Wenn Sie den Weg durch das obere Gehölz nicht scheuen — die Fremden spazieren meistens hin —, so können Sie's besehen. Die Prinzessin geht an jedem Tage hinauf.

Ich folgte der Weisung und dem Pfade, den der Pförtner mir bezeichnete. Durch das blaue, dämmernde Weben des aufsteigenden Nebels, der sich wie wallende Schleier unter den Bäumen hinzog, stieg ich den Hügel hinan. Oben auf der Abplattung, die gartenartig bepflanzt war, schien noch die Sonne und beleuchtete einen einfachen Marmorwürfel, hinter und neben welchem schlanke Cypressen sich mit ihrem dunkeln Grün in architektonischer Feierlichkeit erhoben,

während Büsche von Rosen den Ernst des Platzes milderten. An der vordern Seite des Würfels, auf dem ein Lorbeerkranz und Rosenzweige als einzige Zierrath gemeißelt waren, erblickte ich eine Inschrift. Ich trat heran, sie zu lesen. Sie lautete: „Tant qu'on aime on n'est pas malheureux!“ Darunter stand der Name und der Geburtstag der Prinzessin — der Raum für den Todestag war offen gelassen.

Wider meinen Willen traten mir die Thränen in die Augen; ich erinnerte mich noch sehr wohl der Romanze, aus welcher diese Inschrift genommen war. Ich hatte sie bei dem Hoffeste gesungen. Eine Angst, als läge ein schweres Verschulden auf mir, wälzte sich auf meine Seele, und doch war in der Rührung, von der ich mich ergriffen fühlte, ein Hauch der Jugend, wie ich alter Bursche ihn seit Jahren nicht mehr empfunden hatte, ein Sonnenstrahl aus lang vergangenen Tagen, der mich wunderbar erwärmte.

Einsam, in meine Gedanken und Erinnerungen versenkt, ging ich den alten Weg durch den unteren Garten nach dem Schloßhofe hinauf. Der Flügel des Schlosses, den ich niederbrennen sehen, war wieder in seiner unveränderten Gestalt aufgerichtet worden. Der Erker, in welchem ich die Prinzessin zuerst erblickt hatte, sah heute noch eben so wie damals in das weite, von Gebäuden umgebene Viereck hernieder. Ein schlankes Mädchen, das am Brunnen Wasser schöpfte, sagte mir auf mein Befragen, daß in den

Zimmern mit dem Erker immer die alte Prinzessin wohne.

Die alte Prinzessin — wie traurig das klang! Ich fühlte ein Erbarmen, ein Mitleid mit der Vergänglichkeit des Menschen, als ob ich nicht selber von ihr betroffen wäre.

Im aufdämmernden Mondlichte stand ich wieder auf der Terrasse unter den Fenstern der Prinzessin Aurore; aber die Guitarre hing nicht mehr über meine Schulter, und es blühten auch auf dieser Stelle keine Rosen mehr, die ich ihr hätte in das Fenster legen können, obschon ich mich wohl noch im Stande fühlte, das Spalier am Fenster zu ersteigen und mir meine Jugend damit, wenn auch nur für einen Augenblick, wieder zu vergegenwärtigen.

Trotz der fröhlichen Geselligkeit im Hause unserer Gastfreunde blieb ich unwillkürlich mit der Vergangenheit beschäftigt; ich war begierig, zu wissen, was aus den Personen geworden sei, die ich damals hier gesehen, und ich hatte nicht viel Mühe, die Unterhaltung auf die Herrschaften zu bringen.

Der Herzog, so sagte man mir, war bald nach den französischen Kriegen gestorben. Seine junge Gattin hatte in zweiter Ehe sich mit dem Prinzen Leopold verheirathet, dem inzwischen das Erbe eines älteren Bruders zugefallen war; sie lebten aber in der Regel nicht in Deutschland, sondern an dem englischen Hofe, dem die Herzogin verwandt war. Der

Sohn der Herzogin war jetzt Herr des Landes; man sprach davon, daß er, von seiner Frau dazu bekehrt, sehr fromm und auch sehr sparsam geworden sei. Es ging still und bürgerlich an dem Hofe zu. Von der alten Prinzessin sprach man freundlich, aber wie von einem Wesen, das im Grunde zu sein nicht mehr berechtigt war.

Man nannte sie sehr gut, sehr wohlthätig, die jüngeren Personen der Gesellschaft jedoch lächelten über sie; von ihren Zeitgenossen war in dem Hause Niemand mehr vorhanden, denn vierzig Jahre sind eine lange, lange Zeit.

Sie ist so ein Ueberbleibsel aus den Tagen der Empfindsamkeit, meinte unseres Wirthes Schwägerin, eine junge, frische Frau, deren derbe Lebenslust aus jedem Zuge und jeder Bewegung hervorleuchtete. Sie stammt noch aus der Werther-Zeit, aus der romantischen Epoche; das haben Sie wohl selbst gemerkt, da Sie ja oben auf dem Cypressenhügel gewesen sind, wo sie sich im Voraus ihr Grab bestellt hat.

Ich fragte, um zu sehen, wohin die Sagen bildende Phantasie der Leute sich gewendet habe, ob die Wahl dieser Grabstätte etwa mit den romantischen Empfindungen der Prinzessin zusammenhange.

Ja freilich, bedeutete die Gefragte. Es heißt, die Prinzessin habe in ihrer Jugend sich in einen Schauspieler verliebt; Andere sagen, es sei ihr Tanzmeister gewesen, der sie bei dem großen Brande aus

dem Feuer gerettet. Das Abenteuer soll draußen in Monrepos gespielt und dort auch sein trauriges Ende gefunden haben.

In wie fern traurig? erkundigte ich mich.

Man behauptet, nahm die Hausfrau das Wort, daß der junge Mensch oben auf der Stelle, auf welcher die Prinzessin sich ihr künftiges Grab bestimmt hat, den Tod gefunden habe. Die alte französische Erzieherin der Prinzessin, die hier bis zu ihrem Ende gelebt hat, soll den Liebeshandel der Prinzessin entdeckt und, um deren Ruf zu retten, sich und ihren Ruf geopfert haben. Zum Danke hatte der verstorbene Herzog, der sehr viel von Fräulein v. Rochamp hielt, ihr das kleine Haus und den Garten neben der Fasanerie geschenkt.

Und wie soll der junge Mann gestorben sein? forschte ich, um wo möglich den Zusammenhang zwischen der Wahrheit und der Erdichtung zu entdecken.

Das hat man eigentlich nie recht erfahren, antwortete man mir. Man sprengte aus, er sei entkommen; aber ich habe von meiner Mutter behaupten hören, er sei von dem Erbprinzen, der die Prinzeß Aurore mit ihrem Geliebten im Chalet getroffen habe, erstochen worden. Glaublich ist das, denn der Erbprinz war berüchtigt durch seinen rohen Jähzorn, und seinen Lohn hat er gefunden. Er ist, wie Sie vielleicht erfahren haben werden, bald nachdem die Prin-

zessin sich von ihm hat scheiden lassen, auf der Jagd um's Leben gekommen. Er sollte, wie es hieß, mit seinem eigenen Gewehr verunglückt sein; es war jedoch ganz allgemein bekannt, daß ihn einer seiner Piqueurs aus Eifersucht erschossen hat.

Aber hat man denn nicht ermittelt, ob damals ein junger Mann hier beerdigt worden ist? wendete ich ein.

Unser Wirth zuckte die Achseln. Wer soll das jetzt noch wissen, und wen kümmert das auch? Uebrigens waren damals ja die Zeiten nicht wie jetzt. Was man in solchem Schlosse nicht auskommen lassen wollte, das blieb leicht verborgen.

Die Nacht träumte ich einen schönen Jugendtraum; am Morgen aber erklärte ich meinem Reisegefährten, daß ich einen Ausflug in das Gebirge machen und ihn dort erwarten würde. Ich wünschte nicht als der Held jenes Abenteuers erkannt zu werden, und noch weit weniger wünschte ich, der schönen Prinzeß Aurore, die wirklich leuchtend wie ein Morgenstern in meinem Gedächtnisse lebte, als kränkelndes, altes Mütterchen wieder zu begegnen.

Ehe ich aber die kleine Residenz verließ, ging ich noch einmal nach Monrepos hinaus. Ich hatte mir in der Hofgärtnerei einen Zweig von rothen Rosen bestellt, der durch einen Lorbeerkranz geschlungen werden sollte. An das Band, das sie zusammenhielt, befestigte ich ein Blatt Papier und schrieb darauf,

den Vers ergänzend, aus welchem die Inschrift des Monuments genommen war:

De l'amour quelque soit la souffrance,
Tant qu'on aime on n'est pas malheureux!

Darunter setzte ich den Namen Cesare und legte dieses Andenken auf dem Monumente nieder. Dem Pförtner von Monrepos aber ließ ich in einem versiegelten Couverte meine Karte zurück für den Fall, daß die Prinzessin sich danach erkundigen sollte, wer oben an dem Denkmale gewesen sei. —

Signor Cesare brach damit seine Erzählung ab. Er war sehr ernsthaft geworden; er sah uns der Reihe nach an und sprach darauf: Da habe ich Sie nun, wie ich fürchte, um Ihre gute Laune gebracht; denn wer bedauert es nicht, daß die Schönheit und die Jugend so vergänglich sind, und daß die Aufwallungen eines jungen Herzens oftmals so verderblich werden können — indeß, wenigstens: Tant qu'on aime on n'est pas malheureux! — —

Eine traurige Geschichte.

Erstes Capitel.

Wie in allen wohlgeleiteten Haushaltungen, hatte man in der Villa Riunione nur die eben nothwendige Dienerschaft für das Haus sowohl als für die Landwirthschaft, und sie bestand natürlich aus Eingeborenen. Nur das nicht mehr ganz junge Frauenzimmer, welches den Dienst in den Zimmern versah und die Aufwartung am Tische besorgte, war eine Deutsche, und ihr Dialekt verrieth es, daß sie im Norden unseres Vaterlandes zu Hause sei.

Schon an dem ersten Abende, den wir in der Villa zubrachten, hatte ich sie gefragt, wie sie hierher gekommen sei, und von ihr die Antwort erhalten: die Herrschaft habe sich ihrer angenommen, als sie noch ein Kind gewesen sei, und bei dieser äußerst unbestimmten Erklärung hatte sie es bewenden lassen. Unverkennbar bewies man ihr ein großes Zutrauen; sie hatte auch einen Anstrich von Erziehung, der über ihren Stand hinausging, und obschon sie das Italienische geläufig genug zu sprechen erlernt hatte, hielt sie sich, wenn sie ihre Arbeit verrichtet hatte, doch

von den anderen Leuten des Hauses fern. Diese Zurückhaltung hatte jedoch keinen Anstrich von Hochmuth, sondern sie schien mehr aus einem Bedürfniß nach Einsamkeit hervorzugehen; denn wenn man Frieda, so wurde sie genannt, fleißig bei ihrer Näharbeit sitzen sah und sie dann den Kopf in die Höhe hob, fehlte es selten, daß sich ein Seufzer ihrer Brust entrang. Sie mußte, wie man es nennt, offenbar viel durchgemacht haben, und eines Tages, als die Schwestern des Professors uns, ich weiß nicht mehr, bei welchem Anlaß, Frieda's gute und nützliche Eigenschaften rühmten, erkundigte ich mich, wo sie diese Dienerin kennen lernen und was sie bewogen hätte, sie nach Italien kommen zu lassen oder sie dorthin mitzunehmen.

Wir haben sie nicht mitgenommen, sagte unser Freund, und noch weniger sie eigentlich kommen lassen. Das ist eine ganz besondere Geschichte. Sie ist an uns hängen geblieben, wie eine Ranke, die sich bei einem Gange durch die Felder zufällig an uns heftet und die wir, weil wir sie einmal mit nach Hause gebracht haben, ins Wasser setzen und zu pflegen angefangen. Fast an jeden von uns heften sich im Leben auf solche Weise Menschen an, und wie die Verhältnisse sich nun einmal gestaltet haben, ist diese Frau eine ganz vortreffliche Erwerbung für uns; denn wir haben seit Jahren eine treue und gefällige Dienerin an ihr, und wenn wir später krank und unbehülflich

werden sollten, so wird sie uns eine töchterliche Pflegerin sein, und darauf müssen wir alten Einsiedler doch zuletzt wohl denken.

Sie nennen Frieda eine Frau — ist sie verheirathet?

Sie ist's gewesen.

Also ist sie Wittwe?

Nein, sie ist von ihrem Manne geschieden, und zwar als der schuldige Theil, versetzte Signor Cesare; trotzdem ist die Arme eben so zu beklagen, als zu verdammen, um so mehr, da das Bewußtsein ihrer Schuld ihr das Herz bedrückt. Ich könnte Ihnen Frieda's Erlebnisse erzählen, wenn Sie sie nicht besser von ihr selber hörten. Es wird Ihnen sicherlich nicht schwer fallen, sie zur Mittheilung zu bringen, da sie froh sein wird, einmal recht gründlich in ihrer Muttersprache reden zu können, und es ist ihr bei ihrer melancholischen Art sogar recht heilsam, wenn sie sich dann und wann von der Seele herunterspricht, was ihr doch beständig im Sinne liegt. Bringen Sie sie nur einmal zum Erzählen. Der Anlaß dazu findet sich schon. Es ist

Eine traurige Geschichte,

aber sie hat ihr psychologisches und ihr sociales Interesse, das Sie herauszufühlen nicht ermangeln werden.

Ich ließ mir das von Signor Cesare nicht zweimal sagen, und die Gelegenheit, Frieda allein zu

sprechen, bot sich mir bald dar. Sie saß eines Mittags in der großen Wirthsschaftsstube und hatte ein paar kleine Mädchen bei sich, denen sie Unterricht im Nähen gab. Ich hatte sonst schon bemerkt, daß sie sich gern mit Kindern zu thun machte, und ich sprach also im Vorbeigehen die Bemerkung aus, daß sie die Kinder sehr zu lieben scheine.

Sehr! sagte sie. Aber auch diese Versicherung hatte wieder den kummervollen Ton, der ihr zur anderen Natur geworden zu sein schien.

Sie haben wohl keine Kinder gehabt? fragte ich.

Sie schüttelte traurig das Haupt. Hätte ich Kinder gehabt, sagte sie, so wäre wohl Alles anders gekommen und ich wäre nicht hier.

Damit war für den Abend unsere Unterhaltung zu Ende; indeß Frieda hielt sich von da ab doch länger bei mir auf, und als ich einmal zufällig äußerte, daß sie mit ihrem dunkeln Haare und mit ihren feinen, scharfen Zügen wie eine Italienerin aussähe, meinte sie, durch ihr schwarzes Haar und ihre dunkeln Augen sei sie als Kind dem Signor Cesare eben auch aufgefallen; und als sie nachher erwachsen und im Dienste gewesen sei, habe man sie oftmals gefragt, wo sie zu Hause und was für Landsleute ihre Eltern wären.

Und waren Ihre Eltern Deutsche oder ist vielleicht Eines von ihnen ein Ausländer gewesen? erkundigte ich mich geflissentlich.

O nein, erwiderte sie, sie waren Beide bei uns

in dem Flecken Finkenberge zu Hause, der eine königliche Domäne war; aber meine Mutter hatte auch dunkles Haar, und der Vater pflegte immer zu sagen, es sei nicht gut, daß ich nach der Mutter geschlagen sei, denn die schwarzhaarigen Menschen hätten ein heftiges Gemüth und einen verschlossenen Sinn. So weit das Letztere auf meine Mutter ging, hatte er indessen Unrecht; er hatte weit eher einen verschlossenen Sinn, obschon er blond mit blauen Augen war. Er ließ sich nicht recht aus mit dem, was er im Kopfe hatte, aber er setzte es mit Schweigen durch.

Frieda war damit zum Erzählen gekommen und fuhr dann, da ich sie von Zeit zu Zeit durch eine fortführende Frage ermuthigte, nachdenklich, als ob sie sich selber ihre Vergangenheit zurückrufe, also zu sprechen fort, und ich will versuchen, das, was ich an dem Tage und in der Folge allmählich von ihr erfuhr, so viel als möglich in ihrer Weise wiederzugeben.

Eigentlich war's zum Verwundern, sagte sie, wie der Vater und die Mutter überhaupt zu einander gekommen waren, denn sie paßten nicht zusammen. Der Vater war klein und schmächtig und hatte keine starke Gesundheit. Deßhalb hatten seine Eltern ihn auch nicht wandern lassen. Er war ihr einziges Kind gewesen, hatte von seinem Vater die Schneiderei erlernt und von ihm die Kundschaft und das Haus geerbt, in dem wir wohnten. Die Kundschaft mag einmal recht gut gewesen sein, und die drei Personen

hatten zu der Großeltern Zeiten davon ganz gut gelebt. Wir waren jedoch unserer Viere, ein älterer Bruder und ich und ein nachgeborenes, sechs Jahre jüngeres Zwillingspaar, ein Knabe und ein Mädchen. Das Geschäft und die Arbeit hatten sich ebenfalls verändert, es war auch Alles theurer geworden; da langte es denn mit dem Erwerbe nicht rechts, nicht links.

Seit die Kleidermagazine aufgekommen waren, kauften die gewöhnlichen Leute sich ihre Kleider fertig, wenn sie zu den Märkten nach der Stadt fuhren; die vornehmen Herren von den Gütern und die, welche auf die Moden hielten, verlangten erst recht vornehme, neumodische Kleider aus den Städten, und so war zu den Zeiten, von denen ich mich erinnern kann, von neuer Arbeit bei dem Vater nicht mehr viel die Rede. Die Leute schickten ihre Sachen immer nur zum Ausbessern; das brachte jedoch nur wenig ein, und der Vater war also auf seine früheren Kunden und auf die neue Zeit nicht gut zu sprechen. Er sagte, es wolle jetzt Alles hoch hinaus, Keiner wolle bei dem Alten bleiben, Niemand sei zufrieden mit dem, wobei er hergekommen sei; darum aber solle bei ihm Alles stehen und gehen, wie es von Anfang an gewesen sei. Und es half gar nicht, wenn die Mutter ihm bisweilen zu bedenken gab, daß doch heute nicht mehr gestern sei und daß man als ein Einzelner mit dem Kopfe nicht durch die Wand laufen könne. Die Mutter

hatte Recht, aber der Vater auch, und mir wäre es freilich besser gewesen, hätte ich gedacht, wie er, und mir mit dem Alten und wie es bei uns war genügen lassen.

Die Mutter hatte einen schweren Stand mit ihm. Wer sie sah und hörte und den Vater sah, der mußte denken, daß sie das Regiment im Hause hätte, denn sie war groß und stark und sah noch schön aus, auch als sie schon keine junge Frau mehr war. Sie sprach meist laut, war immer auf den Füßen, faßte Alles herzhaft an, und dazu hatte sie einen sehr anschlägigen Kopf. Sie wußte immer aus dem Groschen mehr als bloß zwölf Pfennige herauszubringen, und wäre es nach ihr gegangen, so hätte sie wohl etwas unternommen; aber davon wollte der Vater gar nicht hören. Er meinte, alle ihre Vorschläge liefen auf Handel und Wandel hinaus, und wer dabei nicht hergekommen sei, der verliere dabei noch das Wenige, was er habe. Was an ihm sei, er sei fleißig, er brauche auch so gut wie nichts; wenn wir nur eben so wie er zur Arbeit und zum Sparen angehalten würden, so würden wir durch's Leben kommen, gerade so gut wie er. Die Mutter schüttelte, wenn er so sprach, nur mit dem Kopfe dazu. Wir hatten nicht Jeder, wie der Vater es seiner Zeit gehabt hatte, Haus und Hof, wenn es auch noch so klein war, schuldenfrei zu erben, aber was sollte die Mutter machen? Ohne den Vater konnte sie nichts anfangen,

sie mußte sich's also nur vergehen lassen und still sein, und zu wem hätte sie auch sprechen sollen? Die Nachbarn, von denen einer und der andere mit dem Vater groß geworden war, standen meist auf seiner Seite, weil er sich mehr mit ihnen einließ, als die Mutter. Er unterhielt sich immer mit ihnen von den alten Zeiten, und wie Alles besser gewesen wäre und anders geworden sei; wie Niemand mehr sich mit dem Seinigen begnügen wolle, und wie die Hausfrauen sich vor Jahren viel sparsamer einzurichten verstanden hätten. Er sei aber glücklicher Weise noch ein Mann von altem Schrot und Korn, er halte es, wie es bei seinen Eltern gewesen sei. Wenn er todt sein werde, dann könnten seine Leute machen, was sie wollten, vorher nicht. Dabei nannte er die Mutter mit keinem Worte, indeß wer es wollte, machte sich doch seinen Vers daraus, und es hieß denn auch: die Mutter sei zwar eine brave Frau, aber sie habe einen hohen Nagel im Kopfe, und wenn der Vater ihr nicht das Handwerk legte, würde die Mutter mit ihren Projecten ihn noch von Haus und Hof fortbringen.

Ein großes Unglück wäre das freilich nicht gewesen, denn es war mit unserem Hause zu meinen Zeiten nicht mehr weit her, obschon, wie bei allen in der Vorstadt belegenen Grundstücken, ein Stückchen Ackerland hinter dem Hause dazu gehörte. Das Haus hatte unten nach der Straße nur die zweifenstrige Werkstatt, daran stieß nach dem Hofe noch die Stube

und eine Küche. Oben hatten wir den Boden und ein paar Kammern, in denen einer der Brüder und der Lehrbursche schliefen. Unten von der Hausthüre, die nur schmal und nach alter Art in der Höhe in zwei Hälften getheilt war, ging der dunkle Gang nach dem kleinen Hofe und nach dem Acker hinaus, um den der Vater sich nicht viel bekümmerte. Die Mutter mußte darauf säen und setzen, was an Kartoffeln, an Kohl und Rüben von je her darauf gesetzt worden war, und der Vater beschwerte sich immer, daß sie nicht, wie seine Mutter, die aber keine vier Kinder satt zu machen gehabt hatte, von dem Ertrage des Ackers noch verkaufen konnte.

Wäre es, wie gesagt, nach der Mutter gegangen, die in solchen Dingen besser Bescheid wußte, als der Vater, so hätte sie schon damals das ganze Grundstück an den Tabaksfabrikanten verkauft, der es gut bezahlen wollte, weil er unsern Acker zur Vergrößerung seines Gartens brauchte. Dem Vater durfte man indessen damit gar nicht kommen, weil er meinte, Geld, das gehe dem Menschen durch die Hände, er wisse oft nicht, wie; Grund und Boden, das allein sei sicher — und nebenher wollte er auch nicht von seinem Garten lassen.

Der Garten war freilich klein genug. Er lag unter den Fenstern nach der Straße, war so lang als unsere Stube und vielleicht acht Schritte breit; aber er war des Vaters einziges Vergnügen. Links in

der Ecke stand seit alten Zeiten eine Bank, über der allmählich ein weißer und ein blauer Fliederbusch zur Laube zusammengewachsen waren. In der Laube zu sitzen, wenn er im Sommer Feierabend gemacht hatte, und seine beiden Rosenstöcke anzusehen, die mit ihm alt geworden waren, wie die Fliederbäume, darauf ging des Vaters ganzes Dichten und Trachten aus. An seinem Sonnenglanze, an seinen duftigen Erbsen und an den Nelken in der Mitte des Blumenbeetes kannte er so zu sagen jedes Blatt. Keine Raupe und kein Unkraut durften in dem Garten aufkommen, und wir Kinder durften vollends nicht hinein. Wir trugen auch kein Verlangen danach, so wenig wie die Mutter, denn man durfte sich in dem Garten nicht rücken und nicht rühren, und außer dem Webermeister, der neben der Kirche wohnte und sich zu den Frommen hielt, ließ der Vater nicht leicht Jemand zu sich in die Laube ein.

Der Webermeister war des Vaters einziger Freund, und je älter ich wurde, desto mehr ging ich dem Weber aus dem Wege; denn der Vater war immer noch stiller, als gewöhnlich, wenn der Webermeister bei ihm gewesen war, und wenn er danach doch wieder sprach, so war es nur, um über uns und über die Mutter und über die ganze Welt zu klagen, die nichts sein sollte als ein Jammerthal und eine Prüfungs-Anstalt.

Du lieber Gott, wir Kinder wollten aber doch

auch leben und uns rühren und regen, und so wie wir irgend konnten, waren wir denn auch aus der Hinterthüre fort und nebenan beim Nachbar! Der Nachbar Seeger war Schuhmacher und wohnte nur zur Miethe; aber sein Gewerbe ging gut. Bis nach den großen Gütern hin, welche nach unserer Seite hinaus gelegen waren, hatte er seine feste Kundschaft. Wenn die Wirthschafts-Inspectoren mit dem Getreide und der Wolle zu Markte kamen, gaben sie bei dem Meister Seeger die Bestellzettel mit den Arbeitsaufträgen ab, und obschon der Meister nur Stube und Kammer hatte, hörten bei ihm die gute Laune, das Pfeifen und das Singen niemals auf. Er und seine Frau und seine beiden Jungen und die Canarienvögel und die Drossel im Bauer sangen und pfiffen je nach der Jahreszeit um die Wette. Dem Meister aber war das nie zu viel. Er mußte Leben um sich haben, sagte er, denn ein Bißchen Spectakel sei eine Herzerfrischung und halte den Menschen munter. Er hämmerte seine Zwecken ordentlich wie zum Vergnügen recht laut ein, die Meisterin setzte auch keinen Teller aus der Hand, ohne daß es klappte, und wenn der Meister uns Kindern, was freilich selten genug geschah, einmal ein Paar neue Stiefel anmessen mußte, so freuten wir uns schon im voraus darauf, wie sie trappsen und knarren würden, denn wir glaubten, er mache sie so mit Absicht, damit man höre, daß sie neu wären.

Der Meister Seeger und seine Frau und seine beiden Söhne sahen auch wie das Leben aus, und einen Sonntag ohne ein Sonntags-Vergnügen konnten sie sich gar nicht denken. Im Sommer mußten sie sammt und sonders alle Woche einmal in den Wald hinaus. War ein Jahrmarkt in der Nachbarschaft, so daß man den Ort erreichen konnte, so mußten sie hin. Konnte der Nachbar gelegentlich Frau und Kinder mit einer Wirthschaftsfuhre nach einem der Güter hinaus schicken, auf denen er Arbeit abzuliefern hatte, so mochten sie in Gottes Namen die Nacht auf dem Gute bleiben und sehen, wie sie am anderen Morgen in der Frühe zu Fuße nach Hause kämen; und im Winter, wenn das Wasser auf den Wiesen erst gefroren war, dann kam die Eisbahn an die Reihe: dann stand auch Weihnachten vor der Thüre, dann ersetzte der Meister mit Sprechen und Erzählen sich den fehlenden Vogelgesang; und er wußte viel zu erzählen, denn er war lange gewandert. Darauf bildete er sich übrigens nicht wenig ein. Den Kreisrichter und den Landrath und den Herrn Superintendenten nicht ausgenommen, war er der einzige Mann im Orte, der so weit in der Welt herumgekommen war. Er hatte sieben Monate in Wien gearbeitet und Jahr und Tag sogar in Paris. Da hatte er die feine Arbeit auch erlernt, und daß er nicht nach Petersburg gegangen war, wie er sich vorgenommen hatte, daran war, wie er immer sagte, nur ein

lustiger Abend und seine Dummheit schuld gewesen. Er sei eben hier hangen geblieben, und nun sei's auch so recht gut, denn es gehe ihm nichts ab hierorts, und wo er nicht hingekommen sei, nun — da könnten seine Jungen hingehen.

Wenn er das sagte, lachten die Jungen dazu, denn sie waren beide gut zu Fuß von Kindesbeinen an, und auf der Landstraße zu sein, war beiden ein Vergnügen. Groß und gesund und stark waren sie ebenfalls, Schuster wollten sie alle beide werden, und sie hatten sich's von je her ausgedacht, wie sich das so gut paßte, daß der Konrad gerade vier Jahre jünger als der August war, denn dadurch hatte der Meister an seinen Söhnen immer einen Burschen oder einen Gesellen, bis der älteste einmal wieder von der Wanderschaft nach Hause kam und sich mit dem Vater für immer zusammenthun konnte. Ich glaube, eine zufriedenere Familie, als die Seeger'sche, kann es gar nicht geben, und sie waren auch herzlich gute Menschen, die Eltern wie die Kinder. Herzlich gute Menschen! wiederholte Frieda und seufzte dazu aus tiefer Brust. Darauf schwieg sie eine Weile, besann sich und sprach, wie nachsinnend, zu sich selber:

Aber was wollte ich denn eigentlich sagen? — Ja — sie waren sehr gute Leute. Obschon sie selber eben nur einen Nothgroschen zurücklegen konnten, hatten sie doch immer für den Armen, der an ihre Thüre kam oder von dem sie sonstwie hörten, etwas übrig

— wenn es auch nur eine Wenigkeit gewesen wäre —, und wenn bei uns die Mutter einmal gar zu knapp daran war, so merkte die Seegerin es gleich, ohne daß die Mutter etwas sagte, und half dann mit Diesem oder Jenem aus, bis man es wieder gelegentlich zurückerstatten konnte. Am ersten aber merkte es stets der Konrad, der nur ein halbes Jahr älter war, als ich, und mit dem ich, weil mein Bruder ein gut Stück älter war, immer zusammen gehalten hatte.

Wir hatten zusammen im Hofe und auf der Schwelle des Hauses gespielt, waren aber zu gleicher Zeit in die Schule geschickt, zu gleicher Zeit zum Prediger in den Religions-Unterricht gebracht worden; aber weil Konrad groß und stark und ich damals klein und schwächlich gewesen war, so hatte man ihn immer für einige Jahre älter gehalten, als mich, und er hatte sich gewöhnt, sich meiner in Allem und in Jedem anzunehmen, wo es darauf ankam, mir etwas Gutes zuzuwenden oder mir etwas Uebles abzuhalten. Viel Worte machte er dabei nicht; er that lieber gleich, was er im Sinne hatte, und ich war es anders nicht von ihm gewohnt.

Fass' mich an, sagte er kurz, wenn wir im Glatteis nach der Schule gingen. Häng' Dir meine Jacke um, befahl er, wenn es einmal regnete; und wenn ich ihm dann vorstellte, daß er ja dadurch den Regen doppelt fühlen würde, so rief er ärgerlich: Ach, ich! Ich merke das gar nicht erst; aber Du, Du bist ja

nichts wie Haut und Knochen! Häng' Dir nur die Jacke um.

Kam ich danach trocken und mit geschontem Kleide nach Hause, so schüttelte die Mutter vor Verwunderung mit dem Kopfe und sagte: Hat der Junge ein gutes Herz! Und ohne viel daran zu denken, gewöhnte ich mich, mich auf Konrad's gutes Herz auch zu verlassen.

Zweites Capitel.

Bei uns im Hause ging ein Tag wie der andere hin. Unser Aeltester kam zeitig bei dem Vater in die Lehre; er war des Vaters ganzes Ebenbild im Thun wie im Lassen, er war wie altgeboren. Wir nannten ihn auch nur den Alten, und er hielt sich nicht zu uns. Der Meister Weber, der keine Kinder hatte, machte aber viel von ihm. Er brachte dem Berthold die Tractätchen zu lesen, von denen er immer eines oder das andere in der Tasche hatte, und als ich ungefähr zehn oder zwölf Jahre alt war, fing der Berthold schon an, mit dem Vater und dem Webermeister von unserer Kirche fortzubleiben, in der die Eltern getraut und in der wir Alle getauft worden waren. Sie gingen zu den Frommen, die in einer Stube der Nachbarschaft zusammenkamen und von denen, wie bei den Herrenhutern, bald Dieser, bald Jener aus der Gemeinde predigte.

Ob das recht war oder nicht, das weiß ich nicht zu sagen, indeß der Wirthschaft kam die neue Frömmigkeit in keiner Art zu Gute; denn der Vater vertiefte sich je länger, desto mehr ins Grübeln und ins Beten, er fing an, alle Morgen und alle Abende in die Andachtsstunden zu gehen, die der Weber und seine Freunde hielten, und da er seine Gedanken immer nur auf das Jenseits stellte, ging es mit seiner Kundschaft und seinem Fortkommen in dieser Welt allmälig immer weiter rückwärts. Es fanden sich freilich noch Herrschaften, die ihm zu thun gaben, aber es blieb doch eben nur ein kümmerliches Wesen, und was das Schlimmste von Allem war, die Mutter konnte die Sorgen, die sie immer in sich verschließen mußte, auf die Länge nicht ertragen. Sie fing zu kranken an, und wenn sie dann oft Tage und Tage ihre Schmerzen still ausgehalten hatte, sagte sie wohl einmal zu mir: Ich denke, Du sollst mir einmal noch Freude machen, Du und die Zwillinge, denn vom Vater und vom Berthold hab' ich nichts zu hoffen.

Und es war auch so. Der Vater und der Berthold ließen es immer deutlicher merken, daß sie die Mutter und uns Anderen nicht recht als ihres Gleichen ansähen. Wenn es mit der Arbeit nicht ging, so hieß es: Gottes Segen könnte nicht auf einem Hause ruhen, in dem die Frau nicht auf des Herrn Wegen wandle, und die Mutter und ich und die Klei-

nen waren bei uns nur noch wie geduldet. Es war zwischen dem Vater und seinem Freunde wohl viel von der christlichen Liebe und von der Nächstenliebe die Rede; wir spürten jedoch im Hause von dieser Liebe und Barmherzigkeit nicht viel. Ich habe damals in Jahren und in Jahren vom Vater und vom Bruder nicht ein gutes Wort zu der Mutter oder zu mir gehört — und wenn sie auch immer von ihrer innern Glückseligkeit sprachen, es war ihnen davon nichts anzusehen.

Das ging immer so fort, bis nahe an die Zeit, in der ich eingesegnet werden sollte. So lange ich denken konnte, war die Rede davon gewesen, daß ich dazu einen schwarzen Anzug haben müßte und wo das Geld dazu einmal herkommen würde. Die Mutter hatte seit Jahren auch angefangen, die Groschen für mich zu sammeln, die ich als Trinkgeld bekam, wenn ich die gemachte Arbeit für den Vater abzutragen hatte; aber es fehlte noch ein gut Theil an den zehn Thalern, die zu einem Kleide, zu Schuhen und zum Tuche nöthig waren, und eines Abends hatte die Mutter auch gerade wieder einmal nachgezählt, wo wir mit dem Gelde hielten, und mit Sorgen gesehen, daß wir noch weit zurück wären und daß das Geld in den fünf Monaten bis zu meiner Einsegnung schwerlich zusammenkommen würde.

Am nächsten Tage, als ich Mittags aus der Schule kam, lag schon ein Pack fertig, das ich nach

dem Schlosse tragen sollte. Wenn ich Schloß sage, so müssen Sie sich darunter kein königliches Schloß oder sonst einen Palast denken, wie sie hier zu Lande in Italien zu finden sind, sondern nur ein großes Haus, in dem der Amtsrath wohnte, der die königlichen Güter gepachtet hatte, welche neben Finkenberge gelegen waren. Man hieß das Amtshaus aber stets das Schloß, weil es auf dem Unterbaue der alten Ritterburg errichtet war, die hier einmal gestanden hatte, und die Herrschaft im Amthause wurde in dem Orte gerade so verehrt, als ob sie selber die besitzende Gutsherrschaft gewesen wäre, und vielleicht noch mehr. Der Amtsrath, das war der Titel des Herrn, war nicht der Erste aus seiner Familie, der die königliche Domäne gepachtet hatte. Schon sein Vater und sein Großvater und sein Urgroßvater waren hier Amtleute gewesen, und so oft die königliche Familie nach Preußen gekommen war, hatte sie immer bei den Heerdings die vorletzte Station vor Königsberg gemacht und sich aus dem Amthause irgend eine Erfrischung geben lassen, die denn seit des alten Fritzen Zeiten die Frau Amtsräthin ihnen immer selber in die Postchaise hineingereicht hatte.

Einmal aber, als der Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm der Vierte, nach Preußen gekommen war, der eine besondere Vorliebe für die alten Zeiten hatte und die alten Burgen und Schlösser so viel als möglich in Stand setzen lassen wollte,

war er in dem Amthause ausgestiegen, hatte die alten Mauern selbst in Augenschein genommen, und da man ihm ein Frühstück oben auf der Höhe aufgetragen, von der man weit hinaus das Haff übersieht, so hatte er verlangt, daß der Amtsrath und die Frau Amtsräthin mit ihm zu Tische sitzen sollten. Die Frau Amtsräthin hatte an seiner rechten Seite Platz nehmen müssen; der Kronprinz war sehr unterhaltend gewesen, hatte die Frau Amtsräthin immer nur „gnädige Frau“ genannt, und es hatte dann gleich damals geheißen, daß dies sicherlich etwas zu bedeuten haben werde.

Das ließ auch nicht lange auf sich warten, und bald nachdem der Kronprinz wieder nach Berlin zurückgekehrt war, stand die Nachricht bei uns in dem Amtsblatte, daß der Amtsrath Heerding geadelt worden sei.

Das machte großes Aufsehen, aber man gönnte es ihnen. Sie waren sehr beliebt, im Orte sowohl, als in der Umgegend, denn sie waren eben so wohlthätig, als sie reich waren. Sie hatten immer ein Leben wie Edelleute geführt, hatten mit diesen auch immer Verkehr gehalten; es wurde also im Grunde nichts damit geändert, daß sie nun selber Edelleute wurden, und gegen den geringen Mann wurden sie seitdem nur noch menschenfreundlicher und noch freigebiger, als bis dahin.

Für mich war es von jeher ein Vergnügen ge-

wesen, wenn ich einmal nach dem Schlosse geschickt worden war. Alles hatte mir dort gefallen: der breite Weg durch die Linden-Allee, die auf die Höhe hinaufführte, der große Hof mit den kollernden Truthähnen, die vielen Tauben, die von ihrem Hause nach der Scheune oder über diese hinaus in die Felder flogen, und vor Allem die beiden großen Pfauen, die ihr Rad schlugen und in dem Hofe einherstolzirten.

Kam ich dann von dem Hofe hinten nach dem Hausflur, an welchem die Küche und die Dienstbotenstube gelegen waren, so konnte ich mich in dem blanken Kupfergeräthe, an den schönen Porzellan- und Glasgeschirren nicht satt sehen. Der Geruch von den fremden Speisen machte mich neugierig, sie zu kosten, und wenn ich das Hausmädchen und die Kammerjungfer in ihren guten Kleidern in dem Hause hin und wieder gehen sah, und hörte, wie sie unter einander und mit der Köchin und dem Diener scherzten, so dachte ich immer daran, wie glücklich ich sein würde, wenn ich einmal hier im Schlosse ankommen und Hausmädchen oder gar Kammerjungfer werden könnte.

Sprach ich davon zu Hause, so stimmte die Mutter mir wohl bei, aber der Vater wollte davon nicht reden hören, denn ihm war das heitere Leben, das die Herrschaften im Schlosse führten, nur ein Gräuel; und hätte er wen anders als mich zum Forttragen der Kleider gehabt, so würde ich schwerlich in das Schloß gekommen sein. Ich merkte es mir auch bald,

daß ich von dem guten Leben im Schlosse und von meinem Wohlgefallen daran vor dem Vater nichts verlauten lassen dürfe; aber gerade deshalb dachte ich um so öfter daran.

Als ich an dem Tage, von dem ich vorhin sagte, den Pack mit den ausgebesserten Sachen nach dem Schlosse tragen sollte, machte die Mutter ihn noch einmal auf, um nachzusehen, ob nichts darin vergessen sei, denn es war eine ganze Menge Zeug und lauter Kleidungsstücke, die wir noch nicht in Händen gehabt hatten. Der Berthold sagte, die Sachen gehörten alle dem italienischen Tanz-Professor, der wieder mit seiner Schwester im Schlosse zum Besuche sei. Und, setzte er hinzu, dann geht dort das gottlose Tanzen gewiß wieder alle Tage los. Es fehlte blos noch, daß sie wieder anfingen, wie vor zwei Jahren, Komödie aufzuführen.

Er sagte das mit all' der Verachtung, mit welcher er den Vater und den Weber von der Weltlust reden hörte; die Mutter indessen meinte, man habe zu der Zeit, wie sie Komödie gespielt hätten, doch ein schön Stück gut bezahlter Arbeit gehabt, und ich erinnerte mich, was mir der Konrad und der August dazumal von den Herrlichkeiten dieser Komödie erzählt hatten; denn weil ihrer Mutter Vetter im Schlosse diente, kamen sie auch ab und zu dorthin, und hatten so auch das Theater im Saale aufgeschlagen und an einem Tage sogar die Herren und

die Damen in ihrer Theaterkleidung einhergehen gesehen.

Ob wohl heute wieder so etwas vor sich gehen mag? dachte ich, als ich in das Schloß kam, und ich wünschte mir sehr, daß ich etwas erleben möchte, damit ich auch einmal etwas zu erzählen hätte und nicht immer so stumm da zu sitzen brauchte, wenn ich Abends zu Seegers hinüber ging. Es war aber an dem Tage im Schlosse Alles wie gewöhnlich. Die Herrschaften zogen sich zum Mittage an, die Kammerjungfer ging mit den Kleidern, die sie hoch in die Höhe hielt, rasch an mir vorüber; auch der alte Diener war eilig, und als er mich bemerkte und ich ihm sagte, daß ich die Sachen für den fremden Herrn Professor brächte, wies er mich nach dessen Zimmer, damit ich sie dem Herrn selber abgeben und er nachsehen könne, ob Alles zu seiner Zufriedenheit gemacht sei — denn Sie wissen, der Herr Professor war immer äußerst akkurat.

Drittes Capitel.

Als ich in das Zimmer eintrat, hätte ich beinahe aufgelacht. Der Herr — Frieda bezeichnete Signor Cesare, wenn sie von ihm sprach, immer nur mit diesem Titel — der Herr hatte einen kurzen, seidenen Hausrock an und ging, die Violine spielend, in einem Tanzschritte die Stube auf und ab. Er ließ sich durch meinen Eintritt auch nicht stören, bis er das Stück zu Ende gespielt hatte; dann legte er die Violine sorgfältig in ihren Kasten und fragte, wer ich sei und was ich wolle.

Ich gab ihm den Pack mit den ausgebesserten Sachen ab; er besah sie Stück für Stück, wie Einer, der sich auf die Arbeit gut versteht, las dann langsam die Rechnung durch, und erst als er mir das Geld hingezählt hatte, sah er mich mit Einem Male an und fragte, wo ich zu Hause sei.

Ich sagte, daß ich des Schneiders Tochter wäre; er erkundigte sich, wie alt ich sei, wie viele Geschwister ich hätte, wie es meinen Eltern ginge, und wie ich ihm so auf Alles Antwort gab, wurde er immer

freundlicher und fragte endlich: ob die Eltern denn ihr gutes Auskommen hätten und ob ich wohl immer recht satt zu essen bekäme.

Satt zu essen habe ich immer, sagte ich, aber sonst . . . .

Sonst geht's Euch nicht besonders? fiel er mir in die Rede. Das sieht man Dir auch an. Was läßt man Dich denn lernen?

Ich gehe in die Schule und zum Prediger.

Und nachher? fragte der Herr.

Darauf schwieg ich, denn ich wußte ja nicht, was nachher mit mir werden würde, weil der Vater immer sagte, das müsse man dem lieben Herrgott überlassen, der seiner Zeit schon Weg und Steg bestimmen werde, und weil die Mutter mich gern in die Stadt und zu einer Schneiderin oder Putzmacherin in die Lehre gebracht hätte. Wie ich nun so da stand, ohne zu reden, wurde der Herr ungeduldig.

Antworte, rief er, Antwort geben muß man immer! Was willst Du einmal werden?

Da dachte ich, wenn ich mir doch ein Herz fassen müßte, so wollte ich nur gleich auch Alles sagen, und so fuhr ich denn damit heraus: Ich möchte hier im Schlosse dienen.

Sieh' mal an, das ist nicht so dumm, meinte der Herr; dazu kann aber Rath werden. Und an die Thüre eines Nebenzimmers anklopfend, rief er:

Luisa, ist Fräulein Melinde noch bei Dir, und kann man zu Euch kommen?

Als sie das bejahten, faßte er mich bei der Hand und ging mit mir hinein. Es waren nur die beiden Fräulein in der Stube. Der Herr sprach französisch zu ihnen, aber ich merkte doch, daß sie von mir redeten, denn er nahm mich beim Kinn, hob mir den Kopf in die Höhe, sie sahen mich darauf alle Drei freundlich an, und endlich rief der Herr: Ich werde es mit der Frau Mama in Ordnung bringen! Ich habe mich im Leben mit so Vielerlei befaßt, daß ich auch einmal unserem Herrgott in das Handwerk pfuschen und ein wenig das Schicksal spielen muß. Kommen Sie, wir wollen gleich alle zusammen zu der Frau Mutter gehen.

Wir stiegen darauf die Treppe hinunter in das erste Stockwerk. Des Herrn Schwester, unsere Signora Luisa, lachte über ihres Bruders Eifer, Fräulein Melinde fragte mich, wie ich heiße und ob ich schon eingesegnet sei, dazwischen lachte und scherzte sie auch mit dem Herrn Professor, der mich immer bei der Hand hielt, und so kamen wir denn in das große Wohnzimmer, in dem die gnädige Frau mit ihrem Strickzeuge und einem Lesebuche am Fenster neben den großen Blumentischen saß.

Wie sie uns sammt und sonders eintreten und die beiden Fräulein und den Signor Cesare so lachen und mich so verlegen da stehen sah, legte sie das

Strickzeug fort und fragte, was das zu bedeuten habe.

Ich komme als Gesindevermiether, rief Signor Cesare, und nebenher, gnädige Frau, sollen Sie ein gutes Werk thun. Die Kleine hier möchte gern im Schlosse dienen, und sie würde gewiß, wenn sie hier an die Fleischtöpfe Aegyptens käme, bald ein anderes Ansehen gewinnen. Nehmen Sie doch das Kind ins Haus!

Er sprach darauf wieder französisch, und die gnädige Frau und Fräulein Melinde, die mich von Ansehen recht gut kannten, weil ich ja öfter in das Schloß kam, sagten, daß sich das allenfalls wohl machen ließe, daß man aber doch vorher mit meinen Eltern sprechen und daß ich auch erst eingesegnet sein müsse. Der Herr jedoch, der, wenn er sich einmal etwas vorgesetzt hat, es auch immer gleich ausgeführt sehen will, ließ mit seinem Scherzen und Drängen und Zureden nicht eher nach, bis die gnädige Frau erklärte, wenn meine Eltern damit einverstanden wären, so wollten sie es mit mir probiren und, wenn ich anstellig sei, mich auch im Schlosse behalten.

Darauf küßte der Herr ihr die Hand, steckte mir einen Thaler zu, ließ mich gehen und rief mir dann noch nach, daß er am Abend oder morgen Vormittag kommen werde, um im Namen der Herrschaften Alles mit meinen Eltern in das Reine zu bringen. —

Wie ich an dem Mittage nach Hause gekommen

bin, fuhr Frieda nach einer kleinen Pause wieder fort, das weiß ich eigentlich selber nicht mehr. Es war ein ganzes Ende zu gehen vom Schlosse bis zu uns, mir war aber gerade, als wäre ich mit Einem Satze aus der Stube der gnädigen Frau vor unsere Thüre gekommen. Erst als ich den Drücker in der Hand hielt und die alte Hausklapper über die Schwelle rasselte, traute ich mir, meinen blanken Thaler zu besehen. Ich hatte in meiner Dummheit nicht die Courage gehabt, auf der Straße die Hand aufzumachen, gerade als hätte der Thaler mir wie ein Vogel fortfliegen können.

Die Mutter kochte Kaffee in der Küche. „Ich habe einen Thaler bekommen!" das war alles, was ich zuerst sagen konnte. Und weil ich ihr Alles gern auf einmal melden wollte, wurde sie gar nicht klug aus mir. Ich war noch niemals in den Zimmern der Herrschaft gewesen, die großen Spiegel, die Bilder, die seidenen Gardinen standen mir immer vor den Augen, so daß ich beständig wieder von den Möbeln reden mußte, wenn ich der Mutter erzählen wollte, was der Herr Professor und was die Frau Amtsräthin gesagt hatten, und dabei kam ich mir mit Einem Male viel älter vor, weil ich doch nun einen „Dienst" in Aussicht hatte und sagen konnte, daß ich in Dienst gehen wollte, wenn ich eingesegnet sein würde.

Die Mutter nahm mir gleich den Thaler ab,

trug ihn in meine Sparbüchse zu dem Einsegnungsgelde und befahl mir, bis zum Abend, wo mit dem Vater, wenn er seine Pfeife rauchte, immer noch am besten zu reden war, ganz still von der Sache zu sein und mir nichts merken zu lassen. Was solche Herrschaften im Augenblicke sagten und versprächen, das sei noch lange keine Brücke. Den Thaler hätte ich, damit solle ich mich freuen, das Uebrige müsse man erst abwarten, und sie würde zusehen, ob und wie dem Vater am besten beizukommen sei. Was sie selber davon hielte, darüber ließ sie sich nicht aus.

Ich aber konnte gar nichts denken, als was nun mit mir werden würde, und alle Augenblicke stand ich von meinem Strickzeuge auf, um nebenan zu Seegers zu gehen und ihnen Alles zu vertrauen. Indeß ich wußte, daß mit der Mutter nicht zu spaßen war, und setzte mich also immer ruhig wieder mit der wollenen Jacke hin, die ich für den Vater bis zur nächsten Woche fertig schaffen sollte; denn wir waren schon in der letzten Septemberwoche, und ersten October zog der Vater immer die wollene Jacke an, das Wetter mochte sein, wie es auch wollte.

Gegen Abend, als der Berthold Licht anmachen mußte, rief die Mutter, daß ich noch einen Eimer Wasser holen sollte. Ich ging nach dem Brunnen hinaus, da stand auch gerade der Konrad und schöpfte Wasser. Wie ich ihn sah, konnte ich es nicht zurückhalten, obschon die Mutter es verboten hatte. Kon-

rad, sagte ich, wenn ich eingesegnet bin, komme ich ins Schloß in Dienst!

Wie weißt Du das? fragte er.

Ich bin bei der gnädigen Frau gewesen, morgen kommen sie zum Vater.

Das ist nicht wahr! sagte Konrad.

Nicht wahr? wiederholte ich. Komm herein, Du kannst es sehen; der fremde Professor hat mir einen Thaler gegeben, ich habe ihn in der Sparbüchse.

Nun, dann geh'! rief Konrad und stieß, zornig mit dem Fuße ausschlagend, meinen vollgeschöften Eimer um, daß das Wasser mir über beide Füße lief und meine Röcke mir über und über naß wurden.

Ich sprang zur Seite und schlug nach ihm.

Schlag' nur noch, das fehlt noch! rief er, aber er wehrte sich nicht, und weil wir nie mit einander etwas vorgehabt hatten, blieb ich gleich wieder stehen.

Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte, und ich wollte doch gern etwas thun, ihn zu begütigen, denn ich schämte mich, weil ich nach ihm geschlagen hatte. Ich nahm also meine Röcke zusammen, schüttelte sie und sagte: Was wird die Mutter sagen, daß ich so zugerichtet bin!

Laß sie doch sagen, was sie will! Wenn Du erst im Schlosse bist, hast Du ja nach Niemandem mehr zu fragen! versetzte er. Mir kann's übrigens egal sein, denn ewig bleib' ich auch nicht hier.

Das fiel mir auf das Herz. Ich hatte nicht

daran gedacht, daß ich Konrad nicht mehr alle Tage sehen würde, wenn ich in dem Schlosse diente; aber mein Wohlgefallen an dem Schlosse war doch gar zu groß, und um ihn und mich zu trösten, sagte ich: Ich komme ja alle vierzehn Tage nach Hause, und Du kommst ja auch ins Schloß.

Ja, wenn ich will! Aber ich laufe Dir nicht nach! Kannst Du geh'n, so brauch' ich nicht zu kommen — geh'!

Er hatte den Bügel seines Eimers schon angefaßt, um ihn aufzuheben, ich mußte meinen aufs Neue füllen, denn er war fast ganz ausgelaufen; aber ich ließ ihn noch stehen, denn ich konnte mir nicht helfen, ich mußte weinen, und ohne zu denken, wie naß meine Kleider waren, nahm ich die Schürze und wollte mir die Augen trocknen.

Nun noch mit der nassen Schürze in die Augen! spottete Konrad, indem er seinen Eimer aufhob.

Da riß mir die Geduld. Aber was soll ich denn thun? rief ich, und ich mußte mich halten, daß ich nicht zum zweiten Male nach ihm schlug.

Bleiben, wo Du hin gehörst! Was soll ich denn hier machen, wenn Du fortgehst? sagte er, nahm seinen Eimer und ging damit ab.

Ich sah ihm ganz verdutzt nach, ich war ärgerlich über ihn und hatte ihn doch lieb, lieber als zuvor. Erst wollte ich ihm nachrufen, dann als er schon hinter seiner Thüre verschwunden war, wollte ich hinter

ihm herlaufen und ihm versprechen, daß ich nicht dienen gehen würde; aber weiß der Himmel, wie es in solchen Augenblicken kommt — es ist mir im Leben nachher, als ich schon ein erwachsenes Frauenzimmer gewesen bin, das seinen vollen Verstand hätte haben können, oftmals ganz eben so gegangen: man thut immer nicht, was man eigentlich möchte und sollte, und nachher sitzt man und grübelt darüber und simulirt darüber, und kann's doch nicht mehr anders machen.

Drinnen in der Küche sagte ich der Mutter, daß ich ausgeglitscht sei und mich begossen hätte. Ich mußte mich von Kopf bis Fuß trocken anziehen gehen und saß nachher den ganzen Abend und dachte, wie grob der Konrad gegen mich gewesen sei und daß ich nun erst recht ins Schloß ziehen wollte. Ich meinte, es sei mir ganz einerlei, ob ich ihn zu sehen bekäme oder nicht; dabei hatte ich indessen ein schlechtes Gewissen, und Abends im Bette, als ich mir vorhielt, daß der Konrad einmal auf die Wanderschaft gehen werde, fing ich mit mir selber zu weinen an, wie ich mir den Abschied vorstellte. Nach dem habe ich oft genug im Bette gelegen und geweint, damals aber war mir's noch nie passirt, daß ich Thränen vergossen hätte, ohne Schelte oder Vorwürfe bekommen zu haben. Ich faltete also die Hände und betete zu Gott, er möge mich beschützen, wenn ich dienen würde, und er möge den Konrad auch auf seiner Wanderschaft beschützen.

Viertes Capitel.

Am andern Morgen kam der Herr Professor mit seiner Schwester und mit Fräulein Melinde zu uns, und obschon der Vater erst nichts davon hören wollte, daß ich unter Fremde gehen sollte, brachte der Herr die Sache doch in's Reine, weil er es den Leuten immer anmerkt, wie ihnen am besten beizukommen ist. Er stellte dem Vater also vor, wie es ohne Zweifel Gottes Fügung sei, daß der Vater gerade mich mit der gemachten Arbeit in das Schloß geschickt und daß der Herr Professor sie mir selber abgenommen und mich zum Sprechen gebracht habe; und weil er dabei immer in dem Tone redete, den der Vater von dem Weber und von den andern Frommen angenommen hatte, so faßte der Vater allmälig ein Zutrauen zu dem Herrn. Als der Herr Professor das bemerkte, sagte er, daß er den Vater gar nicht drängen wolle, daß ein Vater immer Herr über seine Kinder bleiben müsse, weil er es doch am besten verstehe, was ihnen

dienlich sei, und noch im Fortgehen schärfte er es mir ein, daß ich den Vater nicht mit Bitten quälen sollte, denn ich müsse gehorchen, und ein Kind, das nicht mit Freuden gehorsam sei, das gebe auch keinen guten Dienstboten ab. Es war merkwürdig. Der Herr Pastor hätte es nicht eindringlicher machen können, als der Herr Professor.

Der Vater sah ihm auch ganz verwundert nach, als er mit den beiden Fräuleins fortging. Er sprach aber von dem Besuche gar nicht mit uns, sondern setzte sich, sowie die Herrschaften fortgegangen waren, still an seine Arbeit. Weil ich doch aber gar zu gern wissen wollte, was er dachte, sah ich alle Augenblicke nach ihm hin und merkte, daß er bisweilen wie verwundert mit dem Kopfe schüttelte.

Gegen Abend mußte ich zum Meister Weber gehen und ihm bestellen, daß der Vater sich mit ihm berathen wolle. Der Weber kam denn auch, sobald er Feierabend gemacht hatte, und wie der Vater ihm ganz haarklein Alles gemeldet hatte, was geschehen war, saß der Weber erst gerade so still, wie der Vater es vorher gethan hatte; dann meinte er, Gottes Wege wären wunderbar, und der Herr habe gesagt, er wolle seine Wahrheit durch den Mund der Kinder und der Thoren kund thun. Es könne also wohl sein, daß er einmal auch ein Weltkind oder Einen, der auf des Teufels Wegen gehe, wie der Tanzprofessor, dazu ausersehen habe, seinen Willen kund zu thun, und es

werde also wohl das Beste sein, in der Bibel nachzuschlagen. Das war dem Vater immer recht, und weil sie die Entscheidung ganz in des Herrgotts Hände legen wollten, so loosten sie darüber, wer die Bibel von ihnen beiden aufschlagen und den Vers bezeichnen sollte.

Das Loos fiel auf meinen Vater, und weil die Mutter von dem ewigen Beten und von dem ganzen Kirchenwesen nicht viel hielt, hatte ich sonst wohl auch meinen heimlichen Spott gehabt, wenn der Vater und der Weber bei Allem, was sie thun oder lassen wollten, erst die Bibel zu Rathe zogen. An dem Abende jedoch, wie sie einander gegenüber saßen, der Vater mit seinem ernsthaften Gesichte und der Weber mit den hohlen Augen und den langen, mageren Händen, die er über der Bibel gefaltet hatte, klopfte mir das Herz und es war mir, als ob sie auf Tod und Leben über mir zu Gerichte säßen. Hätte ich den Muth gehabt, ich hätte sie gewiß gebeten, Gott nicht zu befragen, oder ich wäre mindestens hinausgelaufen. Aber wir wagten uns Alle nicht zu rühren: weder die Mutter, noch der Berthold, oder ich. Der Vater und der Weber waren so ernsthaft und so versunken in dem schweigenden Beten, das sie immer anstellten, ehe sie Gott befragten, daß ich dachte, der liebe Herrgott oder wenigstens der Herr Jesus müßte heute erscheinen, um gleich selber die Antwort zu geben; und wie darauf der Weber die Bibel auf den Tisch legte, sie,

ohne hin zu sehen, von einander klappte und der Vater ebenfalls, ohne hin zu sehen, mit dem Finger auf die Stelle hinwies, hämmerte es mir im Kopfe, daß mir die Funken vor den Augen tanzten und ich nicht unterscheiden konnte, ob es mir blos so vorkäme oder ob wirklich ein Feuerstrahl durch das Zimmer flog, das von dem dünnen Lichte nicht sonderlich erhellt war. Der Berthold sagte nachher, er habe den Feuerstrahl gerade so gut gesehen wie ich; die Mutter hingegen meinte, sie habe nichts, auch nicht das Mindeste bemerkt, und es sei bloße Einbildung von uns gewesen.

Wie der Vater die Bibelstelle anzeigte, bog sich der Weber über ihn hinweg, und sich verneigend, las er mit feierlicher Stimme: Evangelium Johannes, Capitel 20, Vers 27: Danach spricht er zu Thomas: „Reiche deine Finger her, und siehe meine Hände; und reiche deine Hand her, und lege sie in meine Seite; und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!"

Der Vater faltete seine Hände über der Brust zusammen und senkte schweigend das Haupt. Dann richtete er sich auf und wiederholte die Worte: „Und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!" zwei, drei Mal, als wenn er sie nicht vergessen wollte.

Wir wußten nicht, was daraus werden würde, denn was mein Dienst im Schlosse mit dem ungläubigen Thomas zu schaffen haben könnte, das begriffen wir nicht, und doch wurde mir in der Stille immer beklommener, und auch die Mutter traute sich

nicht, von ihrer Arbeit aufzusehen. Endlich nahm der Weber, der eine große Gewalt über den Vater und über alle die Leute hatte, die sich mit ihm zusammenhielten, das Wort.

Laß die Frieda ziehen, lieber Bruder, wenn die Zeit gekommen sein wird! sagte er. Der Herr hat gesprochen! Wir sollen nicht, wie der ungläubige Apostel, besondere Zeichen und Wunder begehren, wir sollen sehen und glauben! Der Herr hat den Fremden in Dein Haus gesendet, Deinem Kinde den Pfad zu weisen, auf dem es Gott gefällt, es hinzuführen — laß es ziehen. Er sendet den Einen in die Wüste und den Andern unter die Menschen; der Eine soll ausziehen, die Heiden zu bekehren, der Andere soll an sich selber die Prüfungen des Herrn bestehen lernen. Die Wege des Herrn sind wunderbar — der Name des Herren aber sei gelobet von Ewigkeit zu Ewigkeit! —

Er stand damit auf, der Vater erhob sich auch. Sie küßten die Bibel, Einer nach dem Andern, reichten sie darnach auch dem Berthold und mir und der Mutter zum Kusse hin, und obschon die Mutter sonst, wie gesagt, das ganze Wesen gar nicht leiden konnte und es Götzendienerei hieß, machte sie diesmal keine Schwierigkeiten, sondern gab mir ein Zeichen, daß ich mich auch verneigen, daß ich auch die Bibel küssen sollte, und ich that es denn nach ihrem Beispiele. Der Weber aber, der an anderen Tagen auf mich

und auf die Mutter gar nicht achtete, strich mir an dem Abende mit seiner magern Hand leise über Stirn und Kopf und sagte: Nun der Herr für Dich gesprochen und Deine Wünsche erhört hat, nun wirst Du ihn wohl auch erkennen und ihn verehren und ihm dienen lernen! — Und darauf war nicht mehr davon die Rede.

Wie es erst feststand, daß ich im Schlosse dienen würde, hatte ich gleich bessere Tage. Die gnädige Frau, die mich kommen ließ, um mich noch einmal anzusehen, schenkte mir gleich abgelegte Sachen zur Winterkleidung, der Herr Professor gab mir, ehe er das Schloß verließ, eine reichliche Beisteuer zum Einsegnungs-Anzuge, der Lehrerin in der Nähschule wurde von der gnädigen Frau gesagt, daß sie sich mit mir Mühe geben sollte, damit ich etwas lernte, die Mutter sah darauf, daß ich mich noch akkurater hielt als sonst, und seit der Vater den Gedanken gefaßt hatte, daß es Gottes absonderliche Fügung gewesen sei, welche mich zum Dienste im Schlosse bestimmt hätte, kümmerte er sich auch mehr als bisher um mich. —

Sonntags, nach der Kirche, ging ich zu Mittag in das Schloß, denn die gnädige Frau hatte angeordnet, daß ich Sonntags mit ihren Leuten essen sollte, und weil dann meist Besuch im Schlosse war und die Dienstboten viel zu thun hatten, so behielten sie mich dort, damit ich ihnen beispringen sollte, wo es

nöthig war. Sie meinten, daß ich mich auf diese Weise am besten einarbeiten könne, und weil sie fanden, daß ich zu brauchen sei, so bestellten sie mich wieder, wenn in der Woche im Schlosse etwas vorfiel. —

Den ganzen Winter hindurch ging ich im Schlosse aus und ein.

Ich wußte durch die Gespräche in der Domestiken-Stube, was unter den Herrschaften vorging, ich hatte immer etwas zu erzählen, wenn ich nach Hause kam, es war bei uns an den Abenden nicht mehr so still und traurig als vordem, bisweilen brachte ich auch Speisereste aus dem Schlosse mit, welche die Wirthschafterin mir geschenkt hatte, und für die Mädchen, mit denen ich zum Prediger in den Unterricht ging, war ich mit einem Male ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und bei einigen auch der Mißgunst geworden, seit sie mich zum Schlosse rechneten.

Zu Seegers kam ich die Abende nur noch selten, denn ich sollte zu Hause bleiben, wenn ich nicht im Schlosse war, und den Konrad sah ich dadurch weit weniger als vordem. Ich trug auch seit dem Abende am Brunnen kein sonderliches Verlangen mehr darnach. Er konnte es nicht lassen, mich die Mamsell vom Schlosse zu nennen und mich spottend zu fragen, wie es mir denn gehe, seit ich unter die Vornehmen gekommen sei. Und ich sagte ihm dann, wie gut es mir im Schlosse gefiel und wie ich mich darauf freute,

künftig dort zu leben. Er antwortete mit neuem Spotte; ich entgegnete, daß ich, wenn es auch nicht so gut im Schlosse wäre, als ich hoffte, doch wenigstens mit ihm nicht mehr zusammen zu sein brauchte; und ich freute mich darüber wirklich, denn ich hielt ihn für neidisch auf mein Glück.

Fünftes Capitel.

Unsere Einsegnung war auf Pfingsten angesetzt, und die Pfingsten fielen in dem Jahre früh. Ich hatte meinen Einsegnungs-Anzug schon seit Wochen fertig liegen gehabt; Fräulein Melinde hatte mir dazu einen feinen Kragen und Manschetten und Handschuhe von sich gegeben, auch das Umschlagetuch hatte ich von der Herrschaft erhalten, und der Gärtner hatte mir einen schönen Strauß geschenkt. Ich war also besser als die Andern ausstaffirt, und während die Glocken zur Kirche läuteten und der Vater, weil er nicht zur allgemeinen Kirche ging, mich zu Hause ermahnte, daß ich auf die Fingerzeige unseres Herrgotts beständig achten sollte, weil Gott mir die Gnade erzeigt habe, mir durch seine besondere Führung die Stelle anzuzeigen, auf der ich stehen und arbeiten solle, dachte ich eigentlich immerfort nur daran, was die Nachbarn und was die Einsegnungskinder zu meinem Anzuge und besonders zu meinem Strauße

sagen würden, in den nicht nur eine Frührose, sondern auch eine blühende Myrte und eine Orangenblüthe eingebunden waren.

Frieda sah mich mit ihrem traurigen Lächeln an, als wolle sie in meinen Mienen lesen. Sie werden gewiß denken, daß ich sehr leichtsinnig gewesen bin, sagte sie, aber Sie wissen nicht, was für ein Kind von armen Eltern, das niemals ein neues Stück bekommen, sondern immer nur in die abgelegten Sachen der Eltern gekleidet worden ist, ein völlig neuer Anzug auf sich hat, und wie man sich als ein ganz anderer Mensch vorkommt, wenn man zum ersten Male so angezogen ist, daß man sich selber gefällt und denkt, man müsse auch den Anderen gut gefallen.

Ich hatte mir das Haar zurecht gemacht, wie die Jungfer im Schlosse es trug, mit einer Locke hinter dem Ohr und mit einem hoch gesteckten Zopfe; ich sah also, wie ich meinte, viel größer aus und hatte nur den einen Wunsch, einmal vor den Stehspiegel in Fräulein Melindens Zimmer treten zu können, um mich zu überzeugen, wie es mir ließ, wenn ich statt meiner bunten, ausgewachsenen Kleider ein solches vollkommenes Kleid von feinem, schwarzem Zeuge trug.

Es war lange verabredet gewesen, daß wir mit Seegers zusammen zur Kirche gehen sollten, damit die Leute es nicht so merkten, wenn wir ohne den Vater und ohne den Berthold ankämen, denn die Mutter

wollte es immer gern verbergen, daß der Vater sich nicht zur Kirche, sondern zu den Frommen hielt, und der Vater war noch mit seiner Ermahnung nicht ganz zu Ende, als Konrads Mutter an die Thüre klopfte und hereinrief, sie wären jetzt so weit.

Die Mutter band dann schnell ihr Tuch um, ich nahm vor dem Spiegel mein Gesangbuch mit dem großen, aufgedruckten goldenen Kreuze und den Messingspangen, das ich auch von der gnädigen Frau bekommen hatte, in die Hand, faltete mein Taschentuch um meinen Strauß, damit weder meine Handschuhe, noch mein Gesangbuch von den feuchten Stengeln leiden sollten, und so machten wir uns auf den Weg. Voran ich und der Konrad in seinem neuen, schwarzen Anzuge, dann seine Mutter und meine Mutter und sein Vater, der ganz vergnügt darüber war, wie groß wir Beide wären und wie vollständig wir aussähen, nun wir einmal ordentliches Zeug am Leibe hätten.

Wir hatten fast durch den ganzen Ort zu gehen, und das war mir gerade recht. Ich schielte nach rechts und links, um zu sehen, wer etwa von Bekannten an den Fenstern wäre, und kam gar nicht zur Ruhe, weil ich bald meine Blumen und bald mein Buch in das rechte Licht halten wollte, damit man sie doch nur bemerkte. Aber das war mir nicht genug, und weil Konrad still und fast ohne aufzusehen an meiner Seite einherschritt, fragte ich, als wir schon

nahe an der Kirche waren: Hast Du gesehen? es ist eine Myrtenblüthe und eine Orangenblüthe in meinem Strauße.

Mit Deinem Strauße! entgegnete er und zuckte verächtlich die Schultern. Denke lieber an Deinen Spruch und laß mich heute wenigstens in Ruhe!

Während dessen waren wir in die Kirche gekommen und vor dem Altar auf unseren Plätzen angelangt. Es war schön in der Kirche. Die Sonne schien hell hinein, und es war doch nicht so hell und heiß, als draußen. Der Altar und die Pfeiler zu beiden Seiten waren mit Maien ausgeputzt, auf dem Altar standen Vasen voll Blumen, und der Teppich vor demselben, auf den wir paarweise hinzutreten hatten, war mit einem Kranze von gehackten Tannen und gehacktem Kalmus belegt, zwischen denen große Bündel von gelben Schlüsselblumen lagen, daß die Kirche voller Wohlgeruch war, denn das ist so der Brauch bei uns. Der Duft und die Stille, in welcher das Läuten der Glocken weit feierlicher klang, als draußen in der Straße, fingen mich zu rühren an. Ich sah nach meiner Mutter hin, die immer traurig da saß, wenn sie sich in der Kirche einmal ruhen konnte, weil ihr dann in der Stille immer alle ihre Sorgen noch schwer auf das Herz fielen, und ihr trauriges Gesicht ging mir heute noch mehr als sonst zu Herzen. Mit wem wird sie nur sprechen, wenn Du fort bist? dachte ich, denn die gnädige Frau

hatte gleich gesagt, daß sie ihre neuen Mädchen anfangs immer nur selten nach Hause gehen ließe.

Ich sah zum Konrad hin und ich hatte es noch deutlich in den Ohren, wie er mir gerathen hatte, nicht an meinen Strauß, sondern an meinen Spruch zu denken. Ich wollte das auch thun, und fing an, ihn mir im Stillen vorzusagen; aber da gerade setzte der Kantor sich an's Pult, die Orgel spielte, und ich mußte weinen, so rührte mich das Spiel. Es war mir, als redete die Musik mir in's Gewissen. Ich konnte, als das Lied anhob, gar nicht mit den Anderen singen, ich dachte immer nur, daß ich hoffärtig geworden sei, daß ich mir auf meinen Dienst im Schlosse schon etwas eingebildet hätte; Alles, was der Vater mir zu Hause vorgehalten und worauf ich kaum gehört hatte, weil mir mein Putz im Sinne gelegen hatte, das nahm ich mir jetzt zu Herzen, und ganz besonders, daß ich gegen den Konrad schlecht gewesen sei und ihm seit dem Abende am Brunnen immer heimlich etwas nachgetragen hatte. — Inzwischen war der Herr Prediger an den Altar getreten.

Er war schon in den Siebzigen, und er wußte Einem Alles, was er wollte, sehr eindringlich zu machen. Den Tag vorher, als wir zum letzten Male bei ihm in seiner Stube zum Unterrichte gewesen waren, hatte er uns vorgehalten, daß Pflichttreue der beste Gottesdienst sei, und daß er, wenn es Gott gefalle, ihn von der Erde abzuberufen, freudig sterben

werde, wenn er sich getrösten könne, daß sein Wort Frucht an uns trage und wir nach dem Willen und dem Herzen Gottes lebten. Ich hatte dabei keine Sylbe verloren von Allem, was er gesprochen hatte; heute aber, als die Kirche so voll Menschen war, hörte ich immer nur hier und da eines seiner Worte, denn ich mußte immer für mich selber denken, und je länger ich das that, je zerknirschter wurde ich über meine Hoffart und über meine Weltlichkeit. — Wäre mir das immer nur so im Bewußtsein geblieben! — fügte sie seufzend hinzu.

Ich konnte, als die Rede des Herrn Pastors zu Ende war und nachdem die Reihe an mich zum Vortreten kam, vor Beklommenheit kaum meinen Vers sprechen, und als ich an die Worte kam: „Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen, gewissen Geist!" brachen mir die Thränen aus den Augen und ich konnte vor Schluchzen meinen Vers kaum zu Ende bringen. Nach der Einsegnung, als wir schon draußen auf dem Kirchhofe waren und meine Mutter mich geküßt und den Konrad seine Eltern auch geküßt hatten, gaben wir Beide uns auch die Hände. Da dachte ich, ich wollte mit meiner Besserung gleich anfangen, und wie ich Konrad die Hand hinreichte, sagte ich: Ich will's nicht wieder thun!

Er sah mich an, als wenn er nicht wisse, was ich meinte, und weil ich mich nun überwunden hatte, wollte ich auch gleich Alles gut machen. Ich bin

schlecht zu Dir gewesen die ganze Zeit her, sagte ich, und ich will mir auch nie wieder etwas darauf zu Gute thun, wenn ich's besser habe wie die Anderen.

Das kann Jeder sagen! entgegnete er. Aber laß nur gut sein! Ich hab' Dir ja auch nichts gethan!

Er machte dazu wohl ein freundliches Gesicht, ich merkte jedoch, daß er mir nicht mehr wie früher traute. Ich wollte ihn aber gern überführen, daß ich's ehrlich meinte, und weil ich nichts Anderes wußte, reichte ich ihm meinen Strauß hin und sagte: Nimm den und gieb mir Deinen!

Nein, rief er, zu kurz sollst Du nicht kommen!

Wenn ich Dir's doch sage? sprach ich.

Darauf zog er den Jasmin und die Aurikel, die er im Knopfloche trug, heraus, ich steckte sie mir vor und gab ihm meine schönen Blumen. Er nahm sie auch, indeß er gab sie mir gleich wieder.

Das ist zu schade für mich, sprach er, behalte sie nur! — Du hast doch ein gutes Herz!

Weiter sprachen wir nichts zusammen, wir waren aber wieder gute Freunde geworden, und den Abend ging ich gleich wieder zu Seegers herum, sobald ich von Hause abkommen konnte. Den folgenden Tag mußten wir uns bei dem Herrn Prediger bedanken gehen, am nächsten Sonntage hatten wir unser erstes Abendmahl zu nehmen; es war gewisser Maßen noch eine Feiertagswoche, obschon der Konrad, der seit anderthalb Jahren in die Zunft als Lehrling

eingeschrieben worden war, weil er bei seinem Vater lernte, die Tage immer bei seiner Arbeit bleiben mußte. Ich sollte den nächsten Montag in meinen Dienst ziehen, und der Vater hielt es mir nun beständig vor, daß ich jetzt kein Kind mehr sei; auch die Mutter sprach davon, daß ich nun ein erwachsenes Frauenzimmer wäre, wie denn der Herr Prediger uns es ebenfalls an's Herz gelegt hatte, daß jetzt kein Mensch mehr für unser Thun und Lassen verantwortlich sei, als wir selber, daß wir jetzt einzustehen hätten für Alles und Jedes, und daß wir also doppelt auf unser Gewissen achten und mit der Stimme in unserm Innern Verkehr und Zwiesprache halten müßten.

Das war alles gut und schön, fuhr Frieda fort, und ich meinte es damals auch alles sehr ehrlich. Sie werden es aber wohl selber erfahren haben, wie Kinder sind, und halbe Kinder waren wir doch noch mit unseren fünfzehn Jahren. Die ernsthafte Stimmung und die guten Vorsätze halten in der Jugend nicht immer allzu lange vor. Wir dachten bald nicht mehr an die Ermahnungen und Vorstellungen, sondern thaten mit gutem Willen schlechtweg, was uns eben aufgetragen wurde; nur daß wir jetzt erwachsene Menschen sein sollten und wären, das hatten wir uns gut gemerkt.

Konrad's Bruder war in den Tagen freigesprochen worden und sollte nun auf die Wanderschaft gehen.

Beim Meister Seeger trat ein neuer Lehrling ein, so daß Konrad, der schon anderthalb Jahre hinter sich hatte, nun nicht mehr den Laufburschen zu machen brauchte und nicht mehr der Jüngste war, und er fing an von seiner Freisprechung und Wanderschaft zu reden, wenn ich von meinem Dienste sprach, der freilich näher vor mir lag, als seine Freisprechung vor ihm. —

Montag Nachmittag war mein kleiner Kasten, den die Eltern auf dem letzten Jahrmarkte für mich angeschafft hatten, gepackt und verschlossen. Mein Einsegnungsanzug, meine ganzen Habseligkeiten lagen in der schönsten Ordnung neben und über einander, mein Gesangbuch, mein Konfirmationsschein, mein Einsegnungsstrauß waren in dem kleinen Seitenverschlage. Ich hatte meinen Kastenschlüssel an schwarzem Bande um den Hals, und wenn sie Feierabend machten, sollten mein Bruder und der Konrad mir den Kasten nach dem Schlosse tragen.

Nach dem Vesperbrode half ich der Mutter noch das Kaffeegeschirre aufwaschen und in den Schrank stellen; darnach hatte ich zu Hause gar nichts mehr zu thun. Ich stand am Fenster und sah auf des Vaters Rosenstöcke hinaus, die schon Knospen hatten, und dachte, wenn sie aufblühen würden, würde ich nicht mehr da sein. Ich ging in die Küche hinaus, es war Alles an Ort und Stelle, die Mutter war nicht da, sie nahm im Hofe Wäsche von den Leinen.

Mit Einem Male schoß mir die Frage durch den Kopf: Wer wird das Alles nun besorgen und im Stande halten, wenn die Mutter stirbt? — Der Schreck fuhr mir durch alle Glieder, ich hatte bisweilen wohl daran gedacht, daß der Vater sterben könnte, weil er schwächlich war; der Tod der Mutter war mir noch niemals eingefallen, denn sie war noch in den besten Jahren und, wenn sie auch anfällig geworden war, doch im Grunde noch sehr gut bei Kräften. Indeß ich hatte es ja schon erlebt, daß auch ganz gesunde Menschen plötzlich gestorben waren. Neulich erst war des Amtsschreibers Frau, der Niemand es angesehen haben würde, vom Schlage getroffen worden und in zehn Minuten fort gewesen. Das konnte meiner Mutter eben so gut passiren. Und ohne mich lange zu besinnen, lief ich zur Hinterthüre hinaus und zu Seeger's hinein, um die Frau Seeger zu bitten, daß sie meiner Mutter doch beispringen möchte, wenn ihr etwas zustoßen sollte.

Bei Seeger's war aber Niemand zu Hause, als der Konrad. Die Eltern waren beide nach ihrem Kartoffellande gegangen und den jüngeren Lehrling hatte der Meister mit fertiger Arbeit fortgeschickt, Konrad saß auf seinem Schemel und hämmerte Zwecken in einen Stiefelabsatz ein. Als er mich so hastig eintreten sah, hob er den Kopf in die Höhe und hielt mit der Arbeit inne. Was ist denn los? fragte er. Es ist ja noch lange nicht Sieben!

Ich komme nicht wegen des Kastens, entgegnete ich.

Weswegen kommst Du denn?

Ich wollte Deiner Mutter nur sagen, daß sie... — Ich konnte es nicht herausbringen. Es fiel mir schwer auf das Herz, daß ich ja gar nicht nöthig gehabt hätte, von meiner Mutter und in Dienst zu gehen, und ich fürchtete, daß der Konrad mir das vorhalten würde; und dann wieder dachte ich, wenn ich es ausspräche, daß meine Mutter sterben könnte, so würde sie auch bald sterben. Ich blieb also stehen und sagte gar nichts, aber weil mir schon den ganzen Nachmittag der Hals wie zugeschnürt gewesen war, so kamen mir die Thränen in die Augen, wie ich den Konrad nun vor mir sah und mir überlegte, daß ich morgen und übermorgen und diese ganze Woche und die nächste und nächstfolgende Woche auch nicht wieder zu Seegers gehen könnte.

Ich fuhr mir mit der Hand nach dem Haar, um mir dabei heimlich die Augen zu trocknen, aber der Konrad hatte es bemerkt; er legte den Stiefel und das Handwerkszeug fort und trat neben mich hin. Sag's nur heraus, was Ihr zu Hause vorgehabt habt, denn Dir ist was geschehen! rief er, und ich besann mich, wie oft er mir so zugesprochen und beigestanden hatte, wenn es irgendwie Verdruß gegeben. Aber gerade deshalb wurde mir die Kehle nur noch enger. Ich konnte nicht sprechen, ohne loszuweinen,

und wollte doch nicht weinen. So nahm ich ihn bei der Hand und blieb stehen. Er war damals schon sehr groß und mir ein Stück über den Kopf gewachsen, und wie er mich nun ansah, als wüßte er nicht, was er mit mir machen sollte, konnte ich mir nicht anders helfen, als daß ich denn doch weinte.

So blieben wir stehen, ich weiß nicht, wie lange, und ich weinte und hörte zu weinen auf, und wir standen immer noch. Da schlug es Sechs draußen vom Thurme, und die lange Wanduhr in der Stube schlug es nach.

Schon Sechs? Da muß ich gehen! sagte ich.

Du gehst ja nicht aus der Welt! meinte er.

Nein! versetzte ich; aber es kam mir trotzdem vor, als wäre es von Seegers bis zum Schlosse so weit wie nach Amerika, und wie ich an die Thüre kam, mußte ich mich noch einmal umwenden, wie beim Abschied.

Der Konrad stand noch mitten in der Stube. Als ich mich umwendete, rief er mich an. Ich fragte, was er wolle. — Laß Dir im Schlosse nur Nichts in den Kopf setzen, sagte er, daß Du nachher denkst, Du bist was mehr!

Ach, Konrad! rief ich, und wie ich das gerufen hatte, hatten wir uns umgefaßt und küßten uns, und ich lief zur Thüre hinaus, denn wir hatten uns in unserem Leben nicht geküßt, und ich schämte mich vor dem Konrad — und wäre doch gern wieder zu ihm

zurückgegangen, nur daß ich es vor Scham nicht konnte. Wir waren ja noch Beide halbe Kinder.

Ich konnte es aber gar nicht erwarten, daß es Sieben Uhr werden und Konrad kommen sollte, meinen Kasten fortzubringen. Als er sich dann einfand, sahen wir uns gar nicht an. Er und der Berthold nahmen meinen Kasten, meinen Pompadour und meinen Nähkorb nahm ich selber. Der Vater und die Mutter kamen bis vor die Thüre mit, der Vater sagte noch einmal, daß ich mich gut aufführen sollte; die Mutter blieb stehen und sah uns nach, so lange sie uns erreichen konnte, und ich grüßte und grüßte, bis wir um die Ecke kamen.

Als wir das Haus aber nicht mehr sehen konnten, wurde mir leichter um das Herz. Ich mußte nun nach meinem Koffer sehen, daß sie nirgends mit ihm anstießen, wenn sie ihn beim Hinaufsteigen auf den Schloßberg je zuweilen an die Erde setzten, und wie der Konrad seine Späße darüber machte, daß mein Bruder so wenig Kräfte hatte, wurde auch ich wieder vergnügter und konnte dem Konrad, der mich so freundlich ansah wie seit lange nicht, ebenfalls wieder in die Augen sehen.

Ich bekam eine kleine Kammer neben der Spindenstube zum Schlafen. Da sollten sie mir meinen Koffer hineinsetzen; es war im zweiten Stocke, wo die Fräuleins wohnten, und die Treppen im Schlosse waren hoch. — Die beiden Jungen waren außer

Athem, als sie den Kasten an die Wand gestellt hatten.

Es ist ein Glück, daß man die Schlepperei nicht alle Tage hat! meinte mein Bruder und ging fort, während ich ihm noch nachrief, daß er die Mutter grüßen sollte. Der Konrad jedoch blieb stehen und sah sich um und ging an's Fenster in dem Erker, so daß ich meinte, er wollte sich die schöne Aussicht betrachten, und mich neben ihn stellte. Kaum aber war ich da, so sah er rasch zurück, ob sonst Niemand in der Kammer wäre, und da wir allein waren, faßte er mich um und küßte mich wieder und sagte: Ich halte zu Dir, verlaß Dich drauf — verlaß Dich drauf! — Und wie er das gesagt hatte, lief er fort.

Sechstes Capitel.

Frieda machte eine lange Pause. Es schien, als gehe sie selber die Ereignisse ihres Lebens durch, und ich störte sie nicht darin. Es währte eine geraume Zeit, ehe sie wieder zu sprechen begann. Eigentlich ist von den nächsten zehn Jahren, meinte sie, nicht viel zu sagen, und doch waren sie die glücklichsten und sorgenfreiesten meines ganzen Lebens. Die Mutter war sehr eigen gewesen, der Vater sehr streng; ich hatte also keine große Noth, mich in den Dienst zu schicken, und ich war ja ohnehin im Schlosse mit allem, was ich damals zu leisten hatte, schon halbwegs bekannt. Ich sollte im ersten Jahre nur der Kammerjungfer und dem einen Hausmädchen zur Hand gehen, die mich beide leiden konnten; Lohn erhielt ich noch nicht, aber ich hatte eine hübsche Kammer, die beste Kost, die Herrschaft gab mir an Kleidern und Schuhwerk, was ich brauchte, und die Behandlung konnte gar nicht besser sein. Nach Hause kam ich nur alle drei Wochen auf ein paar Stunden; dann hatte ich viel zu erzählen, brachte immer auch etwas mit, was

ich in der Zeit von Kuchen oder Obst bekommen hatte; die Eltern und der Bruder nahmen mich an meinem Sonntage immer freundlich auf, der Konrad kam auch zu uns, und weil es mir im Schlosse so gut ging, bestärkten der Vater und sein Freund, der Weber, sich immer mehr in dem Glauben, daß es Gottes ganz ausdrückliche Fügung gewesen sei, welche mich in das Schloß gebracht habe, und ich glaubte es auch. Abends, wenn ich von den Eltern fortging, ging Konrad immer noch mit mir bis an die Thüre des Schlosses, und wir blieben da oft noch eine Weile stehen und sprachen mit einander; aber nur in aller Freundschaft von dem, wovon wir zu Hause auch gesprochen hatten. Wir küßten uns nie wieder, wir gaben uns die Hand, und es war gut. Er und ich dachten wohl, daß wir uns heirathen würden, wir hatten das eigentlich von Kindesbeinen an gedacht; bis es geschehen konnte, war es jedoch lange hin. Konrad mußte erst Gesell werden, mußte wandern und seine Zeit bei den Soldaten abdienen, wir waren ja auch Beide noch so jung.

Aber die Jahre gehen geschwinder hin, als man es denkt, besonders dem, der es so hat, wie ich im Schlosse. Es hatte sich für mich Alles gut getroffen. Als ich ungefähr zwei Jahre im Dienste war und seit einem Jahre Lohn bekam, heirathete die Kammerjungfer. Es war viel davon die Rede gewesen, und die Herrschaften hatten es oft besprochen, ob sie eine

andere Jungfer miethen oder es mit mir versuchen sollten; indeß zu einem Entschlusse waren sie noch nicht gekommen, als die Jungfer gerade an einem Tage, an welchem die Herrschaft auf einen Ball in die Nachbarschaft fahren wollte, das Fieber bekam. Die gnädige Frau und die Fräulein mußten sich also mit mir behelfen; ich gab mir Mühe beim Frisiren und beim Ankleiden; sie waren ganz zufrieden, und am anderen Morgen rief die gnädige Frau mich herein, wie sie gefrühstückt hatte.

Das war immer die Zeit, in welcher sie ihre Einrichtungen machte und ihre Befehle gab, und sie sagte mir dann, daß ich von Johanni ab die Stelle der Kammerjungfer haben und allmählich auch in deren Lohn einrücken sollte, wenn sie mit mir durchkommen könnten. Ich war so glücklich darüber, wie ich's nicht sagen kann, und konnte meinen Sonntag gar nicht abwarten, um nach Hause zu gehen und es dort zu melden.

Mir wurde nun gleich alle Hausarbeit abgenommen, damit die Kammerjungfer mich vollständig anweisen sollte; ich mußte Locken brennen, Spitzen waschen und ausbessern lernen, bekam alle Näharbeit in die Hand, und wie die Jungfer darauf heirathete, zog ich in deren Stube, die dicht an die Stube von Fräulein Melinde anstieß.

Fräulein Melinde war der gute Engel im Hause. Die gnädige Frau war ein Bißchen rasch, das älteste

Fräulein hielt viel auf ihren neuen Adel und fand oftmals, daß man lange nicht ehrerbietig genug zu ihr sei. Sie hatte schon damals die Bekanntschaft des jungen Grafen Stolpen gemacht, den sie nachher geheirathet hat, und weil sie nicht wußte, ob die Eltern des Grafen in die Heirath willigen würden, war sie bisweilen recht verdrießlich. Traf es sich dann noch, daß der Herr Graf sich einmal eine Woche lang nicht sehen ließ, so war's erst recht mit ihrer guten Laune aus. Man konnte ihr dann gar nichts zu Danke machen; die gnädige Frau, welche ihr Herz ebenfalls an die vornehme Heirath gehängt hatte, war dann auch nicht sonderlich gestimmt, und hätte sich das jüngste Fräulein nicht immer in das Mittel gelegt, so wäre es manchmal nicht gut abgegangen. Aber Fräulein Melinde gab immer nach, weil ihr im Grunde Alles einerlei war.

Des Pastors jüngster Sohn, der sein Adjunctus war und sein Nachfolger werden sollte, war Hauslehrer im Schlosse gewesen, und den liebte das Fräulein. Daß die Eltern sie nicht einem bürgerlichen Prediger geben würden, das wußte das Fräulein, und das wußte der Herr Adjunctus auch. Er hatte ihr also, denn er war sehr gewissenhaft und rechtschaffen, kein Wort von seiner Liebe gesagt, und die Herrschaften thaten auch, als merkten sie nichts, oder sie merkten es lange Zeit vielleicht auch wirklich nicht, weil sie gar nicht glaubten, daß das Fräulein an solch

eine Heirath denken könnte. Von uns Leuten aber wußten es Alle und Jeder. Man brauchte auch nur zu sehen, wie das Fräulein am Fenster stand, wenn Sonntags der Adjunctus zu Tische erwartet wurde, oder wie sie glänzte, wenn sie mit ihm zum Flügel sang. Es war ein gar zu schönes Paar. Wir hätten Alle ihnen gern ihr Glück gegönnt.

Als ich Kammerjungfer wurde, war ich siebenzehn Jahre und das Fräulein stand im einundzwanzigsten. Im folgenden Jahre kam die Verlobung von Fräulein Rosalie zu Stande. Es war gegen den Herbst hin und die Tage nahmen schon ab. Die ganze gräfliche Familie, die ganze neue vornehme Verwandtschaft waren im Schlosse; Mittags war große Tafel gewesen, unser Herr und die gnädige Frau strahlten vor Vergnügen; alles Silberzeug mußte heraus, die feinsten Gerichte waren weit her verschrieben, es konnten unserem Herrn gar nicht genug Schüsseln und Weine aufgetischt werden, und Fräulein Rosalie war ganz außer sich vor Glück.

Nach dem Mittagessen, wie die Fräulein oben in ihre Zimmer hinaufkamen, sich ein Bißchen zurecht zu machen — ich zündete gerade die Leuchter an dem Ankleidespiegel an —, fiel Rosalie der Schwester um den Hals und sagte: Siehst Du, Melinde, daß ein Mensch so glücklich sein kann, hätte ich gar nicht geglaubt! — Sie erzählte darauf, was ihr Bräutigam ihr alles gesagt habe und wie gut er sei; und wir

sollten sagen, ob er nicht wirklich sehr schön sei. Dann mußten wir den Brillantring bewundern, den er ihr geschenkt hatte, und ausrechnen, wie lange es noch bis Weihnachten sei, da die alte Gräfin erklärt hatte, daß sie ihre Schwiegertochter zu Weihnachten in Schloß Ransberg haben wolle. Das älteste Fräulein blieb auch gar nicht lange oben bei uns, ich mußte ihr nur die Locken rasch einmal über den Stock rollen und die Kleider zurecht ziehen, und dann lief sie schnell wieder hinunter in den Saal zu ihrem Bräutigam. Als sie fort war, fragte ich Fräulein Melinde, ob ich sie nun nicht auch frisiren sollte.

Nein, sagte sie, wozu? Es ist ja Alles gut. Geh' nur hinunter, sie werden Dich wohl brauchen.

Ich ging dann auch; aber mein Fräulein hatte so traurig ausgesehen, daß es mir keine rechte Ruhe ließ, und nach einer Weile machte ich mir oben in dem Zimmer wieder etwas zu thun. Ich trat leise ein, da lag das Fräulein im Fenster und sah in die Dunkelheit hinaus. Wie ich herankam und sie sich umwendete, standen ihr die großen Thränen auf den Wangen und in den Augen. Sie trocknete sie rasch ab, damit ich sie nicht sehen sollte, legte sich wieder zum Fenster hinaus und sagte, es sei ihr heiß und der Kopf thue ihr wehe. Ich wußte indessen, was es war. Aus dem Fenster sah man nach dem Pfarrhause hinüber, gerade auf die Stube, in welcher der Adjunctus wohnte. Das Licht brannte auf seinem

Schreibtische. Ich stellte mich neben sie und sah auch hinaus, und weil sie mir so leid that, faßte ich mir ein Herz und sagte: Es kann ja doch noch Alles werden!

Sie wendete sich um und schüttelte traurig den Kopf; aber sie sah mich freundlich dabei an, und so sprach ich, weil ich sie gern trösten wollte: Sie müssen nur nicht verzagen Fräuleinchen!

Ach, rief sie, was weißt Du davon! — Ich merkte daraus, daß es ihr wohl lieb sein mochte, einmal ein Wort davon sprechen zu können, wenn auch nur zu mir; und wie sie mich dann gleich wieder mit ihrem „Geh' nur, Frieda, geh'!" von sich abweisen wollte, kam mir's, ich weiß selber nicht, wie, in den Mund, daß ich sagte: Ich bin ja auch Braut von meiner Einsegnung an und werde auch Geduld haben und warten müssen, wer weiß, wie lange.

Du bist Braut? fragte das Fräulein ganz verwundert. Das ist ja gar nicht möglich, Du bist ja noch ein Kind mit Deinen siebenzehn Jahren!

Ich verdiene mir doch aber selbst mein Brot! entgegnete ich, denn ich war noch so jung, daß es mich kränkte, wenn man mich nicht für voll ansehen wollte.

Aber was meinen Deine Eltern denn dazu?

Die wissen es nicht!

Und Du sagst es ihnen nicht?

Wir können ja noch an das Heirathen nicht denken! Wozu soll man denn sprechen?

Das ist unrecht, sehr unrecht! schalt das Fräulein. Wer ist Dein sogenannter Bräutigam? — In dem Augenblicke aber schellte es draußen dreimal, ich mußte fort; das Fräulein rief mir nach: Wir sprechen nächstens mehr davon! und damit ging sie auch wieder in die Gesellschaft hinunter. —

Die fremden Herrschaften blieben über den Sonntag da, der eigentlich mein Ausgehetag gewesen wäre; ich kam also nicht nach Hause, sah den Konrad nicht, und das Fräulein hatte auch keine Zeit, mit mir zu reden, was mir recht lieb war, denn ich wußte nicht, was daraus werden würde. Ich hatte, um unser Fräulein zu beschwichtigen, etwas ausgesprochen, was ich nicht verantworten konnte, und ich mußte mir nun immer vorstellen, was der Konrad davon denken würde, daß ich mich als seine Braut ausgegeben hätte, ohne daß er ein Wort davon zu mir gesagt hatte. Manchmal wollte ich um Erlaubniß bitten, nach Hause zu gehen, um ihm zu erklären, wie das gekommen war; indeß ich stand davon bald wieder ab, denn obschon ich noch nicht achtzehn Jahre alt war, hatte ich doch seit Jahren für mich selbst einstehen müssen und hatte so gut wie jede Andere das Gefühl, daß man sich einem Menschen nicht aufdrängen darf.

In den Tagen wurde Konrad losgesprochen, und

am anderen Abend kam er in das Schloß. Er hatte, obschon es nicht Sonntag war, seinen neuen, schönen Anzug an, hatte einen hohen, neuen Hut auf, einen feinen Rock, schöne Handschuhe und eine silberne Uhr. Der Hausherr, bei dem seine Eltern damals seit zweiundzwanzig Jahren wohnten, war sein Pathe gewesen und hatte ihm die Uhr zur Freisprechung geschenkt.

Ich kannte ihn zuerst nicht, als er in den Flur kam. Wenn man darüber auch lacht, es ist dennoch wahr, daß Kleider Leute machen. Man merkte es in dem vollkommenen Anzuge mit Einem Male, wie ansehnlich er geworden war, und er gefiel sich auch selber. Er hatte vor Vergnügen den Hut nach der einen Seite gesetzt und schlug mit seinem Spazierstocke so umher, wie die jungen vornehmen Herren. Weil ich aber oft genug gesehen hatte, wie die vornehmen jungen Herren das machten, so mußte ich über Konrad lachen, denn es ließ ihm nicht so wie den Herren, es kam ungeschickt heraus. Ihm fiel es jedoch nicht ein, daß ich ihn auslachte; er meinte, ich freute mich über ihn, denn er selber war seelenvergnügt.

Er erzählte, wie es bei seiner Lossprechung hergegangen wäre, und daß er von jetzt an nur noch ein Jahr bei seinem Vater arbeiten, dann aber auf die Wanderschaft gehen wolle. Einen Paß ins Ausland würde er bekommen, obschon er noch militärpflichtig sei. Ein Jahr hier, drei Jahre unterwegs, drei

Jahre unter den Soldaten, das mache sieben Jahre; dann sei er fünfundzwanzig Jahre. Komme er nach Hause, so wolle er noch ein halbes Jahr als Geselle arbeiten und danach Meister werden. Dann bin ich nahezu sechsundzwanzig Jahre, und Du auch, sagte er, und wenn Dir's dann so recht ist, kann es mit uns losgehen.

Mir war zu Muthe, als hätte ich das alles nicht auch längst ausgerechnet, und nicht vorgehabt, ihm zu sagen, daß ich mich vor dem Fräulein als seine Braut ausgegeben hätte. Es ist oft gar nicht zu begreifen, wie die Dinge so anders werden und uns so anders vorkommen, als man sie sich gedacht hat. Ich freute mich, als wenn ich etwas ganz Neues und Unverhofftes hörte, ich sah mich um, ob auch Niemand da wäre — wir standen unten in dem langen Gange, der von dem Hausflur in die Domestikenstube führte, —, und während es mir sehr lieb war, daß ich nun nicht erst davon anzufangen brauchte, war mir's doch nicht recht, daß es nun so mit Einem Male und so ohne Weiteres gekommen war. Lieber Gott, ich hatte die Monate vorher immer gesehen, wie es zwischen dem Herrn Grafen und Fräulein Rosalie gewesen war, und das jünste Fräulein lag mir auch im Sinne! Das war alles so fein und so heimlich, und wir standen mitten im Flur, als würde Arbeit abgeliefert oder bestellt. Ich kann's nicht so von mir geben, aber mir war's sonderbar.

Weil ich nicht gleich antwortete, wurde Konrad, der hitzig war, wie die Seegers alle, ungeduldig. Du brauchst nur zu sagen, rief er, wenn Du nicht willst! Und so heimlich hinhalten lasse ich mich auch nicht; ich bin kein Lehrjunge mehr! Hier im Gang' zu stehen und mich von dem Bedienten und der Mamsell ansehen zu lassen, als wollten sie immer fragen: Was hat der hier zu suchen? das kann mir nicht mehr passen! Willst Du, wie ich will, so machen wir am nächsten Sonntage, wenn Du nach Hause kommst, gleich Ernst. Ich will's bei mir zu Hause sagen, sag' Du's bei Dir. Sind sie damit zufrieden, so ist's gut — sind sie's nicht, so schadet's auch nicht. Ich gehe dann gleich meines Weges, und treu bleibe ich Dir, darauf kennst Du mich!

Wie er mich so ansah und mir die Hand hinhielt, schlug ich ein, und er schüttelte mir die Hand.

Also es bleibt dabei? fragte er.

Ja, versetzte ich, und so gingen wir bis an die Thüre und hinaus. Draußen .... Frieda hielt inne und wurde roth.

Nun, versetzte ich, draußen haben Sie Sich geküßt!

Ja, sprach sie mit einer Verschämtheit, die ihrem sonst so bleichen, schwermüthigen Gesichte sehr viel Anmuth gab, draußen küßten wir uns herzlich, und ich war nun mit Einem Male sehr glücklich und sehr zufrieden, und als er gehen wollte, rief ich ihn zurück.

Ich hätte ihn am liebsten gar nicht fortgelassen, und jetzt wußte ich's erst recht, weßhalb unser ältestes Fräulein so glücklich und Fräulein Melinde so traurig war. Es ist gar zu gut, wenn ein Mensch uns lieb hat und nicht von uns abläßt und es redlich mit uns meint. Und ich muß ihm das nachsagen, redlich mit mir gemeint hat mein Mann es immer!

Siebentes Capitel.

Frieda brach mit Einem Male ab; sie mußte an ihre Arbeit gehen, weil sie viel Zeit mit mir verloren hatte. Mir lag aber daran, die Geschichte ihres Lebensganges zu kennen, und am anderen Tage forderte ich sie durch die Frage, wie es denn weiter mit ihr geworden sei, wieder zum Sprechen auf.

Am nächsten Sonntage, fuhr Frieda fort, zog ich meine besten Kleider an und ging nach Hause. Wir hatten verabredet, daß Konrad in der Woche wo möglich darauf antippen sollte, wie die Eltern es wohl aufnehmen würden, und daß er es mir sagen kommen sollte, ehe ich dort anlangte. Es war schon nach der Kirche, als ich den Schloßberg hinunter ging. Die Leute kamen aus der Nachmittags-Predigt, und Konrad war mit unter ihnen, so daß es aussehen konnte, als begegneten wir uns zufällig, und das war mir lieb; denn seit dem letzten Male konnte ich an ihn nicht denken, ohne daß mir über und über heiß wurde, und ich schämte mich, als wenn's eine Sünde wäre, daß wir uns lieb haben

und uns heirathen wollten. Man muß eben Alles erst gewohnt werden, glaube ich.

Konrad sah so munter aus, daß mir eigentlich nicht Angst zu sein brauchte; aber mir war doch beklommen, als ich ihn fragte, wie es stehe.

Bei uns zu Hause gut, versetzte er, die sind ja immer vernünftig. Wie ich davon anfing, hat die Mutter gemeint, sie hätte das von je gedacht, und sie hätte keine Tochter; wenn wir nicht so jung wären, so sollte es ihr noch lieber sein. Der Vater aber hat gelacht. Ach was, jung, hat er gerufen — jung gefreit, hat Niemand gereut! Hätte ich einen Schatz in Frankreich sitzen gehabt, so wäre ich hier nicht hangen geblieben! — Dabei hat er der Mutter schmunzelnd einen Schlag auf den Rücken gegeben, daß sie auch lachen mußte, und hat gesagt: Ein junger Mensch, der wandern und sich in der Welt herumtreiben soll, dem ist's recht gesund, wenn er zu Hause etwas sitzen hat, da verplempert er sich draußen nicht. Die Frieda ist guter Leute Kind, sieht gut aus und ist gut in der Arbeit. Könnt Ihr Euch leiden und wollt Ihr darauf losarbeiten — mir kann's recht sein; und nebenan werden sie's wohl auch zufrieden sein, denn die Männer, die ehrliche Absichten haben, liegen heutzutage auch nicht auf der Straße, und Du bist ein Kerl geworden, der sich sehen lassen kann. Ich glaube, Dich nehmen sie einmal noch in die Garden nach Berlin.

Konrad war ordentlich stolz, als er das wiederholte, und ich freute mich auch darüber. Aber mit meinen Eltern kam es mir nicht so ausgemacht vor, als er es glaubte. Es war bei uns zu Hause Mancherlei vorgefallen, und ich kannte meine Mutter besser. Erstens waren bald nachdem ich in den Dienst gegangen war, unsere Zwillinge beide vom Scharlach befallen, und wie sie zusammen auf die Welt gekommen, waren sie auch zugleich gestorben. Zweitens aber hatte der Weber sich erklärt, daß der Berthold sein Erbe sein und sein Haus und Hof bekommen sollte, so daß für meinen Bruder keine Sorge weiter war, denn der Weber bekleidete ihn schon jetzt fast ganz aus seiner Tasche, und die Mutter hatte es also weit leichter, als vordem, und konnte eher etwas auf sich wenden. Sie sprach, wenn ich meinen Sonntag hatte, immer davon, daß sie mich gar nicht fortgegeben haben würde, hätte sie das alles im voraus wissen können. Denn sie meinte, sie könnte wohl bald selbst eine Hülfe brauchen, ihre Kräfte wären nicht mehr, wie sonst, und so nöthig, wie sonst, hätte ich das Dienen auch nicht. Der Berthold könne doch unmöglich in zwei Häusern wohnen. Da Gott uns die Zwillinge genommen, so müsse der Vater ein Einsehen haben und mir das Haus verschreiben. Wenn ich dann im Dienste etwas vor mich brächte, so könnte man das Geld abbezahlen, das auf das Grundstück geborgt worden war. Ich könnte mit

Frisiren und feiner Arbeit und mit Schneidern, das die gnädige Frau mich lernen ließ, mein Brot verdienen, und dann sollte ich mir einen Mann suchen, der irgend ein nahrhaftes Geschäft in unserem Hause einrichten und betreiben könnte.

War die Mutter aber einmal bei mir im Schlosse gewesen, so war von unserem Hause keine Rede mehr. Sie war dann immer ganz entzückt von meiner großen Stube neben des Fräuleins Zimmer, setzte sich auf das ausrangirte Sopha, das bei mir hineingestellt worden war, und die schöne Aussicht und die Blumentöpfe, die ich mir vom Gärtner allmählich hatte schenken lassen, waren ihr größtes Vergnügen. Alles, was wir zu Hause hatten, kam ihr daneben nur kümmerlich und erbärmlich vor. Es war auch schon Alles alt und schlecht, denn es stammte noch von meiner Großeltern Hochzeit her und war nichts Neues dazu gekommen. Sie sagte manchmal: Ich wollte Dir's verdenken, wenn Du hier weggehen würdest. So gut findest Du es nirgend wieder, und Du sollst auch hier bleiben, so lange ich noch auf den Füßen stehen kann. Der Vater hat wohl Recht gehabt: es war Gottes Wille, daß Du ins Schloß gekommen bist, und dem Willen Gottes, darin haben der Vater und der Weber auch wieder Recht, soll der Mensch nicht vorgreifen. Wer weiß, was Gott noch mit Dir vor hat, und wie Du noch einmal auf andere und bessere Art Dein Glück machst!

Ließ ich mich aufs Fragen ein, wie sie das meinte, so bekam ich keine gerade Antwort. Sie blieb immer nur dabei, es hätte schon manches Mädchen sein Glück gemacht, und wenn ich mich nur danach betrüge und recht anständig hielte und mir nicht von dem Ersten Besten, der sich einbildete, ein Frauenzimmer, das in fremdem Hause diene, sei für Jeden zu haben, etwas in den Kopf setzen ließe, so könne ich mein Glück machen, wie hundert Andere. Drüben die Frau von dem Oekonomierath in Walderfeld sei auch nur eines Handwerkers, eines Klempners Tochter, und die schöne Wirthschafterin vom Schlosse, die habe vor Jahren der Seminarist geheirathet, der zuerst im Schlosse Hauslehrer gewesen sei und nun bald Director von dem neuen Seminare werden würde. Ich solle mich nur mit Niemandem einlassen, meine Schuldigkeit thun, mich recht propre und für mich selber halten und zusehen, daß die Herrschaft sich an mich gewöhnte und einmal, wenn es so weit wäre, etwas für mich thäte. Zum Schlusse hieß es dann immer: Du sollst Dich einmal nicht so plagen, wie ich oder die Seegerin; Du bist die grobe Arbeit und unsere Kost und Sorgen gar nicht mehr gewohnt, und da Du einmal so apart aussiehst, wie der Herr Professor das damals auch gleich gefunden hat, so hat Gott Dir auch gewiß etwas Apartes zugedacht, und wie gesagt, man muß abwarten und Gott nicht vorgreifen wollen.

Ich kannte das schon, daß die Mutter dem Vater immer Recht gab und sich immer auf den lieben Herrgott steifte, wenn das gerade in ihren Kram paßte, und mit diesen Vorstellungen kam sie mir also nicht sonderlich bei; aber ich war jung und eitel — und der und jener von den Herren, die in das Haus kamen, und von den Wirthschaftern und Schreibern sowohl wie von der Dienerschaft sagten mir, daß ich gut aussähe, die Herrschaft hielt darauf, daß ich immer gut in Kleidern war, ich bekam fast alles, was ich brauchte, aus der Fräulein abgelegten Sachen; ich bildete mir also allmählich selber etwas ein, und die Reden meiner Mutter von dem Glücke, was ich machen könnte, gingen mir bisweilen selbst im Kopfe herum. Sie waren mir sogar schwer auf die Seele gefallen, seit der Konrad mit mir gesprochen hatte, und ich wußte bisweilen gar nicht, was ich wollte. Ich konnte an ihn nicht denken, ohne vergnügt zu werden, und daneben dachte ich auch wieder, daß es nun mit dem Glückmachen zu Ende sei, daß ich nun nichts mehr werden würde, als eine Schuhmacherfrau, und — Frieda zuckte mit den Schultern — es war der reine Hochmuth! Aber es war doch einmal so, und darum darf ich's nicht verschweigen.

An dem Sonntage, an welchem wir's den Eltern sagen wollten, kam es just so, wie ich mir's vorgestellt hatte. Die Mutter war verdrießlich, weil der Vater noch nicht aus der Betstunde nach Hause ge-

kommen war; sie konnte also ihren Kaffee noch nicht trinken, und Sonntag Nachmittag Punkt vier Uhr, wenn sie aus der Kirche wiederkehrte, gleich ihren Kaffee mit den Zwiebacken zu haben, die sie sich jetzt regelmäßig am Sonntage von dem Bäcker holte, darauf freute sie sich die ganze Woche. Gewöhnlich, wenn ich meinen Sonntag hatte, stand die Mutter schon am Fenster und paßte auf mich, um zu sehen, was ich angezogen hätte. Am Fenster stand sie heute auch, aber als wir Beide sie schon von Weitem grüßten, dankte sie kaum mit dem Kopfe, und statt uns Guten Tag zu sagen, rief sie, als wir in die Stube traten: Das Gesinge und Gebete hat mir auf meine alten Tage nur noch gefehlt. Mein Leben lang habe ich mich quälen müssen, was eine ruhige Stunde ist, hab' ich nie gekannt; und nun man doch wenigstens am lieben Sonntag einmal gewahr werden möchte, daß es Feiertag ist, bekommt man wegen der Beterei vom Vater seine Tasse Kaffee vom langen Warten entweder kalt wie Eis oder vom langen Stehen wie versauert. Es lohnt nicht, daß man lebt!

Das war kein guter Anfang; indeß wir mußten die Mutter zu besänftigen suchen. Trinke doch, sagte ich; warum willst Du warten, Mutter? Ich kann ja für den Vater rasch frischen Kaffee kochen. — Und damit legte ich meinen Hut und Tuch und Handschuhe ab und ging nach der Küche, ihr die Kanne

hereinzuholen. Aber damit hatte ich das Rechte nicht getroffen.

Mit dem Kleide in die Küche, rief die Mutter, und mit den weißen Unterärmeln an den Heerd?

Ich muß ja zu Hause auch in die Küche und an das Feuer gehen, entgegnete ich, um ihr zu bedeuten, daß ich gewohnt sei, mich in Acht zu nehmen. Wenn Einer aber mit seiner üblen Laune einmal auf den falschen Weg gekommen ist, so stößt er sich an Alles.

Versteht sich, versteht sich, fiel sie mir in die Rede, bei Euch im Schlosse wachsen die guten Kleider! Nimm's nicht übel, daß ich noch an's Schonen und an's Zusammenhalten denke, ich bin nur eine arme Schneidersfrau, ich bin altmodisch. So 'ne Kammerjungfer vom Schlosse hat das Schonen allerdings nicht nöthig. Aber setz' Dich, setz' Dich doch! Du bist wohl schon spazieren gewesen, daß Du mit dem Konrad zusammengetroffen bist? Da könnt ihr erst recht dran sehen, wie spät es ist!

Ich war zufrieden, daß sie mit dem Schelten gegen mich aufhörte, denn wenn's nur erst so von dem Einen zum Anderen ging, war meist das Ende abzusehen.

Konrad hingegen, der ohnedies die Hand heute wegen seiner Uhr immer an der Westentasche hatte, zog geschwind seine Uhr heraus und sagte: Es ist ja eben erst drei Viertel auf Fünfe. Wir kommen

gerades Weges vom Schlosse; ich hab' die Frieda abgeholt.

Abgeholt? Wie kommt denn das? fragte die Mutter und sah erst den Konrad und dann mich scharf an.

Ich habe es von klein auf nicht gut aushalten können, wenn die Mutter mich so angesehen hat, denn es gab danach jedes Mal Verdruß. Während ich nun noch überlegte, wie ich es ihr vorbringen sollte, hatte der Konrad sich schon ein Herz gefaßt, und ohne sich lange zu besinnen, sprach er: Da Sie nun just fragen und wir nun auch da sind, so ist's auch eben so gut, wenn Sie's apart erfahren. Meine Eltern wissen's schon seit neulich.

Was? Was wissen Deine Eltern? rief die Mutter, und ich sah, wie die blauen Adern auf ihrer Stirn zum Vorschein kamen. Sie wußte jetzt auch recht gut, was wir ihr sagen wollten; sie ließ es sich nur absichtlich nicht merken und setzte sich hin. Das that sie immer, wenn sie auf einen Anderen recht loszuschmettern meinte.

Der Konrad kannte das so gut wie ich und hatte früher davor Furcht gehabt so gut als ich. Weil er aber nun freigesprochen und Gesell war, wollte er meiner Mutter beweisen, daß er kein Kind mehr sei, und mit Bösem war ihm auch niemals beizukommen gewesen. Er hatte Courage gehabt von klein auf und einen festen Kopf. Er hatte das von seinem

Vater. Verblüffen ließ er sich nicht, und wie die Mutter ihn so barsch angerufen hatte: Was wissen Deine Eltern? versetzte er ganz gelassen: Nichts weiter, als was sie selbst auch wissen, Sie stellen Sich nur so. Die Frieda und ich haben ja von je her zusammengehalten, wir wollen's also auch weiter thun. Ich hab' ihr gesagt, daß ich sie heirathen will, wenn ich so weit bin, und sie ist deß zufrieden. Weiter ist nichts.

Er stand dabei so ruhig am Tische, als wenn es wirklich gar nichts gewesen wäre, während mir das Herz klopfte, daß ich nicht hätte sprechen können, wenn ich auch gewußt hätte, was ich sagen sollte, und dabei sah der Konrad so dreihaarig aus, daß man hätte lachen können. Die Mutter gab ihm jedoch gar keine Antwort, sondern kehrte sich zu mir und rief: Also darum hast Du heute Dein neues Tibetkleid angezogen und Dein Weihnachtstuch umgebunden? Na, der Putzaus paßt gut zu einer Schustersfrau! — Und was das für Dummheiten sind! Kaum Geselle geworden und von Heirathen reden! — Und Du auch, Frieda! Was stellst Du Dir denn vor? Dazu hättest Du zu Hause bleiben können und hättest nicht gebraucht in's Schloß zu ziehen und die guten Tage kennen zu lernen und die feinen Manieren! Sieh Dir einmal meine Hände hier und die Hände von der Seegerin an, und Deine daneben! Hast Hände bekommen wie ein Fräulein, und willst in der Küche

und im Garten herum scharwerken wie Unsereiner! Dazu habe ich Dich nicht in's Schloß gegeben! Paſſ' nur auf, wie Dir die schwere Arbeit und der Cichorienkaffee schmecken werden, wenn Du noch erst so ein zwölf Jahre die Kammerjungfer und die Mamsell gespielt haben wirst ....

Zwölf Jahre brauchen wir nicht zu warten! fiel ihr Konrad in die Rede, dem allmählich die Geduld verging.

Ach was, rief die Mutter, zwölf Jahre oder eins, das ist alles ganz dasselbe! Schlag' Dir die Narrheit aus dem Sinn! Die Frieda ist nicht für Dich, die Frieda braucht keinen Schuster zu heirathen, dazu dient sie nicht im Schlosse, dazu sage ich nie Ja und Amen, dazu ist sie nicht da, und ehe ich das zugebe ....

Sie war immer hitziger von ihrem Sprechen geworden, und wie sie denn nun so laut ausrief, daß sie nie dazu Ja und Amen sagen und es niemals zugeben würde, hatte der Vater gerade, wie das seine Manier war, die Thüre leise aufgemacht, stand gleich an derselben still und fragte: Was giebst Du nicht zu? Wozu sagst Du nicht Ja und Amen? Was geht denn hier schon wieder vor? Ist das mein Feiertag? Soll das mein Sonntag sein?

Dein Sonntag? rief die Mutter. Ja, an Deinen Sonntag denkst Du! Aber wer denkt an meinen Sonntag? Seit einer geschlagenen Glockenstunde

sitze ich und warte mit dem Kaffee! Aber nicht einmal seine Tasse Kaffee kann man am lieben, heiligen Sonntag in Ruhe und in Frieden trinken, weil Du unter den Betbrüdern den Prediger machen gehst....

Also auf mich hast Du so gewettert, als ich eingetreten bin? fiel ihr der Vater in das Wort.

Damit aber brachte er die Mutter, die durch seinen Anblick von ihrem Zorne über uns wieder auf ihren früheren Verdruß gekommen war, schnell auf uns zurück, und mit dem Kopfe schüttelnd sagte sie: Ach, wer denkt an Dich? Singt und betet, so lang' Ihr wollt, mir soll's einerlei sein, wenn Dir darüber das Hören und das Sehen nicht ganz vergeht!

Der Vater antwortete ihr gar nicht. Er war immer gelassen, wenn er aus der Betstunde kam, und er kannte der Mutter aufbrausendes Temperament. Er ließ ihr Zeit, sich zu beschwichtigen. Er ging stillschweigend in die Kammer, zog den Sonntagsrock und die gute Weste aus, hing sie in das Spinde, band sein Chemisett und das weiße Halstuch ab, und wie er das auch über Seite gelegt und seine Alltagskleider angezogen hatte und wieder in die Stube trat, sagte er: Hol' den Kaffee, Frieda.

Die Mutter aber sprang auf und trat mir in den Weg: Du rührst Dich nicht von der Stelle, rief sie, ehe der Vater es nicht weiß! Der Appetit zum Kaffee wird ihm wohl vergehn, so gut wie mir!

Nun wurde der Vater erst aufmerksam auf uns.

Er war, seit ich im Dienste war und seit er glaubte, daß ich durch Gottes ausdrücklichen Fingerzeig und Rathschluß in das Schloß gekommen sei, immer gut zu mir gewesen, und so sah er mich denn an und fragte: Was hast Du denn verbrochen?

Nichts, so wahr wie Gott lebt, nichts, Vater! betheuerte ich und fing zu weinen an, denn mir war's jetzt noch viel schrecklicher als sonst, wenn die Eltern sich stritten, und vollends heute, wo es um meinetwegen war.

Aber was will die Mutter denn?

Nichts will ich, rief sie, nichts! Nur in's Unglück soll die Frieda sich nicht bringen! Die, und eine Schustersfrau! Es braucht sich ja nicht Jeder zu schinden und zu plagen, wie ich's mein Leben lang gethan — sie soll's besser haben, sie kann höher hinaus! Da ist Der und Jener, der ein Auge auf sie hat! Und obenein zwölf Jahre warten auf einen Schustergesellen! — Es ist ein Glück, daß er wegkommt — und das sage ich Dir — das schlage Dir aus dem Sinne — so lange ich lebe, komm' mir nicht ins Haus — und wenn ich die Frieda sollte wegnehmen vom Schlosse und hinschicken, ich weiß nicht, wo, wo sie überall gelernte deutsche Kammerjungfern bei den Kindern suchen — und wenn ich dazwischen einsam hier versterben soll, mir soll's gleich sein! Aber so wegwerfen sollst Du Dich nicht, so lang' ich lebe und hier noch 'was zu sagen habe!

Die Mutter setzte sich hin, stützte sich auf den Arm, denn sie war von dem hitzigen Sprechen ganz außer Athem gekommen. Ich stand in dem einen Fenster, der Konrad in dem anderen, der Vater saß auf seinem alten Stuhle und that, als sähe er gar nicht, wie die Mutter mit dem Fuße trat, was bei ihr immer das Zeichen des höchsten Aergers war, sondern sagte wieder, als wenn gar nichts vorgefallen wäre: Frieda, hol' den Kaffee 'rein.

Die Mutter zuckte mit den Schultern, war aber still, weil sie im Grunde gar nichts mehr zu sagen hatte; und wie ich nach der Thüre ging, nahm der Konrad seinen Hut. — Adieu! rief die Mutter, als wenn sie nicht erwarten könnte, daß er ginge.

Der Vater aber wendete sich um und schob ihm den Stuhl hin, der neben dem seinen stand. Leg' den Hut weg, sagte er, und setz' Dich her. Es wird wohl so eilig nicht sein, trinke erst eine Tasse hier mit uns.

Ja, in Gottes Namen, trinke doch! spottete die Mutter, die heute einmal ihren Kopf aufgesetzt hatte und mit der in dem Augenblicke gar nichts anzufangen war. Trinke doch, es ist genug Kaffee da, denn ich trinke heute nicht! Und sie fing wieder mit dem Fuße auf dem Boden hin und her zu treten an, daß wir das Klopfen hören mußten. Wir standen und sahen uns an. Endlich faßte ich mir ein Herz, ging von hinten an sie heran und legte meinen Arm auf ihre Schulteru. Sie schob mich jedoch von sich, denn

sie konnte so etwas nicht leiden, und der Vater gab mir deßhalb ein Zeichen. Laß sie sitzen, Frieda, sagte er; sie wird sich wohl besinnen.

Besinnen? Worauf soll ich mich besinnen? fragte die Mutter, die gegenüber von des Vaters Gelassenheit nicht mehr wußte, wie sie sich verhalten sollte. Was ist da zu besinnen?

Auf alle die Male, in denen Du gesagt hast, der Konrad sei der ordentlichste Junge von der Welt; auf alle die Male, wo Du Dir gewünscht hast, unser Berthold, dem der Herrgott einen frommen, stillen Sinn gegeben hat, wäre nur halb so aufgeweckt, als Seegers Konrad, und auf alle die Male, in denen ich Dir gesagt habe, daß es eine große Versuchung für die Frieda ist, unter all dem losen Mannsvolk zu leben, das in solchen Schlössern sein Wesen und sein schlechtes Handwerk treibt. Ich habe in meinem Herzen oft gebetet, daß der Herr unsere Frieda nicht in Versuchung führen möge, sondern sie behüten auf dem Platze, den er ihr angewiesen hat. Und wenn er nun ihr Herz in seiner Gnade so gelenkt hat, daß sie nicht auf die Eitelkeiten denkt, die sie vor Augen sieht, sondern einmal mit einem rechtschaffenen Handwerker arbeiten will, wie ihr's zukommt und wie ihr Vater und ihr Großvater gearbeitet haben — da wolltest Du Dich auflehnen gegen Gottes gnäd'gen Rathschluß? Da willst Du dem Mädchen in den Kopf setzen, daß es zu gut für seines Gleichen ist? —

Er trommelte mit den Fingern auf den Tisch, das war immer das Gegenspiel zu Mutters Treten mit dem Fuße.

Die Mutter schwieg still, sie ließ den Kopf mit Einem Male sinken. Es wär' Dir recht und ich wollt' Dir's wünschen, fuhr der Vater nach einer kleinen Weile fort — ich wollt' Dir's wünschen, wenn das nicht gottlos und wenn es unser Kind nicht wäre, daß Frieda sich darauf verlegte, Netze auszuwerfen nach den vornehmen Herren, und sich selbst darin zu fangen, daß man mit Fingern auf sie zeigte und auf uns! — Verdrehe ihr nur recht den Kopf — so sonst kannst Du 'was erleben!

Er brach darauf plötzlich ab und sagte zum dritten Male: Hole den Kaffee, Frieda — es ist spät.

Ich war froh, daß ich fortkommen konnte, und wenn's auch nur für eine kleine Weile war. Als ich das Theebrett mit der Kanne und den Tassen hereinbrachte, eine Serviette aufdeckte und das Geräthe so hinsetzte, wie es bei uns im Schlosse Brauch war, nickte der Vater wohlgefällig mit dem Kopfe. Dann mag's gut sein, sprach er; Manieren kann man von ihnen lernen, Manieren haben die Vornehmen; Manieren — Sitten nicht. Nimm von ihnen an, was von ihnen anzunehmen ist, und dann geh' hin, wo Du hin gehörst. Wer weiß, ob ich noch lebe, wenn der Konrad sich niederlassen kann — dann ist hier im Hause gleich für Euch Platz, und die Mutter

hat dann die Auswahl, denn der Berthold soll ja in des Webers Haus.

Während dessen schenkte er, was er sonst nicht that, für uns Alle den Kaffee ein, reichte der Mutter ihre Tasse hin, und sie fing schweigend zu trinken an, ohne uns auch nur mit einem Blicke anzusehen. Wir merkten aber doch, daß sie uns weiter nicht entgegen sein würde, und daß es ihr lieb war, wie der Vater es nun des Hauses wegen entschieden hatte. Der Vater sprach auch nicht mehr von uns. Er sagte, daß er nachher hinausgehen und nachsehen wollte, ob oben über dem Fenster seine Trauben nicht zum Abnehmen reif geworden wären, und daß er morgen den Samen von den duftenden Erbsen pflücken werde. Davon, daß wir nun Brautleute wären, war die Rede weiter nicht. Konrad drückte mir unter dem Tische wohl die Hand, vergnügt sah er jedoch nicht aus, und mir war eigentlich mehr zum Weinen als zum Lachen. Ich hatte mir meine Verlobung anders vorgestellt — mir lag die Verlobung unseres Fräuleins noch im Sinne, bei der Alle so glücklich gewesen und es so lustig hergegangen war.

Achtes Capitel.

Wir waren Beide wie erlöst, als wir endlich nebenan zu Seegers gehen konnten. Des Meisters lautes Lachen, das vergnügte Gesicht der Meisterin heiterten uns auf. Sie drehte mich von einer Seite nach der anderen und betrachtete mich, als wenn ich nicht von klein auf bei ihr aus- und eingegangen wäre; aber mitten in ihrem Scherzen konnte sie sich mit Einem Male nicht helfen und fing zu weinen an. Der Meister fragte, was denn mit ihr los sei?

Ich habe ja noch keine Tochter gehabt, schluchzte sie, und ....

Und da flennst Du, wenn sie Dir fix und fertig und paßlich wie ein gut gemachter Stiefel in das Haus gebracht wird? fiel er ihr in die Rede und gab mir vor Vergnügen einen Schlag auf den Rücken, daß es mir durch Mark und Bein ging und die Meisterin die Hand gegen ihn aufhob, worauf der Meister ihr einen solchen Schlag versetzte, der sie wieder guter

Dinge wurde. Bei dem Meister Seeger war es nämlich immer ein Zeichen, daß er recht vergnügt sei, wenn er so nach allen Seiten um sich schlug. Es wurde dann fast jedes Mal ein Punsch gemacht, und „Heut wird Punsch gemacht!“ rief er auch aus, nachdem er Jedem von uns seinen Schlag oder einen tüchtigen Puff gegeben hatte.

Konrad mußte gleich zum Kaufmann hin, Alles zum Punsch zu besorgen, der Meister selber holte meine Eltern und meinen Bruder herbei; wer von der Verwandtschaft aufgefunden wurde, mußte zur Verlobung kommen, und als es dann neun Uhr geworden war und ich nach Hause gehen sollte, stieß mein Vater, der selten einmal lustig wurde, auf mich und auf den Konrad an und bestand darauf, daß ich ihn vor Aller Augen küssen mußte. Sie klatschten Alle Bravo, auch meine Mutter, und mit Lachen und mit Necken brachten sie mich bis vor die Thüre hinaus und ließen uns unseres Weges ziehen, denn der Konrad ging natürlich mit mir. —

Am Abend, als ich meine Herrschaften ausgekleidet hatte und dann in meine Stube und zu Bette kam, konnte ich nicht schlafen und konnte mich auch nicht recht freuen. Ich machte mir viel Gedanken und Sorgen und wunderte mich, daß des Konrads Eltern und mein Vater darauf nicht gekommen waren. Es ging mir immer im Kopfe herum: Du hast nichts und der Konrad hat nichts; wie soll das mit Euch

werden? — Freilich hatte ich es vor Augen, wie viele unseres Gleichen auch mit gar nichts angefangen hatten und durchgekommen waren; aber darin hatte meine Mutter Recht, wie mühsam kamen sie durch und wie mußten sie sich quälen! — Ich hatte nun schon ein paar Jahre bei den Herrschaften gedient, die — weil sie es gut gewohnt sind — für sich und ihre Kinder immer weit voraus denken und sorgen, und ich hatte, glaube ich, dadurch den Muth verloren, wie die Armen im Vertrauen auf ihre Arbeit von einem Tage zu dem andern und von der Hand in den Mund zu leben. Ich lag im Bette und rechnete, wie lange es bis zu unserer Heirath dauern würde und wie viel ich in den Jahren bei Seite legen und was ich mit dem ersparten Gelde für unsere Einrichtung würde beschaffen können. Darüber schlief ich gar nicht ein. Ich zählte Stunde für Stunde, der Tag brach endlich an, es wurde Morgen, und als ich aufstand und an meine Arbeit ging, kam ich mir viel älter vor, als am verwichenen Tage, und ich weiß noch ganz deutlich, daß ich laut aufseufzen mußte, wie die Mutter es zu thun pflegte, und darüber erschrak ich. Mit meiner Jugend war es von der Stunde an auch ganz vorbei. —

Die Eltern und der Konrad hatten gewollt, daß ich der Herrschaft sagen sollte, daß ich Braut sei, und ich brachte es denn Fräulein Melinden gleich den Morgen vor, während ich sie anzog. Zufällig kam

die gnädige Frau gerade in das Zimmer, das Fräulein erzählte es ihr, und sie war nichts weniger als damit zufrieden. Sie schalt auf den Leichtsinn unserer Eltern, auf unsern Leichtsinn, auf die sündhafte Sorglosigkeit der niederen Stände überhaupt, und meinte, wenn sie hätte voraussehen können, daß ich nach zwei Jahren schon auf's Heirathen aus sein würde, hätte sie mich gar nicht in das Schloß genommen. Sie habe gehofft, wenn sie ein Mädchen, so wie mich, von früh an bei sich anlerne, damit einen Dienstboten zu gewinnen, der auch im Schlosse bleiben und alt in ihrem Hause werden wolle, und weil die gnädige Frau von Natur gerade so hitzig war, wie meine Mutter, redete sie sich allmälig so in den Zorn hinein, daß sie sagte, meine ganze Verlobung sei ein Unsinn. Leute, wie wir, verlobten sich heute und hätten es morgen vergessen. Wenn der Konrad fort sei, werde er an die Kinderei nicht weiter denken, ich solle mir die Sache auch aus dem Sinne schlagen, denn wenn ich den Kopf voll solcher Thorheiten hätte, würde ich meine Schuldigkeit nicht thun, sie könne mich dann nicht brauchen und ich könne gehen. Liebschaften im Hause leide sie nicht, das wisse ich.

Sonst weinte ich bald, wenn die gnädige Frau so schalt, aber den Tag kränkte sie mich so, daß ich vor Bitterkeit nicht weinen konnte, und es kam ein ganz neues Wesen über mich. Mir war, als wäre ich an den Konrad wie angeschmiedet. Ich nahm mir vor,

unter keiner Bedingung von ihm zu lassen, aber ich wollte es der gnädigen Frau beweisen, daß ich deshalb meine Pflicht und Schuldigkeit doch thun könnte.

Das Fräulein sprach mir auch freundlich zu, als die gnädige Frau das Zimmer verlassen hatte, und wie es mir erklärte, daß die Mutter es ja gut mit mir meine und Sorge um meine Zukunft trage, daß sie gewiß nichts dawider haben werde, wenn mein Bräutigam Sonntags zu mir komme, fing ich mich wieder zu besänftigen an, und in dem Sprechen mit dem Fräulein, dem die Seelengüte bei jedem Worte aus den Augen leuchtete, wurde ich auch wieder heiter. Ich mußte von meinem Bräutigam, von seinem bevorstehenden Wandern, von seiner Militärzeit erzählen, und das Fräulein meinte: Das ist ja alles noch lange, lange hin! Bis dahin kann sich Vieles ändern, Vieles finden, bis dahin . . . .

Bis dahin werden Sie gewiß längst verheirathet und glücklich sein! fiel ich ihr in die Rede. — Sie schüttelte leise das Haupt. Das weißt Du besser, sprich nicht, was Du nicht glaubst! Mir wäre am besten, ich ginge aus der Welt, dann hätte ich Ruhe und er auch! — versetzte sie. — Sie nannte den Herrn Adjunktus nicht, aber ich wußte ja, wen und was sie meinte.

Von damals ab — es ist wohl unbescheiden, daß ich das sage, weil ich ja nur als Dienstmädchen im Schlosse war, aber ich spreche damit nicht die

Unwahrheit — waren das Fräulein und ich wie Vertraute. Ich mußte ihr erzählen, wie es zwischen mir und meinem Bräutigam von Kindheit auf gewesen war, und sie sagte mir immer vor, wie gut ich es hätte, daß meine Eltern uns keine Hindernisse bereiteten, und wie gut man Jahre und Jahre warten könne, wenn man inzwischen seinen Geliebten nur so wie ich meinen Bräutigam alle Woche ein paar Stunden allein sehen und ihm schreiben und sicher sein könnte, einmal an das Ziel zu kommen. Sie wirkte mir es von ihren Eltern aus, daß mein Bräutigam an den Sonntagen, an denen ich nicht ausgehen konnte, zu mir in das Schloß kommen durfte, und sie ließ mir dann unter der Hand, wo es irgend anging, die Arbeit abnehmen, damit wir die paar Stunden für uns behielten. Menschenfreundlicher wie das Fräulein konnte man gar nicht sein; ich wäre auch durch das Feuer für sie gegangen, und weil ich mit meinem Verstande nichts darin fand, wenn zwei Menschen, die einander lieben, über die Schwierigkeiten, die man ihnen in den Weg stellt, wegzukommen suchen, wie sie eben können, so bot ich meinem Fräulein an, wenn sie dem Herrn Adjunktus zu schreiben hätte, die Briefe zu besorgen. Sie wollte jedoch davon nichts hören. Das sei gegen ihr Gewissen, sagte sie, es sei auch gegen des Mannes Ehre, den sie liebe, und ich durfte davon und überhaupt von dem Herrn Adjunktus eigentlich mit Namen gar nicht sprechen.

Dafür sprach das Fräulein mit mir um so mehr von meiner Verlobung, von meinem Bräutigam und wie Alles werden sollte, wenn ich einmal verheirathet sein würde. Sie hielt mich, ich kann das dreist sagen, zu allem Guten an. Sie gab mir von ihren Büchern zu lesen, damit ich etwas lernte und es einmal benutzen könnte, wenn ich Kinder haben würde, und wenn Sonntags der Konrad zu mir kam, pflegte sie immer freundlich mit ihm zu reden und mir dann nachher zu sagen, daß er ein guter, braver Mensch sei.

Wir sahen uns — mein Bräutigam und ich — in den Jahren also in jeder Woche nur ein paar Stunden, wir hatten uns dann immer zu erzählen, was die Woche über vorgegangen war, und der Sonntag Abend ging damit hin, wir wußten nicht, wie. Auch das ganze Jahr ging so schnell hin. Wir vertrugen uns so gut, wie als Kinder. Ich freute mich immer auf den Tag, an dem wir uns sehen konnten, aber daß ich deshalb mit Kummer daran gedacht hätte, daß er nun bald fortgehen und wandern würde, könnte ich nicht sagen.

Gerade in der Zeit, als Konrads Abreise herankam, erkrankte unsere gnädige Frau. Die junge Frau Gräfin war mit dem Herrn Grafen nach Italien gereist, Fräulein Melinde und ich hatten also die Kranke allein zu versorgen, und als Konrad von mir Abschied nehmen kam, war bei uns im Schlosse die Noth um

die gnädige Frau am allergrößten. Ich kam gar nicht zur Besinnung über den Abschied, es ging Alles Hals über Kopf, denn wir dachten in jedem Augenblicke, die gnädige Frau würde sterben. Erst als sie wieder gesund war, wurde ich es recht gewahr, daß der Konrad nicht mehr da sei; aber die Herrschaften waren mit mir zufrieden gewesen, die gnädige Frau hatte sich in der langen Krankheit sehr an mich gewöhnt, sie nannte mich immer nur „mein Kind", und ich wurde auch fast wie ein Kind vom Hause gehalten. Die grobe Arbeit wurde mir mehr und mehr abgenommen, die Herrschaft dachte jetzt selber immer daran, daß ich etwas vor mich bringen sollte, ich bekam also, obgleich ich guten Lohn bezog, auch jetzt noch fast meine ganze Kleidung aus den abgelegten Sachen meines Fräuleins, und weil ich denn nun seit Jahren und Jahren im Schlosse war und blieb, so kannten mich auch die Verwandten und die Gäste, welche zum Besuche kamen, alle sammt und sonders. Ich wußte in ihren Verhältnissen, wie um die Verhältnisse und Angelegenheiten der Herrschaft gut Bescheid, und da die gnädige Frau und das Fräulein so zutrauensvoll und gütig mit mir verkehrten, gingen die Fremden auch mit mir um, als wenn ich nicht ein Dienstbote, sondern halbwegs Einer vom Hanse gewesen wäre.

Im Herbste, wenn der Herr Professor und Fräulein Luisa bei uns vorsprachen, hatte ich besonders gute Tage. Signor Cesare freute sich dann immer,

daß er mich in das Schloß gebracht hatte, die gnädige Frau war ihm zu Gefallen dann noch freundlicher mit mir, und als einmal Fräulein Luisa bei uns plötzlich am Nervenfieber schwer erkrankte, das damals durch die Gegend ging, wurde ich ganz zu ihrer Pflege angestellt. Sie lag viele, viele Wochen, und aus den Kleidern bin ich in der Zeit nicht viel gekommen, das ist wahr; aber Signor Cesare und das Fräulein machten weit mehr daraus, als es werth war. Es war doch meine Schuldigkeit. Sie beschenkten mich reichlich, und als sie fortgingen, um nicht wiederzukehren, weil Signor Cesare damals seinen Posten niedergelegt und schon hier am See den Grund und Boden gekauft hatte, schrieben sie mir ihre Adresse auf und sagten mir, wenn es mir einmal nicht gut ginge, sollte ich mich nur an sie wenden, und wenn ich einmal nicht wüßte, wo mit mir hin, so möchte ich nur gerades Weges zu ihnen kommen, da fände ich immer meinen Platz bereit.

Frieda machte an ihrer Näharbeit etwas zurecht und sagte dann mit einer traurigen Handbewegung: Ich hörte das damals so an, ohne mir viel dabei zu denken, ich sah darin nur den guten Willen und das gute Herz der Herrschaften, denn daß ich ihnen jemals in dieses ferne Land nachgehen oder gar weshalb ich von Hause fort und ihnen nachgehen würde, daran dachte ich nicht im entferntesten. —

Neuntes Capitel.

Die drei Jahre, die der Konrad hatte wandern wollen, waren schnell genug vorüber. Er war durch ganz Deutschland herumgekommen, war auch, wie sein Vater, in Paris gewesen, und als er dann wiederkehrte, um seine Militärzeit abzudienen, kam er erst nach Hause. Ich hatte mir einen freien Nachmittag erbeten, und weil er die letzte Strecke mit der Post hatte kommen wollen, so warteten wir vor dem Posthause auf ihn, seine Eltern und sein Bruder und ich mit meiner Mutter und meinem Bruder, bis er ankam. Es war eine große Freude mit ihm, als er ausstieg, er fiel mir gleich um den Hals, und gerade als wenn er das seinem Vater hätte nachmachen wollen, gab er Jedem einen Schlag zum Willkomm und rief immer: Donnerwetter! Frieda! Du bist ja eine komplette Dame geworden, Du bist ja nicht mehr zu kennen, hat das Frauenzimmer sich herausgemacht! rief er immer wieder und küßte mich noch einmal,

und dann nahmen die Andern ihm sein Gepäck ab, er gab mir auch etwas zu tragen, und so gingen wir nach Hause zu seinen Eltern.

Sie konnten sich Alle nicht satt an ihm sehen, gar nicht genug von ihm hören. Er erzählte auch den ganzen Abend und war so vergnügt, daß man mit ihm hätte fröhlich werden müssen. Ich wurde aber immer trauriger, ohne zu wissen, weshalb, und weil ich mir das zum Vorwurf machte, wurde es noch ärger. Ich mußte den Konrad ansehen und ansehen. Er kam mir fremd vor und er war doch mein Bräutigam. Seine Sprache war mir so sonderbar, auch was er sagte, war mir nicht recht. Er ließ es immer merken, daß die Mädchen ihn mit guten Augen angesehen hätten, daß er sogar sein Glück hätte machen können, wenn er frei gewesen wäre. Er betrachtete mich dabei, als ob ich mich groß hätte darüber freuen oder bedanken müssen. — Lieber Gott! ich hätte ihm ganz dasselbe vorerzählen können, aber damals kam es mir gar nicht in den Sinn, daß man sein Wort nicht halten oder gar untreu sein könnte. Wir waren eben Brautleute, da ging uns die ganze übrige Menschheit nichts mehr an, und es war in dem Treusein und Festhalten kein Lob und kein Verdienst. Das verstand sich ganz von selbst. Es war indessen den ganzen ersten Abend immer, als stände etwas zwischen mir und ihm. In den nächsten Tagen verlor sich das jedoch, und ich habe erst später

wieder daran gedacht, wie es an dem ersten Abende gewesen war.

Lange bleiben konnte er zu Hause nicht, er mußte mit den anderen Rekruten nach der Stadt, aber die Herrschaft erlaubte, daß er täglich in das Schloß kam, und wenn ich gegen Abend mit meinem Nähzeuge in meiner Stube am Fenster saß und Konrad bei mir war, hatte ich rechtes Vergnügen. Er freute sich über meine Stube, wie gut die eingerichtet wäre und wie ich sie mit all' den Sachen aufgeputzt hätte, die ich allmälig geschenkt bekommen; er sah auch eben so gern wie ich über den Garten hinaus nach dem Kiefernwalde, wenn die Sonne unterging, und wenn wir dann an die drei, vier Jahre dachten, die wir jetzt noch zu warten hatten, so tröstete er sich und mich damit, daß ja die ersten vier Jahre hingegangen wären, daß also auch die nächsten hingehen würden, und daß ich es doch inzwischen nicht besser haben könnte, als bei meiner Herrschaft hier im Schlosse.

Als er darauf wieder fort und zu seinem Regimente mußte, ließ er alle die guten Sachen, die er sich angeschafft hatte, bei den Eltern und sein Erspartes in der Sparkasse zurück und zog dann ab. Es war mir traurig um's Herz, und ihm auch. Es ist für den Arbeiter gar zu hart, daß er gerade in seinen besten Jahren und wenn er im besten Zuge ist, aus seiner Arbeit und seinem Verdienste heraus muß und drei Jahre nichts für sich verdienen kann, nach

denen er wieder ganz von Neuem anzufangen hat. Das war aber einmal nicht zu ändern, und so mußte es gut sein, und die drei Jahre gingen denn auch herum.

Mir hatte während derselben im Schlosse nichts gefehlt, indeß die Herrschaft hatte schweres Unglück getroffen. Sie hatten's freilich selbst verschuldet. Als der alte Herr Prediger sein Amt niedergelegt hatte und sein Sohn in seine Stelle getreten war, hatte er endlich doch mit unserm Fräulein gesprochen und das Fräulein hatte sich den Eltern zu Füßen geworfen und vor Gott und nach Gott gebeten, daß man sie glücklich machen und ihre Heirath mit dem Herrn Prediger zugeben sollte. Die Eltern hatten aber davon durchaus nichts hören wollen, und es dauerte auch nicht lange, so wurde bei uns gepackt und wir gingen auf Reisen, denn die gnädige Frau, die wohl sah, wie Fräulein Melinde sich härmte, meinte, das komme alles blos von der Einsamkeit her und das Fräulein müsse nur Zerstreuung haben, müsse nur andere Leute sehen, dann werde es den jungen Herrn Prediger schon vergessen.

Wir reisten zuerst in die Schweiz, wo das Fräulein bessere Luft genießen sollte, dann nach Italien wegen des warmen Winters, und im Frühjahr nach Paris, wo die junge Gräfin auch hinkam und wo sie sammt und sonders in das Fräulein drangen, sich mit einem Vetter des Herrn Grafen zu verloben. Er war

bei der Gesandtschaft angestellt, war aber in den letzten Jahren ein paar Mal bei uns im Schlosse gewesen, und ich glaube, er hat es ehrlich gemeint. Er hielt sehr Viel von dem Fräulein, sah auch sehr gut aus, obschon er nicht mehr jung war, und hatte vornehme Manieren. Sie hätte es gewiß sehr gut bei ihm gehabt. Sie wollte jedoch davon nichts wissen. Wenn sie den ganzen Tag umher gegangen und gefahren und in Gesellschaft gewesen waren, blieb sie Abends bisweilen, wie zu Hause, noch lange an dem Fenster stehen und sah hinaus. Sie lehnte dann den Kopf gegen die Scheiben, und an einem Abende, an dem sie gar nicht von dem Platze fortkommen konnte, trat ich zu ihr, und weil ich sie doch gar zu gern aus ihrer Traurigkeit ermuntern wollte, sagte ich: Es ist doch gar zu schön, all' die Lichter und die vielen Menschen und die Läden und all' das Fahren und Gehen!

Meinst Du? fragte sie, als könnte sie sich gar nicht denken, daß dies einem Menschen Vergnügen machte.

Ja! gefällt es Ihnen denn nicht? blieben Sie denn nicht auch gern hier?

Nein Frieda! versetzte sie sehr bestimmt. Das Menschengewühl, unter dem nicht Einer ist, an dem ich Theil nehme, macht mich vollends krank; es ist so öde! Ich möchte hier nicht leben und nicht sterben! Ich wollte, ich wäre zu Hause und stände so in mei-

ner Stube, und sähe, wie der Mond voll über unserm Parke steht, und wie drüben im Pfarrhause die eine Lampe brennt. Ich sehne mich nach Hause, daß mir manchmal ist, als zöge es mir am Herzen, — und mitten in all' den Versuchen, uns zu vergnügen und mich zu zerstreuen, steht mir das Herz plötzlich ganz still — so wie eben jetzt — fühle einmal!

Sie legte meine Hand auf ihr Herz, man konnte kein Schlagen merken, und ihre Hände waren kalt wie Eis. Ich erschrak und wollte ihr von den Tropfen holen, die sie sonst zu nehmen hatte, sie hielt mich aber zurück. Laß es gut sein! sprach sie — dagegen ist kein Kraut gewachsen. Es geht, so lang' es geht — und wenn's zu spät ist, werden sie's bedauern!

Ich wußte mir vor Schrecken nicht zu helfen. Ich nahm des Fräuleins Hände und fragte: Gutes, liebes Fräulein, könnten Sie denn nicht nachgeben? Könnten Sie denn den Herrn Baron nicht heirathen? er meint's gewiß sehr gut — — und die Herrschaften und die Frau Gräfin würden ja so glücklich darüber sein — — und was ich dann noch sagte, wie mir's vom Herzen kam.

Sie nahm es auch gut auf und drückte mir die Hand. Ich weiß, sprach sie, Du redest wie Du denkst und wie Du es verstehst — aber — könntest Du von Deinem Konrad lassen? — Könntest Du einen Andern heirathen, als ihn?

Ich fuhr ordentlich zusammen, wie sie mich das

fragte, denn der Gedanke, ob ich von ihm lassen könnte, war mir nie gekommen, und wie ich ihn mir nun so vorhielt und es überlegte, mußte ich doch, weil sie mich's so feierlich fragte, der Wahrheit die Ehre geben.

Lieber Gott! sagte ich, ich möchte es gewiß nicht gern, denn wenn man es so von Kindheit an vor Augen gehabt und so lange mit sich herumgetragen hat, so mag man nicht davon lassen — aber wenn es sein müßte, und wenn ich doch meine Eltern damit glücklich machen könnte — der Konrad fände auch eine andere Frau . . . .

Freilich, freilich! fiel das Fräulein mir in die Rede —, Du weißt nicht, was Lieben heißt — Du hast auch nie geliebt und vielleicht ist das ein Glück für Dich!

Sie war eine Weile still; dann drehte sie sich um, faßte mich noch einmal bei der Hand und sagte mit einem Tone, den ich nie vergessen werde und wenn ich noch hundert Jahre lebte: Siehe, Frieda, eine Stunde in meinem ganzen Leben bin ich glücklich gewesen — aber so glücklich — so glücklich, daß ich eigentlich sagen könnte: Es war genug! — Sie brach mit einem Male ab, und wie ich denn nun so angstvoll neben ihr stand, weil man hörte, wie kurz ihr Athem ging, sprach sie nach einer Weile: Manchmal glaube ich, ich lebe nicht mehr lang. Wenn ich sterben — wenn ich am Ende gar auf der Reise sterben

sollte — so zieh mir den Ring ab, diesen Ring, den ich hier am vierten Finger trage, und bringe ihn dem — sie hielt inne und sagte dann: dem Herrn Pastor. Wenn ich todt bin, werden sie nichts mehr dagegen haben. Und wenn Du ihm den Ring bringst, so sage ihm, daß ich glücklich gewesen bin — eine Stunde — er wird's verstehen — und daß er mein letzter Gedanke sein wird! — Vergiß es nicht! Hörst Du — Du sollst mein Testamentsvollstrecker sein! Hörst Du, Frieda! Merke Dir's!

Indem klopfte es an die Thüre, es wurde zum Thee gerufen, das Fräulein fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte mit der freundlichen Stimme, die sie immer hatte, sie würde gleich kommen, und ging auch hinunter. Sie blieben, weil der Herr Baron und noch ein paar Fremde gekommen waren, den Abend lange zusammen. Beim Auskleiden klagte das Fräulein, sie sei gar zu müde. Mir sah sie sehr erhitzt aus, sie legte sich auch gleich nieder, und — sprach Frieda, während ihr die Stimme bei der Erinnerung versagte — sie stand nicht mehr auf.

Am Morgen, als ich an ihr Bett kam, lag sie wie schlafend da. Der Arzt, der sie behandelt hatte, wurde geholt; er hatte immer gesagt, daß sie an einer Herzkrankheit leide, ein Herzschlag hat ihrem Leben ein Ende gemacht. Nun, ich wußte, woher sie die Herzkrankheit bekommen hatte. Ich konnte die Thränen der Herrschaft gar nicht sehen. Erst hatten sie

das Fräulein durch ihre Härtigkeit zu Tode gebracht, und nun weinten sie, als ob sie es nicht selbst verschuldet hätten. Ich konnte mir auch nicht helfen und sagte der gnädigen Frau Alles, was das Fräulein mir am verwichenen Abende auf die Seele gebunden hatte, und daß ich den Ring nehmen und ihn zum Herrn Pastor bringen würde. Sie war still und wendete nichts ein.

Zehntes Capitel.

Nach dem Begräbniß gingen wir gleich nach Hause. Es war mitten im Winter und sehr kalt bei uns. Samstag früh kamen wir im Schlosse an und gegen Abenb ging ich in die Pfarre. Ich ließ mich bei dem jungen Herrn Pastor melden. Er saß oben in seiner Stube bei jener Lampe, zu der das selige Fräulein so oft hinübergesehen und nach der sie sich am Abende vor ihrem Tode noch so hingewünscht hatte.

Der Herr Pastor erkannte mich gleich und kam mir entgegen. Was führt Sie zu mir? fragte er, denn er konnte ja nicht wissen, ob ich nicht vielleicht ein eigenes Anliegen an ihn hätte. Ich sagte, ich hätte einen Auftrag. Darauf reichte er mir einen Stuhl, hieß mich Platz nehmen, und wie er sich so mir gegenüber setzte, daß das Licht auf sein Gesicht fiel, konnte ich sehen, wie bleich und abgehärmt er aussah. Das erinnerte mich an meines Fräuleins

blasses, trauriges Gesicht, und wie ich sprechen wollte, konnte ich es nicht. Ich fing zwei, drei Mal an, aber ich brachte nichts heraus. Da wiegte der Herr Pastor sein Haupt langsam hin und wieder und sagte: Ja, liebe Frieda! Sie haben eine sehr gütige Herrin verloren. Ich weiß, Fräulein Melinde hielt von Ihnen viel, sie verdient es, daß Sie sie beweinen. — Dann war er eine kleine Weile still und sprach darnach: Es giebt nicht Viele, die ihr gleichen! — Er seufzte dabei tief, stand aber auf und fragte noch ein Mal, was ich brächte.

Weil er so sanft und ruhig war, beruhigte ich mich auch. Ich zog das kleine Etui mit dem Ringe aus der Tasche, gab es ihm und sagte Alles so, wie das Fräulein es mir am Abende vor ihrem Tode befohlen hatte. Er hörte mir zu, ohne ein Wort zu erwidern, aber die Lippen zuckten ihm, obschon er sie fest zusammengepreßt hatte, und ein Mal bedeckte er sich die Augen mit der Hand. Man konnte sehen, er wollte sich nicht übermannen lassen, aber als er das Etui aufmachte, muß es über seine Kräfte gegangen sein, denn die Thränen stürzten ihm aus den Augen und er ging in die Nebenstube und machte die Thüre hinter sich zu.

Wie ich nun so allein da saß und mir vorstellte, wie glücklich das Fräulein gewesen sein würde, hätte sie nur hier in der kleinen Stube mit dem Herrn Pastor leben können — denn sie gab gar nichts auf

Reichthum und auf all' den Luxus, den sie zu Hause hatten —, da mußte ich wieder, wie schon so oft, seit sie gestorben war, daran denken, was sie von der Liebe gesagt hatte. Wenn ich die Tage hindurch beim Nähen war und mir Alles wieder einfiel, so betraf ich mich immer auf dem Wunsche, daß ich auch einmal recht hätte lieben können oder daß mich Einer einmal so geliebt hätte, wie das Fräulein es gesagt hatte. Aber ich hielt mir dann auch wieder vor, daß solche Liebe blos unter den Vornehmen und Gebildeten zu finden sei, daß Unsereiner schon sein Theil habe, wenn ein rechtschaffener Mensch zu ihm so treu halte, wie mein Bräutigam zu mir, und ich schämte mich in meinem Gewissen der Sünde, daß ich noch mehr verlangte, als ich hatte.

Den Abend aber, als der Herr Pastor in seine dunkle Stube ging, sich auszuweinen, da schoß mir's durch den Kopf: „Du lernst's doch noch einmal kennen!" und da zum ersten Male, ich weiß es ganz genau, kam ich auf den Einfall, daß mein Bräutigam und ich nicht zu einander paßten, daß ich anders geworden sei, seit ich im Schlosse diente, und daß ich eigentlich meinen Bräutigam nicht liebte, wenn schon ich ihm recht gut war. Einen Augenblick wollte ich dem Herrn Pastor mein Herz ausschütten, wollte ihm Alles sagen und seine Meinung hören; wie er jedoch wieder hereinkam, sah er so ernsthaft und so — ja, wie soll ich sagen? — so heilig aus, daß mir der

Muth davor verging. Es wäre ja auch ganz unanständig gewesen, hätte ich von mir reden und ihm klagen wollen, während er mit sich selbst zu thun hatte; und so blieb es denn, weil ich mich auch schämte, es auszusprechen, daß ich mir zu gut für meinen Bräutigam vorkam.

Im Schlosse lebten wir den Winter ganz allein, ich hatte im Vergleich zu früher nicht viel zu thun, konnte an meinen Sachen nähen, und die Zeit, in der wir heirathen sollten, kam immer näher. Im Frühjahre wurde Konrad vom Militärdienst frei, dann wollte er Meister werden, sich niederlassen, und sobald er sehen würde, daß er sein Brod habe, sollte die Hochzeit sein. Aber obschon ich Zeit genug hatte, kam ich nicht recht zum Denken an die Heirath. Es ging bei meinen Eltern gar zu schlecht, und davon, daß wir jungen Leute meines Vaters Haus beziehen sollten, war auch keine Rede mehr.

Der Vater hatte ganz allmälig eine Verlahmung der Hände bekommen, die mit allem Kuriren nicht mehr besser wurde. Der Doktor sagte, es käme vom Rückgrat her. Er konnte schon seit anderthalb Jahren nicht mehr arbeiten, mit dem Verdienst der Mutter war es auch nicht viel, weil sie den Vater zu versorgen hatte, der gefüttert werden mußte wie ein Kind, und wenn ich und der Bruder auch unsere Schuldigkeit an unseren Eltern thaten, so war der Bruder doch selber noch ein Anfänger. Er hatte für

Frau und Kind zu arbeiten, ich hatte ja auch nur meinen Lohn, und zwei Menschen brauchen gar zu viel, wenn sie auch noch so wenig fordern. Da machte denn der Meister Weber, dem ich es lassen muß, daß seine Frömmigkeit und Menschenliebe ihm wirklich nicht nur auf der Zunge saßen, meinen Eltern den Vorschlag, ihr Haus zu verkaufen. Der Berthold wohnte ohnehin mit seiner Familie schon bei dem Weber, den er doch einmal beerben sollte, und der Weber meinte, wenn meine Eltern sich bei ihm mit einer Stube nach dem Hofe behelfen wollten, so könne er sie unterbringen, und sie könnten mit dem Berthold eine Wirthschaft machen, was doch sparsam wäre. Der reiche Tabacks-Fabrikant, der seit Jahren auf unser kleines Grundstück spekulirte, hatte den Eltern, seit es ihnen so kümmerlich ging, ab und zu kleine Posten vorgeschossen, er war also gern bereit, weil er mit dem Vater Spielkamerad und von jeher Nachbar mit den Eltern gewesen war, die tausend Thaler, die der Vater verlangte, für das Haus zu zahlen und sie dem Vater, nach Abzug seiner Schuld, obenein gut zu verzinsen, und der Handel kam durch des Webers Zureden auch zu Stande. Aber der Tag, an welchem der Vater aus dem Hause, in dem er geboren und wir geboren und groß geworden waren, fortgehen mußte, der war gar zu schwer.

Es war um Johanni und die Rosen blühten. Was die Eltern an Sachen in die neue Wohnung

mitnehmen wollten und was der Bruder von den alten Sachen bekommen sollte, das war alles fortgeschafft. Die paar Stück Betten und was die Mutter mir von ihrer Armuth zugedacht hatte, das war schon bei uns im Schlosse, und das Uebrige — lauter altes Gerümpel, das kaum die Kosten aufbrachte — das wurde verauktionirt. Wir hatten den Vater überreden wollen, sich aus dem Hause zu entfernen, ehe diese Wirthschaft anfing, er wollte es aber nicht.

So lange das Haus noch mein ist, will ich darin bleiben! sagte er, ich werde ja doch nie mehr in meinem eigenen Hause und in meinem Garten sitzen. Die Mutter hatte ihm den Tag seinen guten blauen Sonntagsrock anziehen und den Hut aufsetzen müssen, wie zur Kirche. Seine Bibel und sein Liederbuch hatte er sich in sein blaues Schnupftuch binden lassen, daß er es auf den Arm hängen konnte, und so ging er in das Gärtchen vor die Thüre hinaus und saß noch ein Mal unter seiner Laube, während drinnen der Auktionator sein Geschäft versah.

Ich hatte mir Urlaub erbeten, weil ich der Mutter helfen wollte, aber ich kam gar nicht dazu — ich konnte von dem Vater nicht fort. Es war ein Kummer, sein blasses Gesicht zu sehen, wie er sich Alles noch einmal betrachtete. An jeden Rosenstock ging er heran und besah jede Rose und roch daran — und die Wicken, die auch in Blüthe standen, mußte ich ihm in die Höhe heben und hinhalten, daß er sie riechen

konnte, und wie die Sonne unterzugehen anfing und die Mutter, die sich auch jetzt noch niemals in der Arbeit schonte, endlich müde und matt herauskam und mit ihrer resoluten Stimme sagte, daß nun Alles fertig sei und daß wir gehen könnten, denn sie habe ausgefegt und könne das Haus nun schließen, da setzte sich der Vater noch ein Mal in seine Laube und sagte: Setz' Dich her, Mutter, ruh' Dich aus! Ueber dreißig Jahre haben wir hier zusammen gesessen — wir wollen's noch ein Mal thun — denn morgen, morgen können wir's nicht mehr. Morgen kommen Maurer und Zimmerleute und reißen das Dach nieder und das Haus, unter dem wir so lange gewohnt haben; und auch meinen Wein und meine Rosenstöcke und meine Fliederbüsche werden sie ausreißen und wie Unkraut über über den Zaun werfen. — Er hielt inne und sagte darauf: Ich wollte, ich läge schon unter der Erde und Ihr könntet mir den Flieder und die Rosen um mein Grab pflanzen. Herr Manhold würde mir sie gönnen, ihm sind sie ja nichts werth!

Die Mutter konnte sich nicht erwehren, sie mußte weinen, aber sie ärgerte sich, daß sie's that, und weil mir auch die Thränen schon lange über die Backen liefen, sprach sie, als ob's ihr nicht eben so zu Herzen ging: Frieda, Du bist gerade so windelweich wie der Vater! Man kann sich das Leben ja nicht bestellen! Dankt doch Gott, daß wir Dach und Fach beim Weber finden, und daß wir nun doch alle Jahre

vom Herrn Manhold fünfundvierzig Thaler heben werden, und daß wir den Berthold hier im Orte und an seiner Frau eine Hülfe und gute Tochter haben. Es könnte ja Alles weit schlimmer sein! Und was ist das von Dir für eine Frömmigkeit, die's anders haben will, als Gott es schickt? Lebenslang hast Du uns vorgepredigt, daß der Mensch sein Herz nicht an irdische Güter hängen soll, und nun kannst Du von der alten Kabacke nicht lassen. Sie wäre doch uns bald über den Kopf zusammengestürzt, denn das ganze Haus ist ja seit Menschengedenken aus den Fugen. Eingeregnet hat es an allen Ecken und Enden — der Schnee hat durch die Fenster gestäubt, die Pumpe im Keller zieht seit Jahr und Tag nicht mehr. Ich bin froh, daß ich das Wasserschöpfen los bin; und wer weiß, ob Du so elend geworden wärest, hätten wir eher aus dem zugigen Haus hinweg gekonnt. Für Dich ist's eigentlich ein wahres Glück, Du wirst beim Weber drüben gewiß noch zurecht kommen — und der Garten? —

Sie sah den Vater an, er hatte ihr mit der Ergebung der Kranken zugehört, die sich an jeden Schimmer von Hoffnung klammern; wie die Mutter jedoch von dem Garten zu reden anfing, sah sie, daß die Augen ihm übergingen, und auch ihr wurden die Augen wieder roth, indeß sie hielt sich tapfer.

Schade ist's um den Garten, sagte sie, daß er ausgegraben wird, aber viel gehabt hast Du ja nicht

davon, seit Du selber nicht mehr drin hantieren konn=
test. Ein paar Blumen können wir von Manhold's
Gärtner immer bekommen, und wenn die in der Stube
am Fenster stehen, kann ich sie Dir warten und be=
gießen. Der Garten hat Dich die letzten Jahre nur
geärgert, weil ich ihn nicht so halten konnte, wie Du
wolltest. Nun kommt aber, rief sie, kommt, wir wol=
len fort!

Sie schlug ihr Tuch um, nahm den Besen und
den Korb mit den letzten Sachen in die Hand und
wollte fort. Der Vater und ich waren auch schon
auf dem Wege. Mit einem Male blieb er stehen.
Pflück' mir die Rosen noch ab! sagte er.

Ich that ihm seinen Willen und band ihm den
Strauß mit einem Endchen Bast zusammen. Er
konnte ihn nicht selber tragen. Die Mutter machte
ein verdrießliches Gesicht, ich wußte indessen, wie es
ihr um's Herz war. So kamen wir aus dem Gärt=
chen vor die Hausthüre. Die war offen, der Schlüssel
steckte noch darin.

Muß nicht zugeschlossen werden? fragte ich, und
wollte es machen gehen, aber die Mutter vertrat mir
den Weg. Mit zwei Schritten war sie auf der
Schwelle. Sie machte selber die Thüre zu und schloß
sie ab. Wie sie jedoch den Schlüssel herauszog und
ihn in die Tasche stecken wollte, blieb sie erschrocken
stehen. Die Lippen und die Wangen zitterten ihr,
die Stimme war ihr wie erstickt. Sie schüttelte den

Kopf und sprach etwas zu sich selber. Ich konnte nichts verstehen, als die Worte: Was man so an die zweiunddreißig Jahre gethan hat! —

Sie schluckte das Andere herunter und, sich zu mir kehrend, reichte sie mir den Schlüssel und sagte: Trag ihn zu Manhold's hin! Der Vater muß in seine Ruhe kommen und sie werden drüben auf uns warten; — Du kannst nachkommen, wenn Du noch Zeit hast! —

Eilftes Capitel.

Da unser Haus nun doch verkauft war und wir also nicht mehr darauf rechnen konnten, in demselben mit den Eltern zu wohnen, so meinte Konrad, daß es besser wäre, wenn wir gar nicht in der Heimath blieben. Sein Vater war noch rüstig im Geschäfte, der älteste Bruder war auch Meister geworden und arbeitete für sich selber, und es war also kein Mangel an Schuhmachern bei uns, während in Ranzau, wo ein Kamerad von Konrad, der Sohn von einem reichen Stellmacher, zu Hause war, zufällig ein paar Schuhmachermeister rasch hinter einander weggestorben waren. Konrad war öfters in Ranzau gewesen, weil dort früher eine Schwester von seinem Vater gelebt hatte, und Seegers hatten mich sogar als Kind einmal dorthin mitgenommen, als sie zum Jahrmarkt hingefahren waren.

Ich erinnerte mich, wie ich glaubte, noch sehr deutlich an den großen Marktplatz, an welchem die Post und das Landgericht und zwei Gasthöfe und die Apotheke lagen, und sah mich noch vor einem Laden

stehen, dessen ausgehängte Tücher und Kleiderstoffe wir als Kinder bewundert hatten. Mein Bräutigam war auch durch Ranzau wieder durchmarschirt, als er zu seinem Regiment gegangen war, und weil es ihm dort immer gut gefallen hatte und er obenein mit meinem Bruder und mit dem Weber, bei dem meine Eltern doch nun ebenfalls wohnten, nicht recht harmonirte, so war er gleich dafür, daß wir nach Ranzau ziehen sollten. Mir freilich wurde es schwerer, meine Eltern zu verlassen, und ich hatte mir stets gedacht, daß ich auch nach meiner Hochzeit nicht ganz von meiner Herrschaft und vom Schlosse abgeschnitten sein würde, wenn wir am Orte blieben. Die gnädige Frau von ihrer Seite hatte es wohl eben so angesehen, denn es war öfters davon gesprochen worden, daß ich die Spitzenwäsche behalten sollte, daß ich zu ihr kommen und sie pflegen würde, wenn sie krank wäre, daß ich zuspringen und aushelfen sollte, wenn die Frau Gräfin mit ihren Kindern zum Besuche käme, und ich hatte mir immer ausgerechnet, welch' ein hübsches Stück Geld damit zu verdienen sein würde. Nun sollte mit Einem Male davon keine Rede mehr sein, und wenn ich mir auch sagte, daß wir natürlich dahin gehen müßten, wo mein Mann sein Brot am besten zu finden meinte, so konnte ich mir doch gar nicht vorstellen, daß ich nun vom Schlosse und von meiner gnädigen Frau gar nichts mehr sehen und hören sollte. Indeß, dagegen war nun einmal

nichts zu machen. Wir waren so lange Brautleute gewesen, daß wir Gott danken mußten, endlich an das Ziel zu kommen. Ich fing auch an, mich auf den eigenen Heerd zu freuen, und wenn ich den Verdienst beklagte, der mir vom Schlosse entging, so hoffte ich doch, daß sich auch in Ranzau Arbeit für mich finden würde, denn ich hatte mich im Schneidern und Putzmachen allmählich sehr geübt, und als wir einmal längere Zeit in Berlin gewesen waren, hatte die gnädige Frau mich eigens Frisiren lernen lassen.

Darüber wurde es Frühjahr und Konrad wurde frei vom Militär. Weil es aber um die Zeit der Confirmanden-Einsegnungen war, in der sich für einen Schuhmacher immer viel Arbeit findet, kam er gar nicht erst nach Hause, sondern ging gerades Weges nach Ranzau, um sich dort festzusetzen. Seine Eltern schickten ihm seine Kleidungstücke und was er sonst zurückgelassen hatte, als er Soldat geworden war, nach Ranzau nach, er wurde gleich darauf auch Meister, und schon Anfang Juni schrieb er, daß er sehe, er werde sein gutes Auskommen haben, da er sogar auf den Gütern schon Kundschaft bekomme, und daß wir also nun frisch darauf losgehen und bald nach Johanni Hochzeit machen könnten.

Als ich den Brief bekam, war ich ganz wie überrascht. Ich hatte es so nahe nicht geglaubt. An die Hochzeit dachte ich nicht, an Ranzau und an das Wiedersehen mit meinem Bräutigam auch nicht, nur

der Abschied lag mir im Sinne, und als ich zur gnädigen Frau ging, ihr zu sagen, daß ich nun in sechs Wochen fortziehen müßte, war mir gerade, als beginge ich ein schweres Unrecht an ihr, oder als wäre mir ein Unglück geschehen; und daß die gnädige Frau darüber selbst ganz gerührt war, machte es nicht besser. Sie sprach zu mir von Allem, was wir in den elf Jahren zusammen erlebt hatten, sagte, wie ich das Schloß und sie gewiß vermissen würde — ich wußte das nur zu gut — und wie es mir schwer fallen werde, mich in meine künftigen Verhältnisse einzugewöhnen. Sie hielt mir all' das Gute vor, das ich seit meiner Kindheit bei ihr im Dienste gehabt hatte, und meinte zum Schlusse, ich solle nun in diesen letzten Wochen mein Glück und meine Sorgenfreiheit noch recht genießen, denn so gut, wie bisher, werde ich es im Leben nicht mehr haben.

Es war gerade, als hätte ich mich selber sprechen hören, nur daß mir Alles noch schwerer vorkam, weil ein Anderer es mir sagte. Es war jedoch nun einmal so, und ich ging denn still meiner Wege, jeden Abend zählend, wie viel Tage ich nun noch im Schlosse zu bleiben und in meiner Stube und in meinem Bette zu schlafen hätte.

Die Herrschaften hatten mir eine Fuhre angeboten, meine Sachen nach Ranzau zu schaffen, und den Montag vor meiner Hochzeit packte ich mein Hab und Gut zusammen, nahm die Bilder von den Wän-

den, kramte meine Sachen von den Tischen und von den Schränken ab, und erst, als das Alles aufgeladen und der Wagen mit meinen Betten, mit meiner Kommode, mit meinem Kleiderschrank, und meine Kiste mit meinen sonstigen Habseligkeiten, zu denen die gnädige Frau mir noch den alten Nähtisch und den alten Lehnstuhl von Fräulein Melinde geschenkt hatte, aus dem Hofthore fortgefahren war, fing ich zu glauben an, daß ich nun auch das Schloß verlassen würde.

Die gnädige Frau hatte, als das Fräulein noch lebte, öfters davon gesprochen, daß sie mir im Schlosse eine lustige Hochzeit ausrichten wollte; nun war von Lustigkeit im Schlosse überhaupt nicht mehr die Rede, und mein Bräutigam wollte, weil er doch ein Anfänger war, auch nicht gern lange von seiner Arbeit fort bleiben. Mein Vater hielt obenein gar nichts von lustigen Hochzeiten, denn er und seine Gemeinde waren des Glaubens, daß man solch' einen ernsthaften Schritt mit Nachdenken und mit Sammlung thun müßte, und er war auch viel zu kränklich, als daß mir bei dem Abschiede von ihm nach lustiger Hochzeit hätte der Kopf stehen können.

Unsere Hochzeit war auf einen Sonntag angesetzt. Samstag Mittag kam Konrad mit der Post angereist, und weil ich ihn nun seit drei und einem halben Jahre nicht gesehen hatte, kam er mir noch viel mehr wie ein Fremder vor, als nach der Wanderschaft. Ich

weiß nicht, ob er in Berlin und unter den Soldaten ganz ein Anderer geworden war, oder ob es mir nur so schien, er sah anders aus, er sprach anders, er hatte sein ganzes altes Wesen gar nicht mehr. Sein Vater hatte freilich Recht, wenn er immer sagte, daß der Konrad ein schöner Mensch geworden sei, und daß ich mir etwas darauf einbilden dürfte, daß ein solcher schöner Mensch mir all' die Jahre treu geblieben sei, denn ohne mir zu nahe zu treten, müsse er doch gestehen, daß ich neben seinem Sohne alt aussähe; ich bemerkte das von selbst, aber mir gefiel er trotzdem nicht wie sonst. Er führte so sonderbare Redensarten, hatte immer die Zeitungen und die Volksvereine und die Demokraten im Munde, und wenn er meine gnädige Frau beständig nur die „Alte“ und meine Herrschaften im Schlosse immer nur das „vornehme Pack“ nannte, war mir's gerade, als hätte er mir einen Schlag gegeben, und er gefiel mir nicht.

Ich — ich gefiel ihm, glaube ich, auch nicht mehr wie vordem. Wir waren Beide Sechsundzwanzig, und mit sechsundzwanzig Jahren ist ein Mann ja auch weit jünger, als seine eben so alte Frau. Der Konrad hielt damit auch nicht zurück, daß ich mich verändert hätte. Er sagte, ich sähe gerade so verblichen wie die vornehmen Fräulein aus; seine Mutter aber meinte, von einem langen Brautstand werde Niemand fett. Wenn ich nur erst verheirathet sein

und im eigenen Hause ordentlich arbeiten würde, da würde ich bei gesunder Hausmannskost bald anders aussehen, als bei der sitzenden Lebensart und bei der schwächlichen Kost, die ich von der Herrschaften Tisch bekommen hätte. Ich schwieg still dazu — ich konnte ja nichts dagegen sagen —, aber kränken that es mich doch; denn es hört es Niemand gern, daß er alt geworden sei und sich verändert habe, und am schwersten ist es, wenn der Mann es Einem sagt, den man am andern Tage heirathen soll, und dem man früher doch gefallen hat.

Den Samstag Abend waren wir bei Konrads Eltern. Es wurde wieder Punsch gemacht, es wurde auch, wie sich's gehört, gepoltert und allerlei Spaß getrieben, und zuletzt gab mein Bräutigam selber allerlei Komisches zum Besten, das er in Berlin gelernt hatte. Sie konnten sich nicht satt darüber lachen, er mußte Alles wiederholen, und ich dachte immer: Mein Gott! warum kannst Du denn darüber gar nicht lachen? — Es kam mir Alles so — ich weiß nicht wie — so kindisch und so ordinär vor, daß ich mich schämte, und sie waren denn auch Alle bitterböse auf mich, als ich darauf bestand, um zehn Uhr nach Hause zu gehen, um meine gnädige Frau noch zum letzten Male auszuziehen und zu Bett zu bringen. Lieber Gott! was der Mensch elf Jahre lang an jedem Tage gethan hat, das wird ihm ja zur andern Natur! Es wollte es aber Keiner von ihnen

begreifen, am wenigsten mein Bräutigam. Er sagte, das käme Alles von dem verwünschten Dienen bei den Adeligen her, die knechteten den Menschen. Ich sollte mich nur daran erinnern, er habe es schon als Junge nicht leiden wollen, daß ich unter Fremde ginge, aber er werde mir die Knechtschaft schon abgewöhnen, und wenn ich nur erst Frau Meisterin sei, würde ich mich auch den Teufel darum scheren, wer der Alten im Schlosse, die immer eine hochmüthige Person gewesen sei, Abends die Perrücke von dem Kopfe nehme und auf den Ständer stelle.

Ich war still dazu, denn weil sie, mit Ausnahme von meinem Vater und von meiner Mutter, Alle auf seiner Seite waren, hätte ich doch nicht aufkommen können, indeß mir wurde immer weher zu Muthe, und es half mir nichts, daß mein Bräutigam nachher, als er mich nach Hause brachte, Alles gut machen wollte und sehr zärtlich mit mir war. Die ganze Nacht lag ich im Bette und begriff es nicht, wie es gekommen war, daß ich heute nicht glücklich und zufrieden wäre, daß mir meine Herrschaft mehr am Herzen läge, als mein Bräutigam. Ich war ihm wirklich immer gut gewesen und hatte doch auch keinen Andern im Sinne gehabt als ihn.

Es war sehr heiß und gegen den Morgen kam ein Gewitter herauf, das lange über der Gegend stehen blieb. Ich saß im Bette und sah zu, wie die Blitze hin und wieder fuhren. Wenn Dich einer träfe,

dachte ich, wär's am Ende auch kein Unglück. Einmal war ich nahe daran, aufzustehen und zur gnädigen Frau zu gehen. Ich hatte das auch sonst wohl gethan, wenn ein heftiges Gewitter gewesen war, weil sie dann nicht gern allein blieb; aber die Nacht hielt mich zurück, denn ich fürchtete, wenn ich bei ihr wäre, würde ich ihr Alles sagen, und das kam mir auch wieder wie ein Unrecht vor. Ich wußte nicht mehr aus, nicht ein. Ich war froh, als es endlich zu tagen anfing und ich aufstehen konnte.

Am Morgen zog ich meine gnädige Frau zum letzten Male an, räumte Alles auf, gab die Schlüssel ab — es war gerade, als wenn ich sterben und von hinnen gehen sollte. Um elf Uhr fuhren wir in dem guten Wagen der Herrschaft in die Kirche. Mein Hochzeitskleid hatte ich aus des Fräuleins Nachlaß bekommen. Es war das Gros-de-Tour-Kleid, das sie den letzten Tag getragen hatte, und war ganz neu; aber als ich es anzog, sagte die Wirthschafterin, die bei mir war, in dem Kleide einer Todten würde sie sich niemals haben trauen lassen, das bringe kein Glück. — Ich versetzte, das sei ein Aberglauben, nichts desto weniger lag es mir den ganzen Tag im Sinne und ich hab' es nie vergessen.

Die Traurede war sehr schön. Der Herr Prediger sprach, als hätte er gelesen, was in mir verging. Er sagte, wer sich verheirathe und mit seinem Manne fortgehe, der müsse, wie es in der Bibel heiße,

Alles zurücklassen und nichts im Auge haben, als seinen Mann und seine neuen Pflichten; und als die gnädige Frau mich nach der Trauung — die Herrschaften waren nämlich mit in die Kirche gekommen — vor Aller Leute Augen umarmte, als wenn ich ihr Kind gewesen wäre, sprach sie: Werde Deinem Manne eine so rechtschaffene Frau, als Du uns eine treue Dienerin gewesen bist! — Ja, das will ich! weiter konnte ich nichts vorbringen, und ich gab meinem Manne noch einmal die Hand, als hätte ich noch einmal geschworen.

Gleich nach der Kirche ging die Post ab, mit der wir fuhren; wir hatten nur gerade noch Zeit, unsere Hochzeitskleider einzupacken und im Schlosse mit unseren Verwandten das Frühstück zu essen, das die Herrschaften uns gaben. Am Morgen hatte mein Bräutigam gesagt: Weine nur nicht so erbärmlich bei der Trauung und beim Abschiede, wie sie's meistens thun. Ich kann's vor'm Tod nicht leiden, denn es ist wie eine Schande und eine Kränkung für den Mann! — Ich hatte mich also in der Kirche und vor'm Altar auch zusammen genommen; aber wie sie nun Alle um mich herum waren, die Mutter und mein alter, kranker Vater und alle die Leute, mit denen ich die Jahre her im Schlosse zusammen gewesen war, und wie sie mir Alle Glück wünschten und baten, daß ich doch nur schreiben möchte, wie es mir

erginge, da konnte ich mir nicht helfen und weinte bitterlich, und ich weinte auch noch lange, als wir schon in der Post saßen und unter Weges waren.

Mein Mann saß neben mir und redete kein Wort mit mir. Er hatte sich eine Cigarre angesteckt und sah zum Fenster hinaus. Ich merkte, daß er verdrießlich war, und bat ihn, er möchte nicht böse sein, daß ich das Weinen nicht hätte lassen können. Gott bewahre, sagte er, weine nur immerfort! Hätte ich aber gewußt, daß Du so mit Leib und Leben an dem Schlosse hängst, so . . . .

Er sprach nicht zu Ende, was er sagen wollte, ich wußte es ja aber und ich sagte: Konrad! wie soll man denn nicht weinen, wenn man von einer Stelle fortgeht, wo man so lange gewesen ist?

Ich bin auch kein Unmensch! versetzte er, aber wenn man elf Jahre lang verlobt gewesen ist und bekommt einen Mann, der Einem durch die ganzen Jahre treu geblieben ist, da hat man sich zu freuen und braucht nicht so zu flennen. Du weißt's ja, ich hab' es niemals leiden können. Du hast's aber von den Fräuleins so vor Dir gesehen, und da machst Du's nach. Es ist dies nur Vornehmthuerei und weiter nichts. Aber damit richtest Du bei mir gar nichts aus.

Er blieb verdrießlich den ganzen Weg entlang und ich konnte nichts dagegen machen, denn es waren

noch zwei Personen in der Kutsche, ein Handlungs-Reisender und ein Wirthschafts-Inspektor, die allmälig mit ihm zu sprechen anfingen. Als sie hörten, daß wir eben von der Trauung kämen, scherzten sie darüber mit ihm und mir; es half mir aber nicht.

Zwölftes Capitel.

Es war noch heller Tag, als wir in Ranzau einfuhren. Das Haus, in dem Konrad eine Wohnung gemiethet hatte, lag mitten in der Stadt, da wo das Wehr nach den Mühlen hin leitet. Es war, von vorn gesehen, recht freundlich, aber wir hatten nach der Straße hinaus nur eine kleine Kammer, in der die Werkstatt war. Unsere Stube war hinter der Küche gelegen und sah in den Hof hinaus, der von des Nachbars Speichern ganz eingeschlossen war und wenig Sonne hatte. Ehe Konrad abgereist war, hatte er mit dem Burschen die Betten zusammengeschlagen, den Spiegel angebracht und den Kleiderschrank aufgestellt. Im Uebrigen lag und stand noch Alles, wie es angekommen war, damit ich, wie Konrad sagte, es mir nach meinem Sinne einrichten sollte. Die kahlen Wände, die Fenster ohne Vorhänge und ohne Läden sahen unheimlich aus, und obschon es draußen noch hell und schönstes Wetter war, so war es hinten in unserer Stube schon halb dunkel. Die Wohnung gefiel mir nicht, und doch ging es mir zu

Herzen, daß ich nun in unserem Eigenen war, und ich faßte Konrad um und küßte ihn.

Na, thaust Du auf? rief er. Nun, ich hab' mir's wohl gedacht, daß es so kommen würde, und es soll auch gut sein, wenn Du nur keine Faxen machst! Sieh zu, daß Du hier bald Ordnung schaffst, ich will unterdessen nach dem Jungen und nach der Werkstatt sehen; nachher helf' ich Dir.

Er ging fort und ich machte mich an die Arbeit; aber ich dachte immer: Das also ist Dein Hochzeitstag, auf den Du alle die Jahre her gehofft hast? — Und ich war traurig und muthlos, obschon ich mich dagegen wehrte. Dazu wurde ich mit Schrecken gewahr, daß mir Vieles zu schwer war, was ich doch unternehmen und machen mußte. Im Schlosse hatte ich seit Jahren nur feine Arbeit gemacht, und weil ich nicht die Stärkste war, hatte die Herrschaft selber immer darauf bestanden, daß ich den Diener oder sonst Jemanden zu Hülfe rief, wenn etwas Schweres zu heben oder zu tragen oder sonst etwas zu machen gewesen war, das Kräfte forderte. Jetzt wollte ich eine Kiste aufmachen, ich wollte den Schrank fortschieben, und kam damit beinahe nicht zu Stande. Ich war also froh, als ich das Bettzeug und das Waschzeug herausbekommen, die Betten überzogen und vorläufig ein paar Laken vor die Fenster gesteckt hatte, weil noch andere Leute auf dem Hofe wohnten. Dann packte ich das Essen aus, das die Wirthschafterin mir

für den Abend in einem Kober mitgegeben hatte, und deckte den Tisch so gut es gehen wollte. Darüber kam der Konrad mit ein paar Nachbarn herein. Es waren sein Freund, der junge Stellmacher Klinge, und einige andere Leute, mit denen er bekannt geworden war. Sie sagten, sie wollten mich sehen und willkommen heißen, meinten, daß es mir hier in Ranzau, wo es ganz großstädtisch sei und immer großstädtischer werde, natürlich besser gefallen würde, als zu Hause auf dem Gute; dann erzählten sie, was sie alles gethan hätten, dem Konrad so bald auf die Beine zu helfen, und nachdem sie fortgegangen waren und wir gegessen hatten, machten wir bald Nacht, obschon es draußen noch sehr schön war.

Am anderen Morgen ging mein Mann in seine Werkstatt und ich mit gutem Muthe an meine Arbeit. Ich fing an, auszupacken, brachte die Gardinen an den Fenstern an, welche die gnädige Frau mir mitgegeben hatte, machte Rouleaux auf, setzte meinen Nähtisch an das Fenster, die Commode zwischen die Fenster; einen Spiegel, Stühle und was sonst nöthig war, hatte Konrad angeschafft, und wie es Mittag wurde und ich meine Bilder an den Wänden aufgehängt und meine Tassen und sonstigen Andenken aus dem Schlosse auf der Commode und in dem Glasschranke aufgestellt hatte, sah es schon ganz anders als an dem verwichenen Abende aus. Ich legte den kleinen Teppich, den ich aus meiner Stube mitbe-

kommen hatte, vor das Sopha, breitete die Decke, die ich mir in dem letzten Winter aus Seidenstückchen zusammengesetzt hatte, über den Nähtisch, setzte die Messinglampe, bei der ich die eilf Jahre lang genäht, darauf und ging dann hinaus, meinen Mann zu holen, um ihm zu zeigen, wie hübsch es geworden war. Als er hereinkam, besah er sich Alles, ließ sich all unser Küchengeräthe und das Kaffeezeug und Tischgeräthe zeigen, denn die gnädige Frau hatte mir eine ganze Wirthschaft aus dem Ihrigen mitgegeben; als er das aber alles besehen hatte, sagte er mit Einem Male: Sachen hast Du die Hülle und Fülle, und das ist gut und schön, aber wo sollen wir denn wohnen?

Wo wir wohnen sollen? fragte ich verwundert.

Ja, versetzte er, hier in der vornehmen Stube doch wohl nicht? Die ist gut für Sonntag oder Feiertag -- aber auf alle Tage! Das sind ja alles Sachen, zu denen man sich extra waschen muß, um sie nur anzufassen! Und wer soll all das Zeug, das da herumsteht, putzen und in Ordnung halten?

Nun wußte ich, wo er hinauswollte, und mein Vergnügen an der Stube war wie weg. Es sind ja die Sachen, sagte ich, die ich im Schlosse auch gehabt habe, und ich habe sie dort auch in Ordnung und im Stande gehalten neben meiner Arbeit.

Im Schlosse, im Schlosse, rief er, das war auch 'was Anderes! Im Schlosse hattest Du nichts

zu thun, als die vornehme Kammerjungfer vorzustellen, da kosteten die Seife und das Putzpulver auch nichts, da ging nichts aus dem Deinigen! Aber wer soll denn die Wirthschaft besorgen, und wie denkst Du zu arbeiten, wenn Du den halben Tag auf den Kram da mit Staubabwischen verwenden willst? Heute laß es nur in Gottes Namen stehen, aber dann bring's über Seite und schlage Dir das Schloß und die Kammerjungfer aus dem Sinne! Du hast einen Schuster geheirathet, und ein Schuster braucht keine Kammerjungfer, sondern eine Frau wie meine Mutter und wie Deine!

Er ging hinaus und ich stand und sah mich um und wollte, weil mir nun die Lust an meinem Bißchen Hab und Gut vollends vergangen war, Alles gleich fortnehmen und verpacken; aber gerade da kam Konrad wieder mit dem alten, reichen Klinge, der unser Nachbar war, herein, und wie der die hübsche Stube lobte und sich darüber aussprach, daß es so herrschaftlich bei uns aussähe, und daß man einen neuen Bürger gleich anders aufnehme, wenn man bemerke, daß er gut im Stande sei, schlug Konrad mit Einem Male andere Saiten an und wurde ganz vergnügt darüber. Ja, sagte er, es hat Alles gleich ein anderes Ansehen, wenn eine Frau im Hause ist, und nun es so ist, so soll's auch so bleiben. Laß es denn nur in Gottes Namen stehen!

Der Stellmacher wußte nicht, was damit ge-

meint war, und wir sagten beide nichts. Als er aber fort war und ich in die Küche gehen wollte, den Mittag abzukochen, kam mein Mann mir nach. Er hatte nun wohl den Gedanken, daß er vorher Unrecht gehabt hatte, denn so klug, es mir zu sagen, daß ich nicht meine ganzen Tage mit Staubabwischen zubringen dürfte, wäre ich wohl selbst gewesen; aber er hatte von Jugend an nie eingestehen können, wenn er Unrecht gehabt hatte, er suchte es dann nur immer gut und vergessen zu machen, indem er Einem etwas schenkte oder ihm etwas zu Gefallen that; und so nahm er mich denn nun beim Arme und sagte: Du! Da es bei uns doch nun einmal so vornehm aussieht, daß der alte Klinge sich darüber wundert, so wollen wir auch wie die Herrschaften gleich müßig gehen. Heut' ist so Blau-Montag, heirathen thut man auch nur einmal, mach' Dich schön, wir wollen nach der Mühle hinaus. Da ist Montags immer ein Fischessen, Abends kommen auch die Anderen immer hin, die können dann gleich sehen, wen ich an Dir habe.

Ich mußte dem Burschen geschwind zu essen geben, dann zogen wir uns beide an, das Wetter war schön, jung verheirathet waren wir, Konrad wurde seelenvergnügt, so wie wir in das Freie gekommen waren, und als wir dann durch die Felder gingen und in den Wald kamen und ich nicht wie sonst daran zu denken brauchte, um welche Zeit ich wieder zum

Dienste zu Hause sein müßte, fing ich auch an, mich sehr zu freuen, daß ich nun endlich verheirathet und auf meine eigene Hand war.

Wir blieben den ganzen Tag in der Mühle, aßen dort zu Mittag, am Abend kamen die anderen Leute auch hinaus, es waren alles Bekannte von meinem Manne. Er hatte ihnen im Vorbeigehen gesagt, daß sie uns draußen finden würden, und wie wir denn beisammen waren, hieß es, daß sie einen Picknick veranstalten und unsere Hochzeit nachfeiern wollten. Der eine junge Mensch hatte eine Harmonica mitgebracht, ein Anderer seine Guitarre, und da es Mondschein und sehr warm war, tanzten wir, als wir zum Abend gegessen hatten, am Ende noch bis tief in die Nacht hinein. Als wir nach Hause gingen, sangen wir im Walde, und dazu zirpten die Heuschrecken und schien der Mond so hell, daß man sah, wie der Thau aufgestiegen war und über den Kornfeldern glänzte, zwischen denen unser Weg sich hinzog.

Was meinst Du, Frieda, sagte mein Mann, hier ist's auch nicht übel?

Ich konnte gar nichts sagen, ich hatte ein schlechtes Bewußtsein, weil ich ihm vorher innerlich so abgewendet gewesen war, und ich konnte mir jetzt erst recht nicht denken, wie das gekommen und möglich gewesen war, da wir uns doch von Kindheit an so lieb gehabt hatten. Ich ging so nahe an ihm, als ich konnte, und ich hielt mich fest an ihm, als könnte

ich's damit gut machen, daß ich mir eingebildet hatte, ihm abgewendet zu sein. Er faßte mich um, und so kamen wir bis an unsere Thüre.

Wie er aufschloß und ich hineinging, hielt er mich zurück. Willst Du nicht nach Hause gehen und wie vorgestern Deiner gnädigen Frau die Perrücke abnehmen?

Ich mußte selber darüber lachen. Es kam mir vor, als wäre es Gott weiß wie lange her, daß ich im Dienste gewesen war, und wenn ich jetzt so zurückdenke, glaube ich, daß jener Montag der glücklichste Tag in meinem ganzen Leben gewesen ist.

Dreizehntes Capitel.

Am Dinstag machten wir uns beide wieder an die Arbeit. Konrad ging ganz früh in seine Werkstatt und ich setzte mich hin und schrieb auf Zettel, die wir uns geschnitten hatten, daß man in der Mühlenstraße Nr. 5 Feinzeug und Spitzen wasche, schneidere, Putz mache und frisire. Einen solchen Zettel hingen wir in der Werkstatt an das Fenster, die anderen sollten gelegentlich in meines Mannes Kundschaft umhergeschickt und auch auf die Güter mitgegeben werden, wenn dorthin Arbeit abgeliefert wurde. Wir hatten es draußen in der Mühle den Bekannten auch gesagt, daß sie mich empfehlen und mir Arbeit zuweisen möchten, und es kam denn schon an dem Morgen die Frau des einen Meisters mit einem Kleide, das ich ihr umwenden und nach dem Anzuge, den ich in der Mühle angehabt hatte, modernisiren sollte. Weil es also mit meinem modischen Anzuge gut eingeschlagen war, machte ich mir einen Vers daraus, daß ich, wie mein eignes Aushängeschild,

immer ordentlich frisirt und angezogen sein müßte, und ich war das auch so gewohnt und hielt auf mich.

Aber wie das so ist, fand sich, nachdem ich ein paar Wochen hindurch recht hübsch zu thun gehabt hatte, danach nichts für mich, während Konrad schöne Arbeit hatte. Wenn dann die Woche um war und er nachrechnete, was wir eingenommen hatten, und ich hatte nichts verdient, so war er mißmuthig. Er war, als er seiner Zeit in Berlin gearbeitet hatte, immer in den Handwerkervereinen gewesen, hatte dort gehört und gelernt, wie Handwerkerfamilien sich dadurch vorwärts helfen müßten, daß Jeder arbeitete, und weil wir auch das Beispiel meiner Eltern vor Augen hatten und wußten, was es auf sich habe, wenn man nichts vor sich gebracht hat und im Alter nichts mehr verdienen kann, so hatten wir beide gleich von Anfang an auf das Zurücklegen und auf die Sparkasse gedacht — und wenn ich sonst nichts zu thun hatte, fing ich zu häkeln und zu sticken an, in der Hoffnung, daß ich die Arbeit gelegentlich wohl würde verkaufen können.

Dadurch saß ich aber die meiste Zeit des Tages in meiner Stube an meinem Nähtische fest, und wenn ich dann nichts und immer nichts vor Augen hatte, als die Hinterwände von des Nachbars Scheunen, so konnte ich nicht anders, als daran denken, wie jetzt in meine Stube im Schlosse die Sonne hineinscheinen und wie prachtvoll im Garten die Rosen jetzt

blühen würden, und dann kam mir unser Hof und meine Stube noch viel enger und viel finsterer vor, als sonst, und ich dachte manchmal, ich müßte ersticken, wenn ich nicht an die Luft käme. Ich hatte überhaupt eine Sehnsucht nach dem Schlosse, die gar nicht zu beschreiben war, nach dem Schlosse und nach der gnädigen Frau und nach all den Herrschaften, die dorthin gekommen waren. Ich hätte immer wissen mögen, wie es ihnen ging, und von ihnen hören und sie wieder einmal sprechen mögen, weil sie so gut zu mir gewesen waren. Bei allem, was ich in meiner Wirthschaft that, fiel mir immer ein, was ich um die Zeit im Schlosse vorgenommen haben würde, und ich hätte gern sehen mögen, wie die neue Kammerjungfer es machte und wie es ohne mich ging. Anfangs hatte ich zu meinem Manne oftmals gesagt: Im Schlosse war es so und so, und jetzt wird im Schlosse Dieses sein, jetzt wird dort Jenes geschehen! Aber er war dann jedes Mal verdrießlich geworden, und ich hatte nur nöthig gehabt, von irgend etwas zu bemerken, daß wir es im Schlosse so gemacht hätten, so hatte er es schlecht gefunden und es nicht so haben wollen. Ich sollte nicht einmal kochen, wie es dort für die Leute gethan wurde; ich sollte den Tisch nicht decken, wie ich es in den ersten Tagen bei uns gemacht hatte; ich sollte überhaupt nicht so viel Umstände machen, sagte er immer, und es waren doch alles Sachen, die nichts kosteten, sondern das Leben nur angenehmer

machten. Es war gerade, als hätte er es meinem Vater nachthun wollen, bei dem auch Alles so bleiben sollte, wie es zu seiner Eltern Zeiten gewesen war, und wenn ich es mir dann einmal beikommen ließ, meinem Manne zu sagen, daß es doch besser sei, an einem ordentlich gedeckten Tische zu sitzen, als so von der bloßen Schüssel herunter zu essen, so sagte er: Ich habe in der Caserne drei Jahre lang von der bloßen Schüssel gegessen und mich gut dabei befunden; worauf die Schüssel steht, ist mir einerlei, wenn ich nur drin habe, was ich brauche.

Nachgeben mußte ich natürlich, denn ich wollte doch Ruhe im Hause haben, und weil mein Mann mir immer vorwarf, daß ich zu einer Handwerkersfrau nicht taugte, daß ich lauter Vornehmheiten im Kopfe hätte, so fing ich an, gar nicht mehr vom Schlosse und von den vergangenen Zeiten zu sprechen. Dadurch dachte ich jedoch im Stillen erst recht daran, und was der Mensch so in sich hineinbohrt, das ist selten gut für ihn. Wenn mein Mann sich darüber ärgerte, daß ich mich öfters wusch und mich nach der Arbeit wieder gleich in Ordnung brachte, so konnte ich mich nicht daran gewöhnen, daß er's nicht that. Er setzte sich öfters an die Arbeit, wie er aus dem Bette kam, und erst Abends, wenn er — wie alle Meister im Orte — zu Biere ging, machte er sich zurecht, wie sich's gehörte. Es war Alles anders, als ich's gern wollte und vor Augen gehabt hatte.

Streit hatten wir nicht mit einander; zu klagen hatte ich auch nicht, denn mein Mann war sehr fleißig und ein guter Wirth. Ich that auch, was ich konnte, und mit Willen legten wir einander nichts in den Weg; aber zufrieden waren wir beide nicht und konnten's auch nicht sein, wir waren's auch gar zu verschieden gewohnt. Ich war in all den Jahren, die ich mit dem seligen Fräulein und mit der gnädigen Frau gelebt hatte, still geworden; mein Mann war von Haus aus, wie die Seegers alle, laut und lustig und auf der Wanderschaft und in der Caserne immer unter vielen Menschen gewesen. Ich hatte im Schlosse dagegen, weil die gnädige Frau es so wollte, wenig Verkehr mit den anderen Leuten gehabt, und wenn ich nun in Ranzau ab und zu mit den anderen Meistersfrauen zusammenkam, so hatte die Eine immer so viel von der Anderen nachzureden, daß ich dachte, es würde hinter meinem Rücken über mich wohl eben so hergehen, und ich hielt mich also deßhalb auch jetzt wieder für mich selber. Das war indessen auch nicht gut und sollte mir zu Hause kommen.

Das ganze erste Jahr ging so hin. Ich hatte ein paarmal Briefe vom Schlosse bekommen und hatte auch geschrieben, daß es mir gut ging, aber gerade dann hatte ich mich am meisten zurückgesehnt; und das Schreiben hörte auch auf, weil mein Mann nichts davon hielt und ich doch auch nichts zu sagen und zu melden hatte. Ich lebte still für mich hin, wir

kamen sachte vorwärts, mein Mann wurde Schützenmitglied und ging die Abende nun in's Schießhaus, Sonntags ging ich auch mit hin. Wie gesagt, klagen konnte ich nicht, aber recht zufrieden waren wir alle beide nicht.

Inzwischen hatte sich für mich eine neue und gute Kundschaft gefunden. Gerade ein Jahr nachdem wir Hochzeit gemacht hatten, war auch ein neuer Landrichter — er hieß Niemann — mit seiner jungen Frau in Ranzau angelangt. Er und sie waren beide aus der Hauptstadt, und die junge Frau wollte gleich beim Auspacken Hülfe haben. Da kam der Registrator, bei dem der Herr Landrichter sich erkundigte, ob nicht Jemand aufzutreiben wäre, der seiner Frau bei der Einrichtung zur Hand gehen könnte, auf den Einfall, mich zu empfehlen, und so kam ich in das Haus. Eine Zeit lang, bis Alles in Ordnung war, mußte ich fast alle Tage einige Stunden dort sein. Ich kam oftmals erst spät am Abend wieder, und während ich dann noch besorgte, was in unserer Wirthschaft nöthig war, pflegte ich zu erzählen, was ich den Tag gethan hatte und was im Hause vorgegangen war; aber ich fand damit bei meinem Manne keine gute Aufnahme.

Jetzt kannst Du reden, sagte er einen Abend, nun Du wieder unter Deinen vornehmen Herrschaften bist; aber wenn Du unter Deines Gleichen bist, thust Du den Mund nicht auf, daß sie unter den Nachbarn denken müssen, ich hätte mir eine Taubstumme

genommen. Na, wenn wir Kinder haben, die sollen mir in kein Schloß und in kein großes Haus! Die sollen keine vornehmen Schrullen in den Kopf gesetzt bekommen, sondern unter ihres Gleichen bleiben! Es wird zum Glücke wohl auch die Zeit noch kommen, wo man mit den Vornehmen ein Ende machen und Unsereiner wieder wie 1848 obenauf sein wird!

Wenn mein Mann so sprach, war nichts mit ihm zu machen. Er war immer demokratisch gewesen, und hier in Ranzau waren sie es Alle, so daß Einer sich an dem Anderen bestärkte. Hatte er einmal recht seine üble Laune gegen mich, so nannte er mich die gnädige Frau, und seit ich bei der Frau Landrichterin arbeitete, kam das öfters vor, als sonst, obschon er wußte, was er mir für einen Tort damit anthat. Mit der Zeit fing es an, alle Augenblicke Unzufriedenheiten zwischen mir und ihm zu geben, und wenn ich mich dann fragte, wie das komme, so wußte ich es selber nicht, denn es waren immer solche Kleinigkeiten, die den Anlaß zum Verdrusse gaben, daß man dachte, es könnte gar nicht möglich sein.

Einen Abend zum Beispiel, als mein Mann sich gerade mit einem Kunden abgeärgert hatte, kam ich, zum Ausgehen angezogen, in die Werkstatt, da ich einen Korb voll feiner Wäsche in das Landgericht zu tragen hatte. Ich war in meinen Alltagskleidern, aber weil ich die Tage immer Zahnschmerzen gehabt hatte, so hatte ich mir einen Hut aufgesetzt und mein

Plaidtuch umgebunden. Wie mein Mann das sah, fuhr er mit Einem Male auf: Ist vielleicht der Bursche gefällig, rief er, der gnädigen Frau den Waschkorb nachzutragen?

Mir schoß alles Blut in den Kopf, weil der Junge zu lachen anfing, und ich sagte: Ich denke, ich habe noch nach Keinem verlangt, der mir meine Arbeit abnimmt!

Nun, rief mein Mann spöttisch, zu einem Strohhut und zu einem Shawltuch gehört ja doch kein Waschkorb! Ich werde noch einen Extra-Burschen halten müssen für die gnädige Frau, und es ist kein Wunder, wenn Jeder mich jetzt zwickt und zwackt, wo er nur immer kann! Sie denken, wenn ein Schuster so eine statiöse Stube hat und seine Frau so herumstolziren läßt, so muß er mehr verdienen, als ihm nöthig ist, und dem können wir 'was abziehen, da unsere Frauen nicht so wie des Schusters Frau die Damen spielen!

Ich wollte Einrede thun, mich vertheidigen, fragen, was ihm eingefallen sei; er ließ mich aber nicht zu Worte kommen. Schweig'! rief er mir zu. Ich bin hier im Hause und im Orte vorwärts gekommen, ehe Du da gewesen bist, ich weiß, was sich hier am Orte schickt! Ich bin ein Schuster und ein Bürger, und ich kann's nicht ausstehen, daß Dir nur wohl ist, wenn Du unter vornehmen Leuten sein kannst! Meinst Du, ich merke es nicht, daß Du Gott dankst, wenn

Du ins Landgericht auf Arbeiten gehen kannst? Meinst Du, ich weiß es nicht, daß Du bei Allem, was Du machst und thust, auch jetzt nach Jahr und Tag immer noch das verwünschte Schloß im Sinne hast?

Aber, Konrad, fiel ich ihm ein, ich habe Dir's an unserem Hochzeitstage gesagt, wenn man doch sein halbes Leben an einem Orte gewesen ist....

Ach, was da, halbes Leben! rief er. Das sind ja eben die verfluchten vornehmen Redensarten! Halbes Leben hin, halbes Leben her! Ich wollte, Du wärst Dein anderes halbes Leben auch geblieben, wo Du gewesen bist! — Geh' Deiner Wege und mache, daß Du mit den Sachen fortkommst!

Ich wollte auch gehen, aber weil der Zank so ohne Grund gekommen war, stürzten mir die Thränen aus den Augen, und um mich doch so nicht vor den Leuten auf der Straße sehen zu lassen, ging ich in unsere Stube und weinte mich satt und aus. Wie ich nun so da saß und mir mein eigen Herz ausschüttete, kam ich mir zum ersten Male sehr unglücklich vor, und hätte ich zaubern und fliegen können, so wäre ich im Umsehen wieder im Dienste und im Schlosse gewesen. Ich hätte Gott weiß was drum gegeben, hätte ich nur auf eine Stunde mein seliges Fräulein bei mir haben und hören können, wie sie mit ihrer sanften Stimme freundlich zu mir sprach. Ich hatte im Schlosse wohl auch einmal einen ungerechten Vorwurf erhalten und er war mir bitter gewesen, aber

so ganz um nichts und wieder nichts hatte kein Mensch mich je dort gescholten — und daß mein Mann mir gar noch sagte, es wäre besser gewesen, ich wäre gar nicht in sein Haus gekommen, das schnitt mir vollends in das Herz.

In meiner Traurigkeit war mir die Zeit rascher vergangen, als ich gedacht hatte, es fing schon zu dämmern an, und ich mußte mit der Wäsche fort. Ich ließ also mein Shawltuch liegen, ließ auch den Hut liegen, weil ich doch wenigstens wieder Frieden haben wollte, nahm meinen Korb unter den Arm und machte mich auf den Weg.

Es war Samstag, und aus der Tuchfabrik kamen die Arbeiter und die Arbeiterinnen zurück, und wie ich zwischen ihnen, ohne mich umzusehen, bis auf den Markt gekommen war und schon auf der Schwelle von dem Landgerichte stand, sagte mit Einem Male Jemand: Mein Gott, Fräulein Frieda, wie kommen Sie denn hierher und mit dem großen Korbe?

Ich wußte gar nicht, wie mir geschah, denn die Stimme klang mir so bekannt, und wie ich hinsehe, erkenne ich einen von den früheren Schreibern aus dem Amte. Herr Hellwig! rief ich ganz verwundert aus, und obschon ich ihn im Schlosse nur selten gesprochen hatte, freute ich mich sehr, ihn wiederzusehen, eben weil er doch vom Schlosse war. Wir gaben uns die Hände, wie alte Bekannte. Er erzählte, daß er, nachdem er die Stelle im Schlosse aufgegeben, zwei

Jahre bei einem Advocaten gearbeitet habe; der habe ihn an das Kreisgericht als Hülfsarbeiter empfohlen; danach habe er ein Examen bestanden und sei nun hier beim Landgerichte als Kanzlei-Secretär fest angestellt. Er sei erst vor zwei Tagen in Ranzau angekommen, und der Herr Landrichter habe ihm eine Stube im Gerichtshause eingeräumt, um immer Jemanden zur Hand zu haben, wenn es einmal etwa schnelle Arbeit gäbe.

Er erkundigte sich darauf nach meinem Schicksal, und wie ich ihm dann sagte, daß ich an einen Schuhmachermeister verheirathet sei, rief er: Einen Schuhmacher haben Sie genommen? Wahrhaftig, das wundert mich! Wir dachten Alle immer, sie wollten höher hinaus! Sie hielten Sich so apart, und bei dem Wohlwollen, das die Herrschaften im Schlosse für Sie hegten, hätten Sie auch eine andere Heirath machen können. Sie waren ja wie die Schwester des verstorbenen Fräuleins. Es wagte sich von Uns kaum Einer an Sie heran, und Sie thaten auch, als merkten Sie es gar nicht, wie schön wir Alle Sie fanden und wie wir ihnen dies zu verstehen geben wollten. Wir glaubten immer, Sie würden einmal den Oberförster heirathen, der ja auch ihr eifriger Verehrer war und von dem ein Jeder wußte, wie nahe er dem Amtsrathe angehörte.

Wir standen wohl über eine Viertelstunde bei einander. Der Secretär fragte, wer denn mein

Mann sei, wie ich zu ihm gekommen wäre, wie es uns ginge und ob wir glücklich mit einander lebten. Ich gab über Alles Auskunft und versicherte, daß wir unser gutes Auskommen hätten und daß ich recht zufrieden sei. Darauf wollte er wissen, wo wir wohnten, und wie ich ihm das angab, meinte er, das sei ja auf dem Wege nach der Waldmühle, da sei er vorbeigekommen, als er gestern Abend spazieren gegangen sei, und er wolle bald einmal vorsprechen. Wie er das so sagte, schoß es mir gleich durch den Kopf, daß dann natürlich vom Schlosse und von den Herrschaften die Rede sein und daß dies auf eine oder die andere Weise wieder böses Blut bei meinem Manne geben würde. Der ganze Verdruß, den ich eben erst gehabt und den ich so im Sprechen halbwegs vergessen hatte, fiel mir wieder auf das Herz, und ohne zu überlegen, was ich damit that — man denkt ja nicht immer gleich an Alles —, bat ich den Secretär, er möchte es lieber unterlassen, zu uns zu kommen, er sei ja in ganz anderen Verhältnissen als wir, und er würde es bei uns nicht finden, wie er es gewohnt sei.

Er sah mich an und lachte, und wenn er lachte, hatte er trotz seines hübschen Gesichtes immer etwas Böses für mich gehabt. — Ich verstehe, sagte er, ihr Mann ist eifersüchtig!

Gott bewahre! rief ich, und ich hätte ja auch eine Unwahrheit auf mich genommen, wenn ich das

damals nicht mit aller Macht sowohl von mtr wie von meinem Manne abgeleugnet hätte; aber der Secretär gab nichts darauf.

Leugnen Sie es nur, meinte er; ich sehe darin nur um so mehr, daß ich in das Schwarze getroffen habe. Es ist ja auch ganz natürlich! Sie gehören nicht hierher, so wenig, wie ich, und für einen Handwerker waren Sie keine Frau. Augen wie Ihre hätten, wie gesagt, weit höher hinauf sehen müssen, und wenn ich denke, daß Sie Sich hier mit solchem Korbe voll Wäsche tragen müssen — das hätte Ihnen im Schlosse kein Mensch zugemuthet. Es ist und bleibt ein Räthsel — dahinter steckt irgend etwas — so ein Trotz aus unglücklicher Liebe oder so etwas.

Nein, nein, wahrhaftig nicht! fiel ich ihm rasch in die Rede, weil ich das nicht auf mir sitzen lassen wollte. Ich war ja von Kindheit an mit meinem Manne verlobt!

Ach so, meinte der Secretär — ja, dann verstehe ich's! — Er schüttelte darauf mit dem Kopfe, war eine kleine Weile still und sagte danach: Wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie besuche, so thue ich es natürlich nicht, aber deßhalb sehen wir uns nicht zum letzten Male. Sie sagten ja, sie kämen öfters hier ins Haus, und ich wohne hier, da treffen wir uns schon.

Er schüttelte mir darauf die Hand, sagte mir Gute Nacht und ging in seine Stube hinein, die hinter

dem Amtslocale im Seitenflügel nach dem Garten lag, und ich stieg die Treppe hinauf, meine Wäsche abzuliefern.

Ich hatte mich sehr gefreut, den Secretär wiederzusehen, obschon sie im Schlosse nicht viel von ihm gehalten hatten. Der gnädige Herr hatte ihn einen leichtfertigen Passagier geheißen, wenn einmal die Rede von ihm gewesen war; aber er hatte dann immer hinzugefügt: Gescheidt und ein tüchtiger Arbeiter ist der Hellwig, und vorwärts kommen wird er auch, denn er ist ehrgeizig, er hält sein Ziel im Auge und denkt an nichts, als an sich. Ein paar Mal waren ihm auch Liebschaften im Schlosse und im Orte nachgesagt worden, und ich war ihm geflissentlich aus dem Wege gegangen, denn er hatte die Manier gehabt, Einen immer von Kopf bis Fuß zu besehen, daß man nicht wußte, wohin man sich wenden sollte. Hübsch hatte ich ihn jedoch auch gefunden. Er sah wirklich vornehm aus und es stand ihm Alles gut.

Vierzehntes Capitel.

Als ich nach Hause kam, war schon Mondschein. Mein Mann hatte Feierabend gemacht und saß im Hause unter der Thüre und rauchte. Das wunderte mich, denn er ging sonst alle Abend fort, und als ich herankam, rückte er nach der anderen Seite, wie wenn ich mich zu ihm setzen sollte. Du bist lang' weggeblieben! sagte er, aber nicht so, als wenn er mir einen Vorwurf machen wollte, sondern als hätte er auf mich gewartet.

Gehst Du nicht in den Adler? fragte ich. — Nein, versetzte er, ich kann ja auch wohl einmal zu Hause bleiben. — Ich sah daraus, daß es ihm leid that, mit mir gezankt zu haben, und wenn bei Einem, den man lieb hat, sein gutes Herz zum Vorschein kommt, so vergißt sich alles Andere wieder. Ich trug meinen Korb nach hinten und setzte mich zu ihm; es war lange her, daß wir einmal so zusammen gesessen hatten. Er fragte, ob bei Landrichters Alles gut gewesen wäre. Ich sagte Ja und wollte schon erzählen, was mich aufgehalten und daß ich dem Se-

cretär gesagt hätte, er solle nicht zu uns kommen; da fiel mir aber ein, daß dann doch wieder vom Schlosse gesprochen werden würde, und so sagte ich gar nicht, daß ich den Secretär gesehen hätte. Ich wollte es lieber morgen oder übermorgen thun, wenn der Streit vergessen und Alles recht im Gleichen sein würde.

Ich war aber in all der Zeit nicht recht gesund, denn von meinem fünfzehnten Jahre ab war ich an die leichtere Kost im Schlosse gewohnt gewesen, unser Essen bekam mir also oftmals nicht, und manche Arbeit, manches Heben und Tragen war mir recht schwer. Ich wollte es mir indeß nicht gern merken lassen und hatte mir wohl gerade an dem Tage viel zu viel gethan. In der Nacht wurde ich sehr krank. Wochen und Wochen mußte ich fest im Bette liegen, mein Mann hatte Mühe und große Noth davon, und ich zählte die Stunden, bis ich wieder auf den Füßen würde sein können, denn mein Mann konnte das Kranksein nicht leiden, und wenn er mir's auch an nichts fehlen ließ, so fühlte ich doch, daß ich ihm zur Last war, und ich dachte oftmals selber: Ohne Dich wäre er besser dran gewesen, und er hätte sich schnell getröstet, wenn Du gestorben wärst.

Als ich aus dem Bette kam, war ich so schwach, daß ich kaum stehen konnte. Die Hände fielen mir herunter, wenn ich eine Weile nähte, und als ich zuerst wieder an unseren Spiegel kam, kannte ich mich

kaum wieder, das Haar war mir ganz ausgegangen, ich sah wie eine alte Frau aus, und weil ich vor mir selber erschrak, rief ich: Herr Gott, wie seh' ich aus!

Wie sollst Du aussehen? sagte Konrad, Du hast ja seit Jahren nicht anders ausgesehen, und das wäre auch das Wenigste! — Er ging darauf hinaus, aber ich wußte, was er dachte, und ich wußte auch, was es bedeutete, wenn er mir mit einem gewissen Tone immer sagte: Sitz' Du nur und curire Dich aus! Ich werde auch alleine fertig!

Ich kann es Ihnen nicht so deutlich machen, wie Alles gewesen ist, aber es war schrecklich für mich, obschon er es auf seine Weise nicht böse meinte und nur sagte, was er dachte. Unrecht geben konnte ich meinem Manne auch nicht. Er mußte nun, da Alles auf ihm lag, arbeiten von früh bis spät; ich bekam ihn, außer wenn wir mit dem Burschen aßen, die ganzen Tage nicht zu sehen, und wenn wir nachher Nachts zusammen waren und ich dachte, ich werde nun einmal Alles sagen, so hatte ich so viel auf dem Herzen, daß ich es mir nicht traute, weil ich fürchtete, ich könnte es damit noch mehr bei ihm verderben. Ich war wie abgesetzt, und das fraß an mir, denn wenn Unsereiner auch nicht viel gelernt hat, so hat er doch sein Ehrgefühl, und mit einem Manne zusammen zu leben, dem man es anmerkt, daß er wünsche, er hätte Einen nicht genommen, das ist gar

zu bitter. Tag und Nacht sehnte ich mich zurück in meinen Dienst und in meine Stube im Schlosse, wo ich für mich gewesen und mit gutem Gewissen zu Bett gegangen war, wenn ich meine Schuldigkeit gethan hatte.

Ich sage das nicht, um mich weiß zu brennen; Gott bewahre! Ich möchte Ihnen nur gern erklären, wie es gekommen ist, daß ich mich so unglücklich fühlte, und wie ich froh war, als ich nur wieder ausgehen und Arbeit nehmen konnte.

Des Herrn Landrichters Frau war nahe an ihrer ersten Niederkunft und ließ mich holen, weil sie für das erwartete Kind und für ihr Wochenbett Vielerlei zu nähen hatte. Sie fand mich noch schlecht aussehend, gab mir Wein zu trinken, und der erquickte mich sehr. Ich hatte im Schlosse öfters ein Glas Wein bekommen, hatte mich jetzt oft danach gesehnt und es doch nicht mehr verlangen können, wie das Schlimmste nur erst vorbei war. Frau Niemann sah, wie der Wein mich stärkte, gab mir eine halbe Flasche davon mit, und als ich ihr dann die Arbeit abliefern kam, sagte sie, sie hätte mir einen Vorschlag zu machen, der für beide Theile gut sein würde. Sie wolle mich jetzt auf Tagarbeit zu sich nehmen, bis sie niederkomme, und nachher solle ich sechs Wochen ganz in ihrem Hause bleiben, sie zu pflegen. Schwere Arbeit oder zu viele Anstrengungen würde ich dabei nicht haben, denn ihre Mutter würde auch nach

Ranzau kommen. Sie wolle nur Jemand in der Nähe haben, der der Mutter immer zur Hand sei, und sie denke dabei auch an mich. Sie habe mich gern um sich, und ich könnte denn im Hause so mit durchgepflegt werden, bis ich wieder bei Kräften sein würde.

Ich konnte ohne meinen Mann nicht Ja, nicht Nein sagen, denn ich war bisher nicht auf ganze Tagarbeit ausgegangen, und ich glaubte nicht, daß es ihm lieb sein würde, weil es unter den andern Meistersfrauen nicht der Brauch war, und unsere Umstände waren ja nicht schlecht. Ich hatte freilich Lust dazu, denn es brachte Geld ein, und ich war gern bei Niemanns; als ich indessen davon zu Hause anfing und mein Mann gleich sagte, ich könnte in Gottes Namen gehen, denn ich hätte ja nun die Probe gehabt, wie er auch ohne mich gut fertig werde, so that's mir leid, daß ich's gesagt hatte, und ich würde gern davon abgestanden sein, hätte ich nur gewußt, auf eine andere Weise so viel einzubringen.

Den ersten Morgen, als ich auf Tag über aus dem Hause ging, hatte ich, was man eine böse Ahnung nennt. Ich stand unter der Thüre und wollte wieder umdrehen, wie ich jedoch erst bei der Arbeit saß, war es vorbei.

Es war im Mai und schönes, warmes Wetter. Ich nähte in dem Gartensaal, der am Ende eines langen Ganges hinter der eigentlichen Wohnung lag.

Der Rasen war schon prachtvoll grün und der Flieder und die Bäume blühten. Ich konnte, weil es so still war, die Bienen summen hören, und die Vögel sangen auch. Darüber wurde mir, als wenn ich in der Kirche wäre, so ruhig und so zufrieden. Bei uns zu Hause war es niemals still, denn auf der einen Seite arbeitete mein Mann, im Hofe wohnte der Tischler, und in den Ställen und Scheunen des Nachbars war auch immer Arbeit und Geräusch. Ich nähte und ruhte mich dabei recht aus, und zuweilen dachte ich, wenn ich mich nun umsähe, müßte vor mir unser Garten vom Schlosse liegen und dahinter die großen Weizenfelder, die bis zum Walde gingen, denn so still für mich hatte ich im Schlosse in meiner Stube stets genäht, und seitdem nicht wieder. Mein Essen wurde mir herunter geschickt, ab und zu kamen die junge Frau und ihre Mutter herein und sprachen freundlich mit mir, und ich konnte nicht ablassen, daran zu denken, wie gut ich es in meiner Jugend gehabt hatte, und mich nach der Zeit zurück zu sehnen mehr wie je.

Abends, als ich mein Abendbrot bekam, ging ich damit in den Garten hinaus, denn die Herrschaften waren bei Tisch, und ich wußte also, daß ich Niemand störte. Ich setzte mich auf die Bank vor dem Gartensaale hin und hatte schon mein Tuch neben mir liegen, um gleich fort zu gehen, wenn ich gegessen haben würde, da kam der Secretär aus seiner Stube

heraus. Er hatte, wie er sagte, gehört, daß ich krank gewesen sei, und wie er bemerkte, daß ich noch so übel aussah, erkundigte er sich, weßhalb ich denn schon auf Arbeit ginge, und ob sie im Schlosse wüßten, daß ich so lange gelegen hätte.

Nein! sagte ich.

Warum haben Sie es denn nicht geschrieben? fragte er.

Ich versetzte, daß ich schon seit einem ganzen Jahre nicht mehr geschrieben hätte, weil das doch zu nichts führen könnte. Und weil ich merkte, daß ihm dieses auffiel, und doch nicht gern wissen lassen wollte, weßhalb ich nicht mehr schrieb, so sagte ich: Wenn das selige Fräulein noch lebte, so würde ich wohl geschrieben haben, jetzt aber, wo die gnädige Frau allein sei und mit den Augen nicht mehr so fort könne, wie vordem, wollte ich nicht unbescheiden sein.

Er nickte mit dem Kopfe, als wenn er das verstände, meinte darauf aber: Mit dem Bescheidensein ist's so eine Sache, man muß darin auch nicht zu weit gehen; denn wenn ich jetzt bescheiden wäre, so glaubte ich Ihnen, was Sie mir da sagen — aber ich glaub' es Ihnen nicht. Ihnen, das habe ich Ihnen gleich damals angesehen und gehört, wie ich Ihnen zuerst begegnet bin, Ihnen geht's nicht gut, und Sie wollen das nicht merken lassen. Sie sind mit Ihrer Heirath nicht gut angekommen, das hatte ich beim ersten Worte weg.

Wie er mir das so auf den Kopf sagte, war ich so erschrocken, als hätte ich dasselbe nicht oft selbst genug gedacht. Ich wollte mich herausreden, aber er ließ mir dazu nicht die Zeit, und mit Fragen und Fragen: wie mein Mann denn wäre? und wie wir zusammen lebten? und wie sich Dies und Jenes machte? hatte er, ohne daß ich es wollte, mehr von mir erfahren, als mir lieb war. Ich hatte ihm gesagt, daß ich schon oft geglaubt hätte, es würde besser für mich gewesen sein, wenn ich im Schlosse geblieben wäre, denn ich sei nicht von den Stärksten, mein Mann könne die Schwächlichkeit nicht leiden, und ich hätte vielleicht lieber gar nicht heirathen sollen.

Er lachte dazu. Die Weisheit hat Ihnen wohl Ihr Mann beigebracht? rief er; aber so geht's immer in der Welt. Wenn die Menschen einen dummen Streich gemacht haben, so kommen sie auf alle möglichen Ausreden und Einfälle, nur auf das Rechte nicht. Das kenne ich — aber es thut mir leid, sehr leid, das können Sie mir glauben. Und wenn ich Ihnen einmal dienen kann, so denken Sie an mich, Sie haben hier einen Freund an mir. Vergessen Sie das nicht.

Er schüttelte mir dazu die Hand, und mir — ich war ja noch so schwach — mir gingen die Augen über. Es hatte lange Niemand so freundlich zu mir gesprochen. Arme Frau! Sie arme Frau! rief er, weinen Sie doch nicht, das taugt Ihnen ja nicht.

Kommen Sie, binden Sie Ihr Tuch um, der Thau fällt schon! Kommen Sie, ich will Ihnen helfen. Er gab mir darauf mein Tuch um, ging mit mir die paar Schritte bis an den Gartensaal, und wie ich ihm Gute Nacht sagte, fragte er, wann ich denn wieder käme? — Morgen! versetzte ich. — Also auf morgen! sagte er — und so gingen wir von einander.

Ich hatte ein ganzes Ende zu gehen vom Landgerichte bis zu uns, und am Morgen war mir der Weg noch weit vorgekommen. Nun war ich zu Hause, ich wußte nicht, wie; denn es ging mir immer im Kopfe herum, was der Secretär gesagt hatte, und was ich eigentlich hätte sagen sollen, und woher er es mir angemerkt hätte, daß ich in meiner Ehe nicht zufrieden wäre. Ich hatte oft genug gedacht, daß ich recht unglücklich sei, und dann war ich nachher immer nur noch viel unglücklicher gewesen, so daß ich mir stets Mühe gab, es mir aus dem Sinne zu schlagen. Nun auf dem Rückwege dachte ich es auch wieder, aber es drückte mir nicht so auf der Seele, wie sonst, weil jetzt doch Jemand Mitleid mit mir hatte. Obschon ich geweint hatte, war mir besser, wie seit langer Zeit — eigentlich, als wenn ich gar nicht mehr in Ranzau, sondern wieder im Schlosse oder, wie sonst, mit der Herrschaft auf Reisen wäre, wo man immerfort was erlebte, das anders als zu Hause war. Das hielt indessen nur unterwegs vor, denn so wie

ich unsere Thüre vor mir sah und den Drücker in die Hand nahm, war es mit Einem Male vorbei.

Es war auch wieder kurz vor Pfingsten, die Arbeit ging stark, und obschon es gegen neun Uhr war, saß mein Mann noch in der Werkstatt. Der junge Klinge war bei ihm. Er hatte ihn abholen wollen, weil mein Mann aber nicht von der Arbeit fortgekonnt, hatten sie den Burschen nach Bier geschickt und der Andere war da geblieben. Klinge stand auf, damit ich mich setzen sollte; ich sagte, er solle nur sitzen bleiben, ich wollte gern ein Bißchen stehen, denn ich hätte den ganzen Tag gesessen. Also hast Du genäht? fragte mein Man. Ja, sagte ich, unten im Gartensaal. — Wohnen sie denn unten? fragte Klinge. — Nein, sie wohnen oben, ich war den ganzen Tag allein.

Wie ich das ausgesprochen hatte, schlug mich aber das Gewissen, weil ich's wieder verheimlichte, daß ich den Secretär gesehen hatte, und ich sagte: Ganz zuletzt habe ich noch einen Bekannten getroffen. Der Amtsschreiber Hellwig, der bei uns im Schlosse gewesen ist, als Du auf der Wanderschaft warst, kam mit Einem Male in den Garten, gerade als ich fortgehen wollte. Er ist hier beim Gerichte Secretär geworden.

Mein Mann sagte nichts dazu, Klinge aber entgegnete: Kennen Sie den? Der ist ja schon über zwei Monate hier und sie halten Alle viel von ihm. Er

soll besser um sich wissen, als der Referendar und der Assessor, und reden kann er auch sehr gut.

Ja, meinte mein Mann, er geht auch gerade heraus. Als wir vor vier Wochen hier die Nachwahl hatten, war er eigentlich der Einzige, der gesagt hat, was zu sagen war. Sie erkundigten sich darauf, wie lange er im Schlosse gewesen wäre, wie lange er von dort fort sei. Ich gab ihnen Bescheid, aber ich ließ nichts davon merken, daß sie im Schlosse nicht viel von ihm gehalten hätten; denn es war mir lieb, daß die Beiden gut von ihm redeten.

Fünfzehntes Capitel.

Ich war in der Zeit fast alle Tage bei Niemanns und nähte immer unten in der Gartenstube. Von da sah ich gerade in die Stube des Sekretärs hinüber, und weil es nach den ersten schönen Frühlingswochen wieder schlechtes Wetter geworden war, so daß die Herrschaften nicht in den Garten kamen, war es mein Zeitvertreib, wenn ich von der Arbeit aufsah, darauf zu achten, ob der Sekretär in seiner Stube wäre und was er thäte und machte. Ab und zu, wenn er wußte, daß Niemand zu Hause war, oder daß sie bei Tische saßen, kam er auch an das Fenster heran und sprach dann von dem und jenem, was im Schlosse gewesen war, und fragte, wie mir's ginge, und dann machte er auch einmal einen Scherz, daß ich lachen mußte, oder sonst etwas. Zuweilen hatte er auch etwas von den Verwandten und von den fremden Herrschaften, die ins Schloß gekommen waren, gehört oder gesehen, da er immer mit dem Herrn Landrichter

mitführ, wenn der Geschäfte auswärts hatte, und seit ich den Sekretär so öfter sah und sprach, wurde mir das Leben leichter. Wenn ich den Tag über fort gewesen war, brachte ich jeden Abend meinen Tagelohn mit; mein Mann und ich, wir hatten uns etwas zu erzählen, wenn wir uns von früh ab nicht gesprochen hatten, und am Morgen ging ich gern zu meiner Nähstelle, denn ich hatte es dort sehr gut, und die junge Frau und ihre Mutter gaben mir noch öfters Essen und Trinken mit, wenn ich Sonntags oder wegen unserer eigenen Wirthschaft zu Hause bleiben mußte.

Das ging den ganzen Monat durch bis gegen das Ende, wo die junge Frau niederkam. Ich hatte gedacht, den Abend noch nach Hause zu gehen, aber sie wollten, daß ich gleich dableiben sollte, und weil Niemand gerade bei der Hand war, bat der Landrichter den Sekretär, er möchte zu meinem Manne gehen und ihm sagen, daß ich dort bleiben müßte. Das war das erste Mal, daß der Sekretär in unsere Wohnung kam und daß mein Mann und er sich sprachen.

Die nächsten Wochen, die ich ganz bei Niemanns blieb, sah ich den Sekretär weit öfter. Der Herr schickte mich manchmal, wenn er von der Frau nicht fortgehen wollte, mit irgend einem Auftrage zu Hellwig herunter; manchmal kam der auch herauf und brachte Akten und Papiere, die der Herr oben unter-

schreiben sollte, und wenn er darauf warten mußte und gerade etwa Frühstücks- oder Vesperzeit war, so sagte die Frau, daß ich ihm etwas vorsetzen sollte, und ich blieb dann bei ihm, bis er es gegessen hatte.

Auf die Manier gewöhnte ich mich, viel mit ihm zusammen zu sein, ohne daß ich's merkte. Ab und zu ging ich auf ein paar Stunden nach Hause, nach dem Unseren zu sehen, und nun ich immer wieder die Herren in ihren guten Kleidern vor Augen hatte, war mir's wie ein Stich in's Herz, daß mein Mann nicht auch so aussah. Ich sagte mir freilich, das sei Unsinn, wer bei der Arbeit sitze, könne nicht so weiße Hände haben und nicht geschniegelt und frisirt sein, aber ich hatte doch was gegen ihn, und es war mir eine Ueberwindung, wenn er so an mich heran kam. Ich war immer froh, wenn ich das Meinige besorgt hatte, wenn Alles abgemacht war und ich wieder gehen konnte. Mein Mann sagte wohl bisweilen, er wolle mich nun wieder haben; aber er dachte sehr an's Vorwärtskommen, und da ich gut bezahlt wurde und zu Hause nichts brauchte, war's ihm doch lieb, daß ich die Stelle angenommen hatte. Groß vermissen that er mich nicht. Mittags ließ er sich sein und des Burschen Essen holen und Abends ging er mit dem Klinge aus zu Bier.

Einen Abend, als ich auch wieder von Hause zu Landrichters zurückkam, traf ich unten im Flur den Sekretär. Wo kommen Sie denn her? fragte er, Sie

sind ja ganz erhitzt. — Ich antwortete, ich hätte mich zu Hause versäumt und mich darnach gesputet, wieder hier zu sein.

Daß Ihr Mann Sie nur so fort läßt! meinte er; aber freilich, solche Leute fühlen darin nicht wie Unseresgleichen!

Das verdroß mich, obschon ich auch das wohl bisweilen selber gedacht hatte. Mein Mann hält viel von mir! sagte ich, weil ich mir nichts vergeben wollte.

Gewiß — auf seine Weise! entgegnete der Sekretär, und wenn Sie damit zufrieden sind, so ist's ja auch recht gut.

Mir stieg das Blut in den Kopf. Freilich bin ich zufrieden! rief ich, und ging die Treppe rasch hinauf.

Nun, da ist ja Alles auf das Beste! hörte ich ihn sagen, und obschon ich ihn nicht mehr sehen konnte, wußte ich doch an seiner Stimme, was er für ein Gesicht dazu machte.

Wie ich darauf oben wieder in der stillen Stube war, wo die junge Frau so glücklich bei ihrer Wiege saß, war mir immer, als stände Hellwig noch vor mir, und ich war so unzufrieden, so unzufrieden wie noch nie. Ich dachte immer: Warum hat Gott Dich denn unter armen Leuten geboren werden lassen, und Dir doch ein Herz gegeben, wie den Vornehmen? Und warum hat er Dich unter die Vornehmen ge-

führt und Dir gezeigt, wie gut sie's haben und wie glücklich sie sind, wenn Du's doch Alles nicht so haben sollst? — Ich besann mich auf den Tag noch so genau, an dem der Vater mich mit den Kleidern von Signor Cesare nach dem Schlosse geschickt hatte, und auf den Abend, an welchem der Vater und der Weber in der Bibel nachgeschlagen hatten, ob es Gottes Wille sei, daß ich ins Schloß in Dienste gehen sollte. Ich wünschte, meine Mutter wäre damals so klug gewesen, wie ich jetzt, und hätte mich nicht fort gegeben; denn darin hatte mein Mann von je ganz Recht gehabt: Es taugt für Unsereinen, für den Armen nicht, unter den Reichen und Vornehmen zu leben, es ist nur sein Schade und sein Unglück. Aber wenn er das wußte, warum ließ er mich denn so von Hause weg? Als er noch ein bloßer Junge gewesen war, hatte er's nicht leiden wollen. Es stand so vor mir, als wäre es gestern erst gewesen. Alles, alles, woran ich dachte, meine Verlobung mit Konrad, als wir noch halbe Kinder waren, und meines seligen Fräuleins lange, stille Liebe, und ihr Tod aus Gram, und der Abend vor meiner Hochzeit, wo mir's so schwer um's Herz geworden war, und was die gnädige Frau mir gesagt hatte, als ich ihr angekündigt, daß ich nun heirathen würde, das war alles, als wäre ich mitten darin, und doch brannte und fraß mir etwas im Herzen, das früher nicht darin gewesen war. Ich war erbittert gegen Gott und gegen die ganze

Welt, gegen meine Eltern und gegen meinen Mann, und am allermeisten gegen mich selber, nur daß ich's mir nicht sagte. Aber ich biß vor innerem Zorn die Zähne ordentlich zusammen, und einmal, wie ich nach dem Kinde sehen sollte, fühlte ich meine ingrimmige Unzufriedenheit so schrecklich, daß ich dachte, mit solchem Herzen dürfte ich das unschuldige Neugeborene gar nicht anrühren. Ich aß mein Abendbrod, als wäre es Gift, und ich lag schon lange im Bette und der Grimm wachte noch immer in mir, nur daß er sich auf einen Anderen richtete, als auf meine Eltern und auf meinen Mann und auf mich selber — auf den Sekretär.

Die Nacht träumte ich von ihm. Er war in seinen besten Kleidern und ich ging mit ihm an der Gartenmauer unter dem Weinlauben-Spalier hinter dem Gartensaale auf und ab. Er spielte mit seiner goldenen Uhrkette, die er sich, wenn er sprach, immer um den Finger zu schlagen pflegte. Mit einem Male ging der Schlangenkopf davon ab, wurde groß, wie von einer lebendigen Schlange, und fuhr zischend auf mich los, und ich hörte Hellwig lachen, konnte ihn jedoch nicht sehen. Er war verschwunden, nur der Schlangenkopf flog umher und verfolgte mich an allen Ecken und Enden, wohin ich in meiner Herzensangst auch lief.

Ich wachte erst auf, als die junge Frau mich anrief und mich fragte, was mir fehle, weil ich auf-

geschrieen hätte. Mir standen die Schweißtropfen auf der Stirne, das Herz schlug mir, als wäre ich wirklich gelaufen, und ich dachte: Das soll mir eine Warnung sein!

Es traf sich gut, daß ich den Morgen unten nicht viel zu thun hatte, am Mittag fuhr der Herr zu einem Termine über Land und nahm den Hellwig mit. Sie kamen erst am nächsten Abend wieder, und da die Mutter von der jungen Frau auch schon wieder abgereist war, war es sehr still im Hause. Die Frau wollte des Herrn Abwesenheit benutzen, sich für alle die Glückwunschbriefe zu bedanken, die sie in der Zeit erhalten hatte, sie saß an ihrem Schreibtisch und ich saß bei ihrem Kinde in der Stube und hatte bei dem Nähen Zeit zum Ueberlegen und zum Denken, als wäre ich in der Kirche.

Ich war einmal mit meinem Fräulein über Land gefahren und die Pferde waren im Dunkeln mit uns durchgegangen, und wie der Kutscher sie dann endlich anhielt, und Leute mit Fackeln uns zu Hülfe kamen, sahen wir, daß wir an einem Abgrund gestanden hatten. So wie in der Nacht, war es gerade jetzt. Ich starrte immer auf den Abgrund hin und hatte die Schlange immer vor Augen. Was ging es den Sekretär an, ob ich zufrieden wäre oder nicht? Ich war fertig geworden und durchgekommen, ehe er in Ranzau gewesen war, und hatte nichts davon verlauten lassen, wie mir bisweilen zu Muthe gewesen

war. Er war im Schlosse nicht mein Freund gewesen, ich wußte auch nicht, wie er eigentlich jetzt dazu gekommen war, sich als meinen Freund auszugeben. Ich hatte nicht vergessen, was sie im Schlosse von ihm gesprochen hatten, und nahm mir vor, mich darnach zu richten. Ich dachte, es sei recht gut, daß die vier Wochen, die ich in dieser Stelle bleiben sollte, am Samstag zu Ende gingen. Den Tag sah ich Alles ganz gut ein; Alles! Alles! — aber das Letzte hielt ich mir nicht vor.

Mittwoch Abend kamen sie von dem Termine zurück und ich meinte, die drei Tage, der Donnerstag, der Freitag und der Samstag, sollten bald vorüber sein. Sie wurden mir aber schrecklich lang. Denn nun ich mir vorgenommen hatte, ihm aus dem Wege zu bleiben, merkte ich erst, wie oft ich unnöthig hinunter gegangen war, und ich wartete darauf, ob sie mich nicht schicken würden. Einmal, am Freitag Nachmittag, kam der Sekretär mit Akten herauf. Als ich ihm die Thüre aufmachte und sie ihm abnahm, sagte er: Sie haben Sich ja gar nicht sehen lassen, wie kommt denn das?

Ich hatte unten nichts zu suchen! entgegnete ich.

Er war darauf still, sah mich nur mit seiner Weise an, die ich nie hatte aushalten können, und ich wußte, daß er mir nicht glaubte, was ich sagte. Ich ging fort und ließ ihn stehen, aber der Herr gab mir die Akten, sie dem Sekretär wieder hinaus zu bringen,

und wie ich das that, meinte Hellwig: Sie gehen ja wohl morgen Abend von hier fort, da können wir uns nur gleich Adieu sagen, denn bis morgen sehen wir uns wohl nicht mehr, und darnach habe ich für ein paar Tage Urlaub. Meine gute, alte Mutter ist krank und ich will nach ihr sehen. Adieu also! und viel Vergnügen, wenn Sie erst wieder bei Ihrem Manne sind.

Schönen Dank! versetzte ich — denn ich wollte ihm nicht zeigen, wie er mich damit kränkte, und wie miserabel ich es von ihm fand, daß er mich verspottete. Es ist gut, daß ich ihn jetzt kenne! sagte ich zu mir selber; als er aber fort war, glaubte ich mit einem Male, ich hätte ihm am Ende doch Unrecht gethan. Ich hatte ihm zuerst eine schnöde Antwort gegeben, und daß er sich die nicht ohne Weiteres gefallen ließ, das konnte ich ihm nicht verargen. Ein schlechtes Herz hatte er mir doch nicht gezeigt, und er konnte auch kein schlechtes Herz haben, weil er seine Mutter doch sehr liebte. Es ließ mir nicht Ruhe den ganzen Tag. Ich kam mir undankbar vor, ich war nahe daran, herunter zu gehen und zu sehen, ob ich ihn nicht träfe, aber ich konnte mich auch dazu nicht entschließen, und so ging die Zeit hin.

Wie es Nacht wurde und in der Stube schon Alles still war, ging ich noch einmal an das Fenster. Da brannte drüben in seiner Stube Licht, und wie ich nun da stand und wartete, ob ich ihn nicht doch

noch sehen würde, da schoß mir's mit Einem Male durch den Kopf: Herr Gott! so hat unser Fräulein immer da gestanden und nach dem Herrn Kandidaten hinüber gesehen! — und wie ich das gedacht hatte, machte ich, daß ich vom Fenster fortkam, und legte mich in das Bett. Aber ich schlief die ganze Nacht nicht, mir war wie im Schwindel, und so blieb es auch den ganzen nächsten Tag. Abends, als ich wieder fest in meiner Wohnung und bei meinem Manne war, konnte ich's gar nicht glauben. Den Sekretär hatte ich den Tag nicht mehr gesehen.

Sechszehntes Capitel.

Die erste Woche hatte ich zu Hause viel zu thun, es war Alles in Unordnung gerathen während meiner Abwesenheit, ich mußte waschen, rein machen — aber bei all' der Arbeit war ich nur halb. Mir fehlte das Kind, das ich die vier Wochen hindurch zu versorgen gehabt hatte — mir fehlte Alles — ich durfte gar nicht daran denken, was. Mein Mann war zufrieden, daß ich wieder da war, obschon er immer gesagt hatte, daß er ohne mich eben so gut fertig werde; er war gut aufgelegt, die zwölf Thaler Pflegelohn und die anderen zehn Thaler Geschenke, die ich bei der Taufe bekommen und mitgebracht hatte, waren ihm sehr recht, aber er hatte einmal die Gewohnheit, Abends mit dem Klinge auszugehen, und wenn der Tag vorbei war, war ich ihm nicht dawider; im Gegentheil! Ich saß recht gern für mich in meiner Stube allein, und wenn ich nicht gerade Arbeit hatte, sah ich, wie ich ab und zu zu einem Buche kam, denn

im Schlosse hatten wir immer Bücher gehabt, die Herrschaft hatte es gern gesehen, wenn wir gelesen hatten. Ein paar Bücher besaß ich selbst, und die kannte ich sehr gut, aber wie ich sie jetzt wieder einmal las, war mir Alles neu, was von Liebe darin stand, es ging mir anders zu Herzen als sonst, und mitten in der Arbeit fiel es mir wieder ein, obschon ich von früh bis spät beschäftigt war.

Es hatte sich in der Zeit, in welcher ich auf Wochenpflege aus gewesen war, viel Schneiderarbeit für mich angesammelt, ich verdiente reichlich, mein Mann hatte auch schon lange einen Gesellen zu Hülfe nehmen müssen, und obschon das Sparen und Sammeln ihm immer mehr im Sinne lag, je mehr wir vor uns brachten, so hielt er doch als seiner Eltern Kind auf das Sonntagsvergnügen, und weil dabei immer ins Freie gegangen wurde, hatte ich auch meine Freude daran, denn unsere Hofwohnung war und blieb mir schrecklich, und all' mein Dichten und Trachten lief darauf hinaus, es einmal zu einer Wohnung mit einem Stückchen Gartenland zu bringen, wie mein Vater es gehabt hatte.

Zu Niemanns kam ich selten, denn sie hatten nun ein Mädchen mehr genommen, das neben dem Kinde die Näharbeit zu besorgen hatte, und wenn ich dabei zufällig mit Hellwig zusammen traf, oder wenn ich ihm auf der Straße begegnete, that er entweder, als sähe er mich nicht, oder er fragte so kurz: Wie

geht es Ihnen? — daß ich gar nicht Zeit hatte, ihm darauf zu antworten. Ich sagte mir dann immer, so sei es gerade gut, so hätte ich's haben wollen, und so müßte es sein, indessen, es verdroß mich dennoch und ich dachte oft Stunden lang darüber nach, wie es eigentlich zwischen uns gewesen war, und was er mir und ich ihm an dem letzten Abende gesagt hatte, daß wir mit Einem Male so auseinander gekommen wären. Ein paar Mal war er auch in der Mühle, wenn wir Sonntags draußen waren, aber er ging dann an uns vorbei und grüßte ganz vornehm. Das kränkte mich, daß mir dabei heiß und kalt ward. Mein Mann sah es auch und sagte zu Klinge, der mit uns war: Wie zutraulich der Herr Sekretär thun könne, wenn sie im Bürgervereine sind, und hier kennt er Einen kaum. — Der will weit hinaus! meinte Klinge, er ist in der letzten Zeit ein paar Mal bei sich zu Hause in Neustadt gewesen, und mein Onkel und mein Bruder, die dort sind, haben hierher geschrieben und gefragt, was denn der Sekretär für eine Art von Mensch sei, und was man hier von ihm hielte und wüßte. Dort in Neustadt liegt der Stadtkämmerer schon seit Jahren und kommt nicht mehr auf. Nun wollen sie ihn pensioniren und der Hellwig spekulirt auf seinen Posten. —

Klinge's jüngste Schwester, die noch nicht neunzehn Jahre alt und auch mit uns an dem Tische war, sah darauf dem Sekretär nach und machte die Be-

merkung, daß er ein sehr schöner Mensch sei, und daß er feiner und vornehmer aussähe, als selbst der Landrichter und der Assessor und die Referendarien vom Gericht. Er ist recht zum Verlieben! sagte sie. Mein Mann, der beständig seinen Spaß mit ihr hatte, weil sie ein hübsches Mädchen und immer vergnügt und mit dem Worte bei der Hand war, rieth ihr, sie sollte das doch thun. Sie wäre jung und hübsch, ein schönes Stück Geld würde der Vater ihr mitgeben, und sie würde sich gut ausnehmen als Frau Stadtkämmererin in Neustadt. Ihr Bruder ärgerte sich darüber: Setze ihr so etwas nur in den Kopf! rief er, sie ist kapabel und richtet sich darnach, und nachher hat man's auf dem Halse.

Ich sah mir Lina darauf an, sie wurde feuerroth und man konnte es an ihren hellen Augen merken, wie die ganze Rederei ihr wohl gefiel. Ich fragte: Kennen Sie den Sekretär? — Ich war neulich zur Taufe bei Registrators und da war er auch! sagte sie. Wir haben getanzt bis nach drei Uhr. Er tanzt ganz wundervoll, man fliegt mit ihm nur so, und Einfälle hat er — Einfälle zum Todtlachen!

Es fiel mir wie ein Stein auf's Herz. Ich erkundigte mich, wann sie bei Registrators hätten taufen lassen. — Es traf auf den Tag zusammen mit dem Sonntag, an dem ich wieder nach Hause gekommen war. Nun wußte ich es also! — und sie waren mir alle zuwider, die Lina und ihr Bruder und mein

Mann, der zuerst davon gesprochen hatte, und der Hellwig natürlich zu allermeist.

Mein ganzes Vergnügen an dem schönen Wetter und an dem Walde war mit einem Male hin, nur Eines war mir lieb, daß ich es gewesen war, die kurzweg abgebrochen, und ich nahm mir nun auch vor, ihn gar nicht mehr zu kennen und ihm aus dem Wege zu gehen, wo und wie ich konnte.

Das war schon im August, und Ende August war immer das Königsschießen und der Schützenball. Im vorigen Jahre waren wir nicht dabei gewesen, dieses Jahr aber wollten wir den Ball mitmachen, denn der alte Klinge hatte den Königsschuß gethan und wollte, weil er ein reicher Mann war, etwas darauf gehen lassen. Gleich den Morgen nach dem Scheibenschießen kam schon frühe Lina bei uns vor. Der Vater hatte ihr ein neues Kleid gekauft, das sollte ich ihr zum Balle machen und nichts daran sparen, damit es in Allem nach der Mode sei. Sie hatte sich auch eine seidene Schärpe, feine Schuhe und einen weißen Rosenkranz angeschafft, und sie machte es gleich mit mir aus, daß ich an dem Balltage zeitig zu ihr kommen und sie zuerst frisiren sollte. Ich brauchte es nicht erst von ihr zu hören, daß ihr Vater alle Herren vom Gerichte eingeladen hätte, ich dachte mir es gleich.

Die Woche vor dem Balle hatte ich so viel Arbeit, daß ich für mich selber nicht viel Zeit verwen-

den konnte. Noch bis zum Anfange des Balles mußte ich herumgehen, Diese und Jene zu frisiren, und wie ich es ihnen immer noch nicht besonders genug machen konnte — denn die geringen Leute sind darin noch weit schlimmer, als die Vornehmen —, verging mir am Ende alle Lust am Putze, und ich war so müde, daß ich gern zu Hause geblieben wäre. Indeß, es war nun einmal abgemacht, daß gegangen werden sollte, mein Mann war auch schon fertig, und so zog ich denn das hohe, weiße Kleid an, das ich von meinem Fräulein hatte, machte mir das Haar, wie immer, schnell und glatt zurecht, aber sie waren doch schon im vollen Tanzen, als wir in den Saal eintraten. Dadurch fand ich gleich neben der Thüre einen Platz, und ich setzte mich nieder, weil ich mich ausruhen und mich auch umsehen wollte. Mein Mann aber, der gern tanzte und sich auf sein Tanzen, wie er's auswärts gelernt hatte, was zu Gute that, fing gleich zu tanzen an.

Gerade der Thüre gegenüber tanzte Lina mit dem einen Referendar. Sie sah auf ihre Art sehr hübsch aus, aber ich bemerkte, daß sie, während der Referendarius mit ihr sprach, sich immer nach der Thüre wendete. Ich wollte also wissen, was und wen sie dorten suche, und wie ich den Kopf nach jener Seite in die Höhe hob, stieß ich beinahe an den Sekretär. Ich fuhr zusammen und in meiner Bestürzung sagte ich ihm Guten Abend.

Also sehen und kennen Sie mich doch noch? — fragte er, und ehe ich ihm noch Antwort geben konnte, saß er schon neben mir. Was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie mir aus dem Wege gehen? sagte er leise zu mir. Habe ich Sie je mit einem Worte gekränkt, oder ist es ein Unrecht gewesen, daß Ihr Schicksal mir zu Herzen ging, und ich mich nicht daran gewöhnen konnte, Sie in Ihren jetzigen Verhältnissen zu sehen?

Er bat, ich sollte ihm Antwort geben, ich konnte es indessen nicht, mir schlug das Herz zu sehr. Von dem, was ich in mir gedacht hatte, konnte ich nichts sagen, und ich mußte immer nur auf Lina sehen, die kein Auge von uns ließ. Der Sekretär sprach immer fort. Er sagte, er habe den Ball nicht besuchen, er habe mich auch vermeiden wollen, damit ich fühlen sollte, wie undankbar ich mich gegen ihn benähme; er habe es aber nicht über sich bringen können, mich nicht zu sehen. Ich mußte Sie durchaus sprechen, durchaus! sagte er, und damit reichte er mir seine Hand und forderte mich zum Tanze auf.

Es war wie in einem Traume. Er drückte mir die Hand und drückte mich an sich und sagte Mal auf Mal: Wie habe ich mich nach Ihnen gesehnt! Wie konnten Sie so grausam sein und Sich und mich so quälen? Wie glücklich bin ich, daß ich Sie in meinen Armen halte, meine liebe, liebe Frieda! — Ich hörte das alles, ich war glückselig darüber, denn

so hatte nie ein Mensch zu mir gesprochen, und darnach hatte ich mich mein ganzes Leben lang gesehnt. Aber, obschon ich's hörte, kam es mir unmöglich vor, und ich dachte, wenn das doch nicht endete!

Er hatte mich schon auf meinen Platz geführt und war längst fort gegangen, als ich's noch gar nicht fassen konnte. Ich mußte mich zusammen nehmen, daß ich den Menschen, die mit mir redeten, nicht verkehrte Antworten gab, denn nun er so zu mir gesprochen hatte, wußte ich es auch, daß ich schon seit lange nichts im Sinne getragen hatte, als allein und einzig ihn. Ich suchte, wo er geblieben war, er stand bei meinem Manne und schüttelte ihm die Hand, und dann ging er hin zu Lina und bog sich zu ihr hinunter, gerade wie zu mir, und sie lachte zu Allem, was er sagte. Darauf nahm er eine Blume aus ihrem Strauß und steckte sie ins Knopfloch, ehe sie sich zur Quadrille stellten.

Mir war bald kalt, bald heiß, ich tanzte auch mit Anderen, ich war indessen nicht dabei. Ich hätte meine Hand darum gegeben, zu wissen, was er meinem Manne gesagt und was er mit Lina gesprochen hatte. Ich war in einer Folter. Er kam den ganzen Abend nicht mehr zu mir. Er scherzte mit Dieser und mit Jener, und dann sah ich wieder, wie er mit meinem Manne in der Nebenstube am Schenktische stand. Sie tranken Punsch und stießen mit dem alten und dem jungen Klinge an. Mir war das eine

wahre Qual — und es war doch ein ganz neues Leben.

Erst als der Ball zu Ende und wir schon im Fortgehen waren, kam er wieder zu mir und ging neben mir her. Er wußte es so zu machen, daß wir bald ein Ende voraus waren. Gottlob! rief er, sobald es Niemand hören konnte, Gottlob, nun ist die Komödie ausgespielt! Morgen sehen wir uns, wenn Sie zu Niemanns kommen, morgen sag' ich Ihnen Alles! — An der Thür unseres Hauses wartete er, bis mein Mann mit den Uebrigen herankam. Sie sagten sich Gute Nacht nach rechts und links. Da gab mir Hellwig noch einmal die Hand. Auf morgen, meine Seele! flüsterte er mir ins Ohr, und ich dachte: Und wenn es auch nur heute Abend dauert, so glücklich ist doch mein Fräulein nie gewesen! — Ich war wie umgewandelt und vertauscht.

Als er fort war und ich meine Sachen an Ort und Stelle brachte, war's gleich wieder mit Einem Male vorbei, gerade als hätte ich das Glück mit meinen Kleidern ausgezogen. In der kleinen, dunkeln Stube fiel eine Herzensangst auf mich herab, ich fürchtete mich vor meinem Manne. Bald dachte ich, ich müßte es ihm sagen und von dannen gehen, und dann wieder hatte ich die größte Sorge, daß er es erfahren könnte. Mein Gewissen schlug mich, ich machte kein Auge zu, und dazwischen lag ich und sprach mir vor, was Hellwig mir gesagt, und besann

mich, wie er ausgesehen hatte. Ich habe einmal als kleines Kind bei uns auf einem Jahrmarkt in einer russischen Schaukel gesessen, bei der man bald oben und bald unten, aber immer in einem Schwindel war. So ging's in mir die Nacht hindurch. Es ist schrecklich für eine verheirathete Frau, einen andern Mann zu lieben. Wie der Tag herauf kam, war ich ganz mit mir im Klaren und wollte gleich ein Ende damit machen. Ich wollte mit Hellwig sprechen und ihm sagen gehen, daß ich keine Gemeinschaft mit ihm halten dürfte und daß er mich gehen lassen sollte, aber ich traf ihn nicht im Landgericht, er war mit dem Assessor zum Termine fort, und ich kam unverrichteter Sache wieder heim. Abends, als mein Mann schon ausgegangen war, klopfte es bei uns an. Es war der Sekretär.

Mein Mann ist nicht da! rief ich ihm entgegen, weil ich wollte, daß er gehen sollte. Er aber versetzte: Das weiß ich und deshalb eben komme ich jetzt! und damit trat er schnell herein, als hätte ich ihn gerufen. Als er nun da war, dachte ich, es sei am Ende so am besten. Ich sagte ihm Alles, was ich mir vorgenommen hatte; aber wie konnte ich aufkommen gegen ihn! Man mußte ihm glauben, wenn er sprach, man wurde irre an sich selber und an Allem.

Siebzehntes Capitel.

Von da ab kam eine Zeit, an die ich jetzt zum Glücke nur noch selten denke. Wir sahen uns sehr oft. Hellwig wußte, daß ich gern las, und gab mir immer Bücher, die mich beschwichtigten, wenn ich mir Gedanken machte. Es waren Romane, in denen es die Frauen gerade so trieben, wie ich, und sie waren reich und vornehm, und es war so viel von ihrem Edelmuth und von ihrer großen Leidenschaft die Rede, daß ich mir selber dadurch wie verzaubert und wie etwas Besonderes vorkam, weil ich's machte, wie sie auch.

Hellwig hatte mir gesagt, er habe mich von je geliebt, und nur weil ich ihn nicht gehört, habe er sich im Schlosse, in der Hoffnung, mich damit zu kränken, bald Der, bald Jener zugewendet. Nun er auf meine Liebe bauen könne, sei er treu wie Gold. Er schwor mir, daß er nicht von mir lassen, sondern Alles daran setzen würde, meine Scheidung zu bewirken und mich zu heirathen, sobald er nur den Posten in Neustadt bekommen haben würde, auf den

er reflectirte. Dann habe er mehr Einfluß, mehr Bekanntschaft, könne Alles besser durchführen, als hier; während er sich um alle seine Aussichten bringen würde, wenn man jetzt schon wüßte, wie es zwischen uns Beiden stände. Das Geheimniß sei die Hauptsache, und um dies zu erhalten, gehe er so viel zu Klinge's und thue, als ob ihm an der Lina viel gelegen sei.

War er bei mir, so kam mir Alles richtig vor; war er aber fort und ich konnte mich besinnen, so fiel die Verzweiflung über mich, daß ich nicht wußte, wo aus, wo ein, und nichts thun konnte, als ihm Alles glauben, weil das noch meine einzige Rettung war.

Er und mein Mann waren inzwischen gute Freunde geworden, und das war mir das Schrecklichste. Es war ein ewiges Lügen und Betrügen von früh bis spät, daß man immer dachte: Jetzt kommt es heraus! — Ich konnte meinen Mann nicht mehr ansehen vor innerer Scham, und er war mir ganz zuwider geworden, seit ich an einem Anderen hing. Bisweilen ärgerte es mich, daß er so blind war und gar nichts merkte; bisweilen dachte ich auch, er sei in seiner Rechtschaffenheit besser als wir, und dann that er mir leid. Ließ ich gegen Hellwig davon etwas merken, daß mein Gewissen mir keine Ruhe ließ, und klagte ich darüber, so sagte er, das habe er nun davon, daß er sein Herz an eine so spieß-

bürgerliche Frau gehängt habe, da wären die vornehmen Damen doch ganz anders; aber ich könne mich ja von aller Gewissensqual befreien, ich brauche nur zu sagen, daß er von mir lassen solle. — Manchmal hätte ich das gern gethan, manchmal wäre ich gern umgekehrt, man kann nur nicht so leicht zurück, wenn man auf einen falschen Weg gekommen ist. Zwischen meinen Vorsätzen zum Guten und zwischen mir stand immer die Angst vor meinem Manne. Ich konnte ihm doch nicht sagen, was geschehen war, und was sollte er denken, wenn Hellwig mit Einem Male nicht mehr zu uns kam?

Das ging das ganze Jahr so fort, ohne daß man's merkte. In der Stadt hieß es vielmehr, daß Hellwig Absichten auf Lina hege und daß er mit mir und meinem Manne Freundschaft halte, weil er sie auf diese Weise noch öfter sehen und sprechen könne. Mein Mann glaubte das auch selbst und fand es in der Ordnung. Er sagte einmal zu mir, daß beide Theile, Hellwig sowohl als Klinge's Schwester, dabei gut fahren und daß weder der Vater noch der Bruder ihnen dawider sein würden, wenn es nur erst mit dem Kämmerer-Posten in Neustadt seine Richtigkeit hätte.

Darüber kam der Herbst heran. Seit das Kind entwöhnt und das eine Mädchen entlassen war, nähte ich wieder alle Montage bei Frau Niemann. Jedes Mal, wenn ich dort auf Arbeit war, sah ich im

Kreisblatte nach, ob noch von Neustadt nichts darin stand; aber ich hatte bisher nichts gefunden, und meine Freude war also groß, als an dem ersten Montage im September aus Neustadt die Nachricht in dem Blatte stand, daß der Stadtkämmerer zum ersten October seinen Abschied nehmen würde. Gleich dahinter war unter den Anzeigen die Aufforderung abgedruckt, daß sich diejenigen melden sollten, die auf den Posten Absicht hätten.

Ich dankte Gott in meinem Herzen, daß es endlich so weit war, und konnte den Abend gar nicht erwarten, wo ich, wenn ich von der Arbeit kam, immer Hellwig noch zu treffen pflegte, wenn es irgend anging. Ich sah alle Augenblicke nach seiner Stube hinüber, ob er mir nicht das Zeichen geben würde, wie wir den Abend zusammenkommen sollten; er ließ sich jedoch den ganzen Montag hindurch nicht blicken. Erst als es schon beinahe Zeit für mich zum Gehen war, stellte er seine Lampe auf die rechte Seite vom Fensterbrette. Er wollte also in seiner Stube auf mich warten.

Ich sputete mich, so sehr ich konnte. Als er unten bei Niemanns die Thüre der Hintertreppe gehen hörte, machte er mir bei sich auf, aber ich sah augenblicklich, daß er verdrießlich war, als er mich fragte, weßhalb ich denn so spät gekommen sei.

Ich sagte, er wisse ja, daß ich meine Arbeit fertig machen müsse; indeß er hörte nicht darauf,

sondern beklagte sich nur noch bitterer, daß er dieses ewige Versteckenspielen satt sei.

Es ist ja doch nicht meine Schuld! wendete ich ihm ein.

Nicht? rief er. Wer ist von uns Beiden denn verheirathet! Bin ich verheirathet oder bist Du's? Ich habe keines Menschen Aug' zu scheuen, ich bin frei; und meine Schuld ist's auch nicht, daß Du im Schlosse nicht auf mich gehört hast, als es dazu Zeit war.

In dem Tone hatte er nie mit mir gesprochen, und weil ich ihn begütigen wollte, versetzte ich, es würde ja nun hoffentlich auch bald ein Ende haben.

Ein Ende haben? Was meinst Du damit? fragte er.

Der Stadtkämmerer geht ja nun in drei Wochen ab! sagte ich, und Hellwig hätte wohl hören können, wie ich darauf all mein Hoffen setzte; aber er that, als merkte er das nicht, sondern entgegnete: Eben wegen des Postens in Neustadt wollte ich heut' noch mit Dir reden. Ich kann Dich nicht mehr heimlich sehen und werde auch sobald nicht zu Euch kommen. Ich war wie versteinert. Du wirst nicht mehr zu uns kommen? fragte ich.

Ich kann nicht, entgegnete er ganz kurz. Lina ist weit klüger, als Du denkst; sie hat Argwohn gegen Dich.

Woher weißt Du das?

Ich hörte es gestern Abend an der Art und Weise, in der sie von Deinem Manne sprach, als ob er Gott weiß was alles wäre!

Warst Du denn gestern auch schon wieder dort? fragte ich. Du bist ja erst vorgestern bei ihnen gewesen!

Laß das verwünschte Controliren bleiben! rief er, ich werde doch wohl Herr sein, zu thun, was ich will! entgegnete er mir barsch.

Habe ich Dich denn je daran gehindert? wendete ich ein, denn weil ich von ganzem Herzen an ihm hing, hatte ich ihm stets gehorcht und ihm nachgegeben in allem, was er immer wollte.

Das fehlte auch noch, daß Du mich hindern solltest! fuhr er auf, und weil ich ihn in dem Wesen gar nicht kannte, sah ich ihn darauf an.

Indeß damit machte ich's noch ärger. Wenn Du mich nur nicht immer so ansehen wolltest! rief er. Mit dieser einfältigen Manier ziehst Du noch alle Augen auf uns, und hernach, dann sitze ich hier und kann zusehen, was au s mir wird!

Wenn man guten Muth und Hoffnung gehabt und sich auf etwas gefreut hat und wird dann niedergeschlagen, so ist das sehr bitter, und ich konnte mir nicht helfen, ich sagte: Du hättest mich ruhig sollen nach Hause gehen lassen, statt mir vorzuwerfen, was ich nicht verschuldet habe.

Darauf besann er sich mit Einem Male und

lenkte ein. Ach, meinte er, du weißt's auch nicht, wie der Kopf mir voll ist! Da denkt man nicht immer, was man spricht. Aber das steht fest — ich muß jetzt vorsichtiger als je sein, und daß ich Dich jetzt nicht sehen kann, dabei bleibt's. Ende der Woche fahre ich mit Urlaub auf einen Tag nach Neustadt, mich dort förmlich vorzustellen. Gefalle ich ihnen dort, so werden sie hier Erkundigungen über mich einziehen. Vom Gerichte werde ich empfohlen werden, aber was hier in der Bürgerschaft von mir gesagt wird, das wird den Ausschlag geben, denn die Ranzauer und Neustädter, die hangen zusammen wie die Kletten. Die Klinge's besonders sind ja eigentlich von Neustadt her; des alten Klinge Bruder ist dort Aeltester, sein Sohn, der Gerber, Beisitzer. Denken die, daß sie die Lina auf die Weise dort hin bekommen können, so habe ich sie und ihren ganzen Anhang für mich. Daß aber gar keine Aussicht für mich ist, wenn sie hier erfahren, daß ich Umgang mit einer verheiratheten Frau gehalten habe, kannst Du Dir wohl denken.

Richtig war das alles, und eben deßhalb schlimm. Das falsche Spiel, das wir die Zeit gespielt hatten, war mir immer bitter gewesen, nun sollte es erst recht angehen, und zwar so, daß ich nicht wissen konnte, was dabei die Wahrheit war. Ich hatte bis dahin kein Mißtrauen gegen Hellwig gehegt, jetzt schoß mir's mit Einem Male durch den Kopf: Wenn er's

nicht redlich meinte? — Ich wollte es ihm sagen, aber es kam mir so schlecht, so unmöglich vor, daß ich dachte, er kann Dir's nicht vergeben, wenn Du ihm das in's Gesicht gesagt hast, und dann wieder sah ich's doch, daß er sich gar kein Gewissen daraus zu machen schien, die Klinge's und die Lina und die Leute in Neustadt hinter's Licht zu führen. Freilich war es zwischen uns ein Anderes; indeß daß er nichts im Auge hätte, als sich selbst, das hatten sie im Schlosse doch schon von ihm gesagt. Mit mir kam ihm kein Vortheil zu, es stand uns im Gegentheil nur Kampf und Sorge bevor, und wenn er sich die Lina nahm, lag Alles nur so vor ihm und er bekam noch Hab und Gut dazu.

Weil ich gar nichts vorzubringen im Stande war, merkte er, was mir auf dem Herzen lag, und fing an über sein Schicksal und über mich zu klagen. Er habe um meinetwillen hier Alles auf das Spiel gesetzt, sagte er, und da er mich nun zuletzt einmal ermahne, vorsichtig zu sein, wolle ich darauf nicht hören. Er sei nicht vornehm und ich nicht reich, er müsse sich schicken und sich drücken, um vorwärts zu kommen, und er wünsche, er hätte mich lieber nie gesehen.

Wir blieben in einem Vorwerfen und Klagen, und obschon er dann mit Einem Male wieder freundlich wurde und wir in Frieden von einander gingen, war ich verzagt wie nie vorher. Ich konnte mich, als ich

auf der Straße war, erst gar nicht mehr erinnern, wie es zu dem Streite gekommen war, und die Dunkelheit, in der ich gehen mußte, paßte recht zu meinem Sinne. Ich sah nicht auf zehn Schritte weit und sah nicht, wie es mit mir werden würde. Es war das erste Mal, daß ich ihm nicht traute, daß ich dachte, er könnte unredlich sein und schlecht an mir gehandelt haben.

Zu Hause lag ein Brief auf meinem Tische. Der Bursche sagte, der Postbote hätte ihn eben erst gebracht, als mein Mann schon fort gewesen sei. Es stand darauf: „per Expressen zu bestellen“. Mein Bruder hatte ihn mir geschickt. Wir schrieben uns nur selten einmal, und ich dachte mir gleich, daß ein Unglück geschehen sein müßte. Ich hatte dabei den Vater im Sinne, aber er war es nicht, sondern die Mutter, die auf dem Tode lag. Sie hatte sich mit Arbeit beim Kartoffelaufnehmen erhitzt, war dann von Regenwetter überfallen worden, und der Doctor hatte gesagt, daß sie nicht zu retten sei. Mein Bruder schrieb, daß sie sehr nach mir verlange, daß ich mich aber eilen müßte, wenn ich sie noch sehen wollte.

Es kam Schlag auf Schlag. Ich schickte den Burschen mit dem Briefe meinem Manne nach. Die Post, die von Ranzau nach meiner Heimath ging, fuhr nach Mitternacht ab; wenn ich reisen sollte — und reisen mußte ich doch —, so hatte ich keine Zeit mehr zu verlieren. Mein Mann kam gleich nach

Hause und legte mir nichts in den Weg. Er war gewohnt, ohne mich zu sein, und das ist eben das Schlimme, wenn die Frau, wie ich, außer dem Hause auf Arbeit geht. Man wächst nicht recht zusammen. Wäre ich nicht so viel von Hause fort gewesen, so wäre es vielleicht nie so weit gekommen.

Es war neun Uhr vorbei, um ein Uhr ging die Post ab; ich packte also zusammen, was ich nöthig hatte, besorgte im Hause noch, was ich eben konnte, und im letzten Augenblicke fiel mir's noch ein, daß ich die Briefe, die ich von Hellwig hatte — es waren fünfe —, nicht in meiner Commode liegen lassen dürfte. Aber mein Mann stand immer dicht davor, und erst als wir schon nach der Thüre gingen, konnte ich noch einmal rasch umdrehen und aus dem Kasten, in dem ich all mein Bestes mir verwahrte, die Briefe herausnehmen und in die Tasche stecken. Darauf gab ich meinem Manne den Schlüssel, weil er den doch brauchte.

Achtzehntes Capitel.

Es war eine finstere Nacht, und ich saß im Wagen ganz allein. Bald dachte ich an meine Mutter, ob ich sie noch finden würde, bald an Hellwig, und daß er zufrieden sein würde, daß ich fort gemußt hatte; dann wieder fiel mir ein, wie ich mit meinem Manne am hellen Tage diesen Weg in demselben Wagen gefahren war, und ich sagte einmal zu mir selber: Es ist wie Tag und Nacht! Und wie ich das gesprochen hatte, erschrak ich darüber, denn es war gerade, als hätte es ein Anderer mir zugerufen, und es traf so schrecklich zu.

Als ich vor meiner Eltern Thüre kam, sah der Weber aus dem Fenster. Er wartete auf mich. Er hatte sein ruhiges Gesicht wie immer; ich schöpfte also die Hoffnung, daß ich noch zu rechter Zeit gekommen wäre — indeß ich hatte mich geirrt. Meine Mutter war schon kalt, mein Vater saß und betete, mein Bruder war zum Tischler gegangen, den Sarg zu bestellen, meine Schwägerin, die alle Tage und Nächte nicht von ihren Füßen gekommen war, hatte sich hingelegt und schlief.

Mein Vater sah gar nicht mehr wie von dieser Welt aus. Er war blaß und mager wie ein Todter, er konnte sich fast nicht mehr bewegen; nur die Augen hatte er noch heller, als zuvor, und sein ganzes Gesicht war wie verklärt. Wie er da saß neben unserer Mutter — ich vergesse es mein Lebtag nicht. Ich fiel ihm mit beiden Armen um den Hals und weinte hell auf. Er war ohne eine Thräne und ganz wie immer ruhig und gelassen.

Ja, sagte er, wenn Du gestern da gewesen wärest, so hättest Du sie noch getroffen. Sie wollte Dich noch gern sehen. Du hast lange nichts von Dir hören lassen; sie dachte, Du wärst krank, und machte sich Gedanken. Nun ist's mit allen ihren Sorgen endlich aus! Gott wird's wohl auch mit mir bald gnädig machen, denn was soll ich noch auf Erden! Einen hülflosen Menschen zu verpflegen, ist eine große Last, und die Schwiegertochter hat mit den Kindern schon ihr Theil.

Kommen Sie zu mir, Vater! rief ich, denn seine Ergebung schnitt mir in das Herz, und in dem Augenblicke kam mir Alles in der Welt wie nichts vor gegen das, was Vater und Mutter Einem sind. Kommen Sie zu mir! Sie wissen, es geht uns gut, ich habe Arbeit....

Er schüttelte verneinend mit dem Kopfe. Die Mutter hat bisweilen wohl davon gesprochen, sie hatte einen unruhigen Sinn. Ste wollte, wenn ihr

hier etwas nicht recht war, fortziehen und zu Dir. — Ich ließ sie immer reden, sie wußte, daß ich hier nicht fort kann. Hier bin ich geboren, hier will ich auch sterben, das Stück Erde mit dem Erbbegräbniß ist doch hier noch mein.

Er fing darauf zu erzählen an, daß der Tabakshändler ihm aus unserem alten Garten die Fliederbüsche und die Rosenstöcke gegeben habe, als der Garten umgegraben worden sei, und daß er sie habe an das Erbbegräbniß pflanzen lassen. Die Mutter, sagte er, hat immer raisonnirt, wenn sie dort jäten oder gießen gehen sollte, nun soll's ihr schon gefallen, unter unseren Bäumen und Blumen auszuruhen, und des Berthold's Aeltester, der ein gutes Herz hat, ist bald groß genug, daß er's dort besorgen kann.

Von der Mutter Krankheit, von ihrem Tode sagte er kein Wort. Er klagte nicht, er weinte nicht, er machte sich auch keine eigentliche Sorge. Er hing nicht mehr am Leben, er hatte vor dem Tode keine Furcht. Fromm und gottergeben wie er war, sah er Alles als des Herrn Schickung an und wartete in Geduld, wie es Gott fügen würde.

Auch der Berthold und seine Frau hatten ein stilles, zufriedenes Wesen bekommen, und der Weber vollends, der sie Alle zusammenhielt, kam mir jetzt mit seinem langen, weißen Haar ganz anders als vor Jahren, recht wie ein Priester aus der Bibel vor. Ich hatte ihr vieles Beten und ihre stille Weise sonst

nicht leiden können; aber wie sie jetzt alle so einträchtig bei der Leiche meiner Mutter waren, wie der Weber und die Schwägerin den Vater pflegten, wie die Kinder auf den Wink gehorchten und mein Bruder und seine Frau Ein Herz und Eine Seele waren, da mußte ich in mein Inneres blicken und nach Hause denken. Es war, als hielten sie mir einen Spiegel vor.

Ich fing noch am Vormittage an, für die Schwägerin und für mich die Trauerkleider zuzuschneiden, und kam von meinem alten Vater gar nicht fort. Sie hatten mir das Bett in seiner Kammer aufgeschlagen, ich brachte ihn zur Ruhe und setzte mich noch mit meiner Arbeit hin, weil wir die Kleider doch schnell haben mußten. Mein Vater lag eine Weile still für sich; darauf fing er von der Mutter zu sprechen und von ihr zu rühmen an, wie sie rechtschaffen und redlich gewesen wäre und wie sich der Heiland gewiß ihrer armen Seele erbarmen werde, obschon ihr das rechte Gottvertrauen gefehlt habe. Sie hat treu zu mir gehalten in all der langen Zeit, sagte er, und ausgeharrt mit mir in Krankheit und in Noth; sie hat redlich Wort gehalten, sie sagte auch: Ich kann ruhig sterben, ich hab' meine Schuldigkeit gethan! —

Jedes Wort, das er sprach, war ein Vorwurf für mich, es traf mich gerade, als ob meine Mutter aus dem Grabe mir es vorhielt. Ich nähte und

nähte, aber die Thränen fielen mir auf die Arbeit, daß ich kaum sehen konnte, was ich machte. Als es schon gegen Mitternacht war, fing mein Vater still für sich zu beten an. Ich hatte wer weiß wie lange nicht gebetet. Abends, wenn ich einschlief, dachte ich zu Hause nur daran, ob ich im Schlafe auch nichts sagen würde, was mein Mann nicht hören sollte, und Morgens lag mir wieder Anderes im Sinne. Wie ich nun in mir so nachsprach, was mein Vater betete, fielen mir meine Trauung und meine Einsegnung ein und wie ich der gnädigen Frau versprochen, rechtschaffen in meinem Hause wie in meinem Dienste zu sein, und darauf dachte ich an die Verse, die ich an meinem Einsegnungstage hatte hersagen müssen: „Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen, gewissen Geist, verstoße mich nicht von Deinem Angesichte und ziehe Deine Hand nicht von mir!" — Und wie ich die Worte so vor mich hinsprach, wendeten sie mein ganzes Inneres um, und ich stand auf und knieete an meines Vaters Bett nieder und weinte und weinte, bis ich nicht mehr konnte.

Mein Vater dachte, daß es um die Mutter wäre, und verwies mir das Trauern. Ich ließ ihn bei dem Glauben, denn ich wollte ihn nicht betrüben; aber ich war in mich gegangen wie noch nie zuvor, und als ich mich endlich niederlegte, betete ich auch für mein eigen Theil, daß Gott mir die Kraft ver-

leihen sollte, einen neuen Weg zu gehen, und ich dachte, vielleicht hat Gott dem Hellwig gestern das harte Herz gegeben, um mir die Umkehr nicht so schwer zu machen.

War es von dem vielen Weinen oder weil ich in mich gegangen war und mich zu ändern dachte, ich schlief die Nacht so ruhig, wie ich schon lange nicht geschlafen hatte. Am Morgen, als ich aufwachte, war mir ordentlich einmal wieder leichter um das Herz, und in dem Vorsatze, daß es anders werden sollte, wollte ich zuerst die Briefe, die ich mitgenommen hatte, in das Feuer werfen. Das kam mir schwer an, denn ich hing an ihnen, und ich hing an Hellwig wie am Leben — aber ich wollte ja doch umzukehren suchen und gleich den Anfang dazu machen.

So wie ich die Fensterladen geöffnet hatte, ging ich an meinen Koffer und suchte die Briefe heraus. Ich fand das Päckchen auch sogleich; aber als ich es jetzt in die Hand nahm, blieb der Athem mir im Halse stehen. Ich hatte Hellwig's Briefe gar nicht bei mir. In der Eile, mit welcher ich noch an meine Commode gegangen war, um die Briefe einzustecken, hatte ich das falsche Packet gegriffen. Es waren meines Mannes Briefe von dem Brautstande her — Hellwig's Briefe lagen zu Hause nach wie vor, und mein Mann hatte der Schlüssel zur Commode bei sich!

Ich zitterte vor Schrecken, daß ich mich nicht halten konnte und mich niedersetzen mußte; ich hörte

und sah nicht mehr, was um mich vorging, ich hatte nur den einen Gedanken: Nach Hause! — Montag Abend war ich bei dem Vater angekommen, Donnerstag sollte die Mutter in aller Frühe begraben werden, und ich hatte bis Sonnabend bei meinem Vater bleiben wollen. Aber die Angst konnte ich so viel Tage nicht ertragen, und ich sagte dann im Laufe des Morgens, daß ich wohl so lange nicht mehr würde bleiben könne, weil ich pressante Arbeit zu Hause hätte, und daß ich spätestens am Freitag Morgens reisen müßte. Sie redeten mir zum Bleiben zu, ich zählte indessen die Stunden, und hätten wir auch nicht die Nächte hindurch nähen müssen, um mit den Kleidern zu Stande zu kommen, ich hätte doch nicht schlafen können. Wie ein Beil hing über mir die Angst.

Mein Vater konnte bei seiner Gebrechlichkeit nicht zum Begräbniß kommen. Es war heller Sonnenschein, als sie die Mutter in die Erde legten. Der Prediger sagte, so sterbe ein Gerechter, wie die Mutter gestorben sei. Er pries ihre stillen Tugenden und daß sie ihre Kinder auch zum Guten angehalten und auf den rechten Weg geleitet habe. Ich hatte den Herrn Pastor seit meiner Trauung nicht gesehen, und einmal, wie er mit seinem ernsten Gesichte so vor mir stand, dachte ich: Du willst Dir ein Herz fassen und ihm Alles eingestehen, und er soll Dir sagen, wie Du herauskommen und was Du thun sollst! — Aber ich besann mich dann, wie er und

mein Fräulein gehandelt hatten, und ich sagte mir: Solche Menschen können kein Mitleid mit Dir haben und müssen Dich verdammen — und am Grabe meiner Mutter war ich zuletzt nicht mehr bei ihr, sondern ich dachte: Wenn Konrad es entdeckt, so hast Du Niemanden mehr, als Hellwig! — Und das war mir wieder lieb, dann konnte er ja nicht mehr von mir lassen.

Es war gerade wieder wie dazumal auf der Schaukel, es war kein Halt, nicht oben und nicht unten. Weil ich am anderen Morgen reisen wollte, meinte die Schwägerin, wir sollten die paar Stücke, die die Mutter hinterlassen hatte, nur gleich theilen. Die Schwägerin hatte aber Kinder und ich nicht; ich sagte also, sie möchte Alles nur behalten, und wenn sie dadurch sparte, es auf meinen Vater wenden, so lange der noch lebte. Sie nahm das still in ihrer Weise auf, und wie ich Freitag Mittag fortging, sagten sie mir Alle, der Vater und der Bruder und die Schwägerin und der Weber, daß ich bald wiederkommen sollte und daß sie mich jetzt lieber hätten, als vordem. Du bist demüthiger geworden, meinte der Weber, und so wird der Herr auch Dich noch zu sich rufen und auch Dich erlösen! — Er und mein Vater segneten mich beide. Ich bat sie, daß sie für mich beten sollten; sie versprachen es mir Alle. — Wie nöthig ich es hatte, das wußten sie den Tag noch nicht, und ich selber wußte es noch nicht.

Gegen sechs Uhr war ich wieder zu Hause. Im Flur war es dunkel, in der Werkstatt brannte Licht. Als ich die Thüre aufmachte und mein Mann mich sah, sprang er von seinem Sitze auf und packte meinen Arm, daß ich laut aufgeschrieen hätte, hätte ich Luft dazu gehabt.

Du? rief er — Du? — Er konnte vor Grimm nichts weiter vorbringen. Ich wußte also, was geschehen war. Ich konnte auch nichts sprechen, aber ich suchte mich von ihm los zu machen, denn das Einzige, was ich denken konnte, war, daß unser Gesell und der Bursche es nicht sehen und nicht hören sollten. Ich ging in die Stube und griff, wie ich das gewohnt war, nach dem Feuerzeuge, um Licht zu machen; mein Mann kam mir nach. In der Stube sah es aus, als wenn geplündert worden wäre. Die Commode stand offen, die Sachen lagen auf dem Sopha und auf den Stühlen herum.

Ich war noch in Hut und Mantel und wollte sie ablegen. Fort! Mach', daß Du fortkommst! rief er. Geh' hin, wo Du hin gehörst! Hier ist Deines Bleibens nicht! — Er schimpfte mich, er schlug auch nach mir, daß ich taumelte und gegen die Commode fiel; aber wie er mir den Schlag gegeben hatte und ich im Entsetzen aufschrie, schlug er sich selber die Hände vor das Gesicht, und darauf weinte er laut auf.

In der Bibel heißt's vom jüngsten Gericht. So habe ich da gestanden, und es hat mich zerschmettert

und in mir gewühlt jedes Wort, das er gesprochen hat, als wäre es schon das jüngste Gericht — denn es war alles wahr, was er sagte — alles! Er war immer gut zu mir gewesen von Kindheit an, er hatte treu zu mir gehalten, und er konnte nichts dafür, daß ich anderen Sinnes geworden und ihn ohne rechtes Herz geheirathet hatte. Die Schuld war alle mein. Ich hatte ihn betrogen und verrathen. Er fragte mich immer: Sage ich die Wahrheit? wie er es mir vorwarf, und ich mußte immer Ja! und Ja! sagen, wenn er mich bei der Hand packte und verlangte, daß ich Antwort geben sollte.

Wie er es vorbrachte, daß er an die Commode gegangen sei, um aus seiner Schublade Geld herauszunehmen, weil er Leder bezahlen wollen, wie er seine Schublade nicht aufbekommen und deßhalb die meine aufgeschlossen habe, um zu sehen, was sich klemme, und wie er da ganz obenauf die Briefe liegen gefunden und ohne böse Ahnung habe sehen wollen, was das für Briefe wären, und wie der Zorn und die Scham und die Wuth über ihn gekommen wären, daß er den Kopf hätte gegen die Wände stoßen und sich und mir das Leben nehmen mögen, wenn ich da gewesen wäre — es war, als risse er mir das Herz in Stücke.

Ich flehte, daß er mir verzeihen sollte; er schüttelte den Kopf. Ich habe Dir Wort gehalten von Kindesbeinen an, sagte er, und ich halte auch jetzt

mein Wort. Wir Beide sind geschied'ne Leute. Wie ich wußte, was an Dir und was an dem elenden Schufte, dem Hellwig, war, bin ich hingegangen zu Klinge's und habe es ihnen gesagt, damit sie nicht auch noch in Schimpf und Schande kommen sollten, und ich habe mir den Schwur gethan, daß ich Dich nicht mehr über meine Schwelle lassen würde. Ich habe das gestern gleich zu Dir nach Hause geschrieben und Dir Deine Briefe mitgeschickt. Daß Du mir schon heute über den Hals kommst, ist nicht meine Schuld. Mach', daß Du fortkommst, denn hier bleibst Du nicht!

Er ging hinaus, ich stand und konnte nicht vom Fleck. Ich dachte Alles auf einmal und konnte doch nichts im Kopfe festhalten, ich war wie irre. Also Klinge's wußten es, und Hellwig wußte es gewiß auch, daß Alles verrathen war, und zu Hause wußten sie es ebenfalls: mein Vater und der Weber, die mich gesegnet hatten. Was sollte denn nun werden?

Ich sah mich in der Stube um, und mit Einem Male wollte ich hier nur erst wieder Ordnung machen. Ich nahm den Mantel und den Hut ab und fing an, meine und seine Sachen fortzulegen. Es war unvernünftig, aber ich kramte und kramte, ohne recht viel zu wissen, was ich that, nur weil ich's so gewohnt war. Darüber kam mein Mann zurück, und wie ich ihn nun vor mir sah und dachte, daß ich ihn nicht wieder sehen und daß ich die Schwelle nicht

mehr betreten sollte, da ging es mir so nahe, wie es von Kindheit an zwischen uns gewesen war, und ich weinte bitterlich über all' mein Thun und wollte ihm um den Hals fallen und ihn bitten, daß er mich nicht von sich stoßen sollte. Er merkte es aber und wies mich mit der Hand zurück. Geh', rief er, und die Thränen rollten ihm wieder über die Backen — geh'! Ich habe Dir geglaubt mein Leben lang, und Du hast mich belogen und betrogen, Du hast mich mit Haß vergiftet, nun ist's aus! Ich bin nur ein Mensch — mache, daß Du fortkommst — ich stehe nicht für mich — ich bin nur ein Mensch! Geh'! — Und so ging ich denn!

Draußen stand ich still. Es gab nur Einen Weg für mich, und vor dem Wege hatte ich Furcht. Er mußte aber doch gegangen werden. Die Köchin, die mir im Landgerichte die Thür aufmachte, wunderte sich, daß ich schon zurück wäre. Sie sah meine Trauerkleider und wie verstört ich war; sie sprach mir also mitleidig zu und fragte, was ich wollte. Ich sagte, ich müßte den Sekretär gleich sprechen. Da haben Sie wohl mit der Erbschaft Verdruß! meinte sie und leuchtete mir über den Hof nach Hellwig's Stube hinüber.

Ich hatte mich auf nichts Gutes gefaßt gemacht; es kam aber schlimmer, als ich es erwartet hatte. Er fragte, wie ich mir es unterstehen könne, ihm vor die Augen zu kommen, nach dem, was ich an ihm

gethan. Er behauptete steif und fest, ich hätte die Briefe absichtlich so hingelegt, daß mein Mann sie finden müssen, weil ich gewollt hätte, daß Klinge's es erfahren und daß Lina wissen sollte, wie er und ich zusammen gehalten hätten. Es half nichts, daß ich ihm beweisen wollte, wie unmöglich das für mich gewesen wäre, weil ja alle meine Hoffnungen damit auch vernichtet wären; er ließ mich gar nicht zu Worte kommen.

Mit Deinen Hoffnungen! rief er. Was kümmern mich die! Aber ich? Mein Leben lang habe ich gearbeitet und gerungen und mich gequält, um vorwärts zu kommen in der Welt, und nun ich vor meinem Ziele stehe und nur noch ein einziger Schritt zu thun war, um es zu erreichen, nun plagt Dich Deine wahnsinnige Eifersucht, daß Du mich noch in der letzten Stunde an den Pranger stellst! Jetzt kann ich zusehen, wo ich bleibe, denn hier — wo sie nach dem Skandal mit Fingern auf mich weisen, wo heute schon mir die Leute, die es mit den Klinge's halten, aus dem Wege gehen — hier, das sehe ich vor Augen, hier wird meines Bleibens nicht lange sein! Der Landrichter versteht in solchen Dingen keinen Spaß, und die Conduitenliste vollends nicht.

Er sprach und sprach und schmähte mich — er hätte immer weiter sprechen können, ich hörte es und hörte es auch nicht. — „Er hat nichts im Auge, als sich selbst!“ hatte der gnädige Herr vor Jahren von

ihm gesagt, daran mußte ich immerfort mit bitterem Schmerze denken. Was aus mir werden sollte, das fiel ihm gar nicht ein! — — —

Du hast doch Deinen Posten hier, Dein Obdach und Dein Brod! sagte ich endlich — aber ich?

Hast Du das etwa nicht? rief er spöttisch.

Mein Mann läßt mich nicht mehr in's Haus! entgegnete ich, und es schnürte mir vor Scham die Kehle zu, daß ich das sagen mußte.

Hellwig wurde still. Da faßte ich mir ein Herz und trat an ihn heran und sagte ihm Alles: wie er mir nachgegangen, wie er zu uns gekommen war, wie er mich mit Absicht immer von meinem Manne abgewendet, als er bemerkt hatte, daß ich nicht recht zufrieden gewesen; wie er mir hundert und aber hundert Mal es zugeschworen, daß er mich liebe, daß er meine Scheidung durchsetzen und mich heirathen würde.

Ich möchte wissen, worauf, fiel er mir in die Rede, nun Du Alles so schön an's Licht gebracht hast, um Deiner Sache sicher zu sein.

Kann ich denn für das Unglück? fragte ich. So wahr Gott lebt, es ist nicht meine Schuld!

Er lachte spöttisch auf. Spare Dir das Schwören! meinte er. Was von Deiner Treu' und Deinem Schwören zu halten ist, das weiß ich wohl am besten! Glauben wirst Du von mir doch nicht verlangen!

Das war der Gnadenstoß. Er ging mir wie

ein Messer durch das Herz, und das Schrecklichste war, daß ich mir sagte: er hat Recht, er kann Dir ja nicht glauben — aber ich glaubte auch nicht mehr an ihn. Meine Füße trugen mich nicht länger, ich mußte mich setzen. Er ging in der Stube auf und ab, ohne nach mir hinzusehen.

Ich saß und wußte nicht, was aus mir werden würde. Mein Mann hatte mich verstoßen, mein Liebhaber wollte Nichts von mir wissen. Ich kannte Leute genug im Orte, indeß, ich konnte doch nicht mit Einem Male bei Nacht und Nebel zu ihnen gehen und ihnen sagen, wie es um mich stand. — Ich saß und saß, und je länger ich saß, je wirrer und dumpfer wurde es in meinem Sinne, ich mußte mit den Händen nach dem Kopfe fassen, um nur zu begreifen, daß all' das Unglück wahr und daß ich wirklich auf die Straße hinausgestoßen sei. Ich konnte nicht sprechen und nicht weinen. Ich saß nur immerfort. Erst als Hellwig vor mir stehen blieb und mich fragte: Was soll denn jetzt mit Dir geschehen? kam ich zu mir selbst, und der kalte, eiserne Ton, mit dem er zu mir redete, der weckte in mir eine Empfindung auf, die ich nicht gehabt, als ich vor meinem Manne gestanden hatte. In dem Augenblicke hätte ich ihn ermorden können, haßte ich ihn, und nun wußte ich auch, wie's meinem Manne gewesen war, als er mir vorhin zugerufen: Du hast mich mit Haß vergiftet —

ich bin nur ein Mensch, ich kann nicht für mich stehen! —

Ich stand auf, aber ich mußte mich am Tische halten, so schlecht war mir. Es stand Wasser da, das reichte mir Hellwig, und nun er sah, daß ich nicht weiter konnte und daß ich gehen wollte, fing er an, davon zu reden, daß ich noch in dieser Nacht wieder zu meinen Verwandten zurückreisen sollte. Ich hatte schon selbst daran gedacht. Da er's aber sagte, daß ich nach Hause zu meinem Vater fahren sollte, bis mein Mann sich vielleicht besänftigt haben würde, nun sah ich erst recht deutlich, wie elend Hellwig war — und mir war Alles, Alles einerlei.

Um zehn Uhr war ich wieder auf der Post. Der Inspektor fragte mich nichts, wunderte sich über nichts — er wußte es also schon. Ich hatte noch Stunden lang zu warten, bis die Post abging. Das war eine schwere Pein. Der Färber, der nicht weit von Klinge's wohnte, kam mit seiner Frau und Tochter, um auch die Nacht zu fahren. Sie hatten sonst immer viel von mir gehalten, nun thaten sie, als wäre ich gar nicht da. So fuhren wir von Ranzau ab und in die finstere Nacht hinaus.

Anfangs hörte ich, was die Anderen redeten, dann habe ich geschlafen. Ich konnte nicht mehr.

Ich wachte erst auf, als der Postwagen still hielt und wir angekommen waren. Es war kalt und kaum erst Tag, als sie die Wagenthüre aufmachten.

Mich fror an allen Gliedern, und so benommen war ich, daß ich nicht wußte, wo ich war. Aber wie ich den Fuß nur auf den Boden setzte und wie ich nun dachte, daß ich nach Hause gehen und meinem alten Vater unter die Augen treten sollte, der mich gestern noch gesegnet hatte und dessen ganzes Leben eine Rechtschaffenheit gewesen war — da konnte ich es nicht. Ich bog nach der anderen Seite, nach dem Schlosse ein.

Es lag noch Alles im Nebel. Von den Bäumen tropfte es grau herunter; in der Hecke vor dem Gartenthore hatten sie Sprenkeln gestellt, ich sah, wie die Vögel darin hingen. Das Gartenthor war offen, ich ging gerade herunter durch die große Allee. Ich wollte aus dem Elende heraus, ich wollte nicht noch so einen Tag durchleben, wie den letzten. So kam ich an den Teich.

Aber Gott hatte es anders mit mir vor. Gerade wie ich an den Teich herankam, standen der Herr Pfarrer und der Doctor vor mir. Der Gärtner hatte sie in der Frühe zu seinem alten Onkel hingeholt, der im Sterben lag.

Sie erkannten mich alle Beide und fragten verwundert, wie ich um diese Zeit in den Garten und hier an's Wasser käme. Sie wußten nicht, daß ich schon abgereist gewesen und zum zweiten Male von Ranzau nach Hause gekommen war; sie dachten, ich käme von meines Bruders und meines Vaters Hause

und es sei dort etwas vorgefallen, daß ich den Herrn Doctor suchen käme.

Ich konnte ihnen keine Antwort geben, ich zitterte am ganzen Leibe. Als sie mich noch einmal fragten und ich nichts zu sagen wußte, nahm mich der Herr Pfarrer bei der Hand. Er hatte errathen, was ich vorgehabt hatte.

Kommen Sie, rief er, hier ist's kalt! Kommen Sie mit in die Pfarre! Sie sehen elend aus — wir wollen zu Hause hören, was Ihnen fehlt. Meine Schwester ist schon auf, es wird warm bei mir sein. Kommen Sie — der Doctor wird mit uns gehen und später nach Ihnen sehen, wenn es noth thut. Kommen Sie nur erst in's warme Haus.

Ich ging ihm nach, ich hatte gar keinen Willen mehr; aber seine Stimme hörte ich, und ich kannte sie wieder und sie that mir wohl und noth.

Wie ich bei ihm und bei seiner Schwester am warmen Ofen saß und das Frühstück auf den Tisch getragen wurde und sie mich zum Essen und zum Trinken nöthigten, konnte ich nichts genießen. Mir war sehr schlecht, und das, was ich hatte thun wollen, als der Herr Pfarrer und der Doctor dazwischen gekommen waren, stand wie eine Mauer zwischen mir und Allem.

Ich sah die Mauer ordentlich vor mir, und sie rückte immer näher und näher, bis ich dachte, nun

erdrückt sie Dich, und darauf konnte ich auch nicht mehr verstehen, was der Herr Pfarrer und seine Schwester zu mir sprachen, nur sehen konnte ich die Beiden noch, aber Luft bekam ich gar nicht mehr, und ich dachte: nun ist's aus — nun ist's vorbei, und das ist gut.

Neunzehntes Capitel.

Das war das Letzte, wovon ich weiß. Volle siebenzehn Wochen habe ich darnach in der Pfarre krank gelegen, und es ging schon gegen die zweite Hälfte des Februar, ehe der Herr Pfarrer mit mir von dem zu sprechen anfing, was geschehen war, was ich gethan hatte und was ich thun wollen.

Als ich den Morgen krank geworden war, hatte der Herr Pfarrer zu meinem Bruder hingeschickt und ihn zu sich kommen lassen. Auf die Art war es ihm bekannt geworden, was mich nach Hause geführt und wie ich mich vergangen hatte; und in den langen Monaten, während deren ich bewußtlos in der Pfarre da gelegen, hatte der Herr Pfarrer wie eine zweite Vorsehung über mir gewaltet. Er hatte mit meinem Manne, mit meinem Vater, mit meinem Bruder und sogar mit Hellwig über mich verhandelt, um es irgendwie in's Gleiche zu bringen; es ist indessen nicht gelungen, und was ich zu erfahren hatte, mußte ich nun doch erfahren.

Mein erstes Verlangen war natürlich gleich nach meinem Vater. — Ich hatte aber keinen Vater mehr. Es war zu viel für ihn gewesen, er hatte meine Schande nicht lange überlebt. Das lag nun auch noch als Schuld auf mir. — Mein Bruder wollte von mir nichts wissen, mein Mann hatte auf Scheidung gegen mich geklagt. Auf des Herrn Pfarrers Vorstellungen hatte er gesagt, daß kein Zusammenbleiben zwischen Mann und Frau mehr möglich sei, wenn der Mann das Vertrauen zu seiner Frau verloren habe — und ich wollte auch nicht mehr zurück. Ich hatte die Stirn nicht, mich vor ihm und vor den Leuten blicken zu lassen, die es alle wußten. Auch Hellwig wollte ich nicht mehr sehen, denn jetzt kannte ich ihn. Am liebsten wäre ich gestorben, indeß der Herr Pfarrer hielt es mir immer und immer vor, daß ich nicht zu sterben wünschen dürfte, ehe ich nicht besser geworden sei und durch Redlichkeit und Treue wieder unter den Menschen zu leben verdient hätte.

Wie die Engel haben der Pfarrer und seine Schwester über mir gewacht. Sie wollten mich Anfangs, zur Erinnerung an mein seliges Fräulein, ganz in ihrem Dienste behalten; aber als sie sahen, daß ich wieder gut zu Kräften kam, meinten sie beide, es wäre besser, ich käme fort und käme wo anders hin, wo Niemand von meiner alten Freundschaft und Verwandtschaft wäre; sie wußten nur nicht gleich, wohin mit mir.

Ich ging fast gar nicht aus dem Hause und aus dem Garten fort, und wenn Leute kamen, wich ich ihnen aus. Ich dachte immer, sie müßten mir es ansehen können, daß ich mir hatte das Leben nehmen wollen, und nur im Dämmerlichte ging ich auf den Kirchhof hinaus und setzte mich auf meiner Eltern Grab, unter meines Vaters Fliederbüsche, und weinte mich satt.

Einen Abend war ich länger draußen geblieben, als ich pflegte, der Mond ging schon auf und die Nachtigallen sangen. Ich konnte gar nicht von der Stelle fort, ich gehörte ja auch nirgend mehr hin, und ich hatte kein Verlangen, als still zu liegen wie die Mutter und der Vater. Wie ich endlich aufstand, weil der Thau fiel und mich zu frieren anfing, sah ich mit einem Male meinen Bruder vor mir stehen. Er war ausgewesen, hatte den Richtweg über den Kirchhof eingeschlagen, und weil die Nachtigallen in den Fliederbüschen an unserem Erbbegräbniß so schön sangen, war er darauf zugeschritten.

Wir erschraken Beide — aber wie er mich sah und ich ihn, da fielen wir uns um den Hals und weinten und weinten, und ich konnte mir nicht helfen, ich knieete mich hin und sagte: Der Vater ist nun einmal todt — vergieb Du mir!

Sei still! sei still! sprach er. Wir wollen beide beten! — Und so beteten wir ein Vaterunser und dann brachte er mich bis an die Pfarrhausthüre,

und wie ich hineinging, sagte er: Komm morgen in der Frühe zu uns, ich will sorgen, daß Du willkommen bist.

Als ich es dem Herrn Pfarrer sagte, daß ich meinen Bruder gesehen und er sich mit mir vertragen hätte, war's ihm recht. Ich ging auch in der Frühe hin, und sie hießen mich willkommen und ließen es mich nicht entgelten; aber heimisch und zu Hause war ich unter ihnen deshalb doch nicht; sie hatten mir zu viel zu verzeihen, und das vergißt sich nicht so schnell.

Ich blieb eine Weile bei ihnen, und wie ich darauf wieder in die Pfarre kam und mit meinem Nähzeug bei dem Fräulein saß, fiel mir ein, wie früher Alles bei uns zu Hause gewesen war, und ich erzählte von meinem Vater und von meiner Mutter, und wie ich durch den Herrn Professor in das Schloß gekommen war, und wie ich nachher des Herrn Professors Schwester bei uns gepflegt und sie mir gesagt hatten, ich sollte nur zu ihnen kommen, wenn es mir im Leben einmal fehlte.

Da rief das Fräulein: Mein Gott, das wäre ja ein Ausweg! Zu der Familie sollten Sie jetzt gehen! Haben Sie denn daran nie gedacht? Dort könnte man Sie vielleicht brauchen, und Sie wären weit von Ihrer Heimath fort!

Mir war das nie eingefallen, denn Italien ist von uns so fern, und ich wußte, was das Reisen kostet.

An dem Morgen war keine Rede mehr davon und auch nachher nicht wieder. Ich hatte in die Zeitungen setzen lassen, daß ich eine Stelle suchte, weil ich doch dem Herrn Pfarrer nicht noch länger lästig fallen wollte, und es waren auch ein paar Briefe mit Dienstvorschlägen eingelaufen; aber der Herr Pfarrer hatte gemeint, das sei nicht das Rechte, und ich solle warten.

Er und seine Schwester sprachen oft mit mir, und Beide hielten mir es vor, wie es mein Unglück gewesen sei, daß ich mich zu gut gehalten hätte für den Platz, auf den mich Gott gewiesen, und daß ich mir nicht genügen lassen an meines Mannes treuem Herzen und an seinem Fleiß und seiner Rechtschaffenheit, und mich hatte verblenden lassen von blassem, falschem Schein über einem schlechten Herzen. Ich sah das Alles ein, sie hatten Recht in Allem; aber Unsereins ist auch übel dran. Zu den Vornehmen und Gebildeten, unter denen ich zu Hause gewesen war und mein ganzes Leben zugebracht hatte, gehörte ich nicht — und unter denen, zu denen ich gehörte, war ich nicht mehr zu Hause gewesen. Ich hatte nirgend mehr recht hingehört.

Darüber kam an einem Abende ein Brief aus Italien an. Er war von Signor Cesare und von den Fräuleins beiden. Der Herr Prediger hatte ihnen geschrieben, ganz ausführlich, wie es mit mir geworden war, und bei ihnen angefragt, ob sie mich,

nicht brauchen könnten, denn daß ich hier in meiner Heimath oder bei meiner alten Herrschaft im Schlosse bleibe, sei nicht gut für mich. Wenn die Herrschaften mich in Italien bräuchen könnten, so werde er dafür sorgen, daß es mir an Reisegeld nicht fehlte und daß ich reisen könnte. Nun brachte der Brief aus Italien eine zusagende Antwort und noch mehr. Ich sollte kommen, sobald ich irgend wollte. Dieselben schickten auch in ihrer Großmuth das Reisegeld gleich mit.

Acht Tage darauf machte ich mich denn auch auf den Weg.

Es war im hohen Sommer, als ich hergekommen bin, und seitdem bin ich hier. Die Herrschaften sind die Güte selbst.

Von Hause höre ich nur selten, aber meinem Bruder und den Seinen geht es gut, und meinem Manne auch. Er hat Frau und Kinder, sein Geschäft ist sehr im Gange, und auch seine Eltern leben noch.

Und was ist aus Hellwig geworden? fragte ich. Wissen Sie das nicht?

Ja, sagte sie; ich konnte es erst nicht denken und nicht glauben. Er hat sich ganz herausgeredet, ihm ist nichts geschehen. Die Lina hat sich bei den Ihren in das Mittel für ihn gelegt, er ist Kämmerer geworden, hat sie zur Frau bekommen, und wie

sie dann bei Neustadt eine Eisenbahn gebaut haben, hat er viel Geld verdient. Es heißt, er soll sehr reich geworden sein. — Ich will's ihm gönnen und wünschen, daß er nicht mehr an mich denkt. Es ist an Einem ja genug! und ich hab's für Zwei empfunden und gebüßt! — — —

Lewald, Fanny

Villa Riunione Erzählungen eines alten Tanzmeisters

Bd.: 1. Band

Berlin 1869